Des Herrn Abts

**de Berault - Bercastel,**

Domherr an der Kirche zu Noyon,

# Geschichte der Kirche

in

einem getreuen Auszuge.

---

**22.—24. Lieferung**
oder
**VIII. Band.**

---

**Zweite** Auflage.

Mit Genehmigung des fürstbischöflichen Ordinariats zu Brixen und des bischöflichen Generalvikariats zu Augsburg.

Innsbruck,
in der Wagner'schen Buchhandlung.

(2)

So eben erschien:

# Die vierte Auflage
vom
# Handbuch
zum großen in den k. k. österreichischen Staaten eingeführten
# Katechismus
der
## christkatholischen Lehre
mit Beweisen, Erläuterung und Beispielen.

Von

einem Freunde der Jugend.

8. Innsbruck. I. Band. Preis für I. und II. Band 2 fl. 48 kr.
1 Rthl. 18 ggr. 2 fl. 24 kr. CM.
Der II. Band erscheint dieses Jahr noch.

---

# Die vierte Auflage
vom
# Handbuch
zum großen in der Diözese Augsburg eingeführten
# Katechismus
der
## christkatholischen Lehre
mit Beweisen, Erläuterungen und Beispielen.

Von

einem Freunde der Jugend.

8. Innsbruck I. Band. Preis: für I. und II. Band 2 fl. 48 kr.
1 Rthl. 18 ggr. 2 fl. 24 kr. C. M. Der II. Band
erscheint dieses Jahres noch.

Der dritte Band zu Beiden, so wie zu denen der frühern Auflagen erscheint in wenigen Wochen.

Innsbruck im November 1843.

**Wagner'sche Buchhandlung.**

Des Herrn Abts

# de Berault - Bercastel,

Domherrn an der Kirche zu Noyon,

# Geschichte der Kirche

in

# einem getreuen Auszuge.

---

**Neun Bände.**

---

## Achter Band.

Von dem Anfange des Jansenismus im Jahre 1630 bis zum Tode Klemens XI. im Jahre 1721.

Bischöfliche Bibliothek Brixen

**Zweite Ausgabe.**

Mit Genehmigung des fürstbischöflichen Ordinariats zu Brixen und des bischöflichen General-Vikariates zu Augsburg.

**Innsbruck,**

in der Wagner'schen Buchhandlung.

**1843.**

07 NA 242-8(2)

Bischöfliche Bibliothek • Passau •

# Eintheilung des achten Bandes.


## LXXIII. Buch.

Seite

Vom Anfange des Jansenismus bis zum Tode des Jansenius; oder vom Jahre Christi 1630 bis 1638 . . 1

## LXXIV. Buch.

Von dem Tode des Jansenius bis zur Bulle Urbans VIII.; oder vom Jahre Christi 1638 bis 1642 . . . . . 33

## LXXV. Buch.

Von der Bulle Urbans VIII. bis zum westphälischen Friedensschlusse; oder vom Jahre Christi 1642 bis 1648 50

## LXXVI. Buch.

Von dem westphälischen Friedensschlusse bis zur Bekanntmachung der Bulle Innocenz X.; oder vom Jahre Christi 1648 bis 1653 . . . . . 75

## LXXVII. Buch.

Von der Verdammung des Jansenismus bis auf die Bulle Alexanders VII.; oder vom Jahre Christi 1653 bis 1656 . . . . . 87

## LXXVIII. Buch.

Von der Bulle Alexanders VII. bis zu der Wahl Klemens IX.; oder vom Jahre Christi 1656 bis 1667 . 120

## LXXIX. Buch.

Von der Wahl Klemens IX. bis zur Wahl Innocenz XI.; oder vom Jahre Christi 1667 bis 1676 . . . 151

LXXX. Buch.

Vom Anfange des Pabstthumes Innocenz XI. bis zum Widerruf des Ediktes von Nantes; oder vom Jahre Christi 1676 bis 1685 . . . . . 169

LXXXI. Buch.

Von dem Widerrufe des Ediktes von Nantes bis zur Erneuerung des Quietismus; oder vom Jahre Christi 1685 bis 1694 . . . . . 197

LXXXII. Buch.

Von der Erneuerung des Quietismus bis zum Pabstthume Klemens XI.; oder vom Jahre Christi 1694 bis 1700 . . . . . 235

LXXXIII. Buch.

Vom Anfange des Pabstthumes Klemens XI. bis auf das erste Dekret des heiligen Stuhles wider die sittlichen Betrachtungen; oder vom Jahre Christi 1700 bis 1708 . . . . . 264

LXXXIV. Buch.

Von dem ersten Dekrete des heiligen Stuhles wider die sittlichen Betrachtungen bis auf die Bekanntmachung der Bulle Unigenitus; oder vom Jahre Christi 1708 bis 1713 . . . . . 288

LXXXV. Buch.

Von der Bekanntmachung der Bulle Unigenitus bis zum Tode Klemens XI.; oder vom Jahre Christi 1713 bis 1721 . . . . . 310

Chronologische und kritische

# Tabelle für den achten Band,

oder

## vom Jahre Christi 1630 bis 1721.

| Päbste. | | Römische Kaiser. | |
|---|---|---|---|
| CCXXXVI. Innocenz X. | | Ferdinand II. starb im Jahre | 1637 |
| erw. den 15. September | 1644 | Ferdinand III. . . . . | 1657 |
| starb den 7. Jänner . . | 1655 | Leopold I. . . . . | 1705 |
| CCXXXVII. Alexander X. | | Joseph I. . . . . | 1711 |
| erw. den 7. April . . . | 1655 | Karl VI. . . . . | |
| starb den 22. Mai . . | 1667 | | |
| CCXXXVIII. Klemens IX. | | Könige von Frankreich. | |
| erw. den 20. Juni . . | 1667 | Ludwig XIII. . . . . | 1643 |
| starb den 6. Dezember . | 1669 | Ludwig XIV. . . . . | 1715 |
| CCXXXIX. Klemens X. | | Ludwig XV. . . . . | |
| erw. den 29. April . . | 1670 | | |
| starb den 22. Juli . . . | 1676 | Könige von Spanien. | |
| CCXL. Innocenz XI. erw. | | Philipp IV. . . . . | 1665 |
| den 21. September . . | 1676 | Karl II. . . . . | 1700 |
| starb den 1. August . . | 1689 | Philipp V. . . . . | |
| CCXLI. Alexander VIII. | | | |
| erw. den 6. Oktober . . | 1689 | Könige von England. | |
| starb den 1. Februar . . | 1691 | Karl I. enthauptet . . . | 1649 |
| CCXLII. Innocenz XII. | | Karl II. starb . . . . . | 1685 |
| erw. den 12. Juli . . . | 1691 | Jakob I. . . . . | 1701 |
| starb den 27. September | 1700 | Wilhelm III., als König an- | |
| CCXLIII. Klemens XI. | | erkannt, starb . . . . | 1702 |
| erw. den 23. November | 1700 | Anna . . . . . | 1714 |
| starb den 19. März . . | 1721 | Georg I. . . . . | |

| Sektirer. | Verfolgungen. |
|---|---|
| Die Jansenisten oder Vertheidiger der ketzerischen Lehre, welche in dem verrufenen Buche: Augustinus genannt, enthal- | In China begann die Verfolgung durch die Bonzen, und wüthete vorzüglich in den mittäglichen Provinzen. Dieß geschah bald |

| Sektirer. | Verfolgungen. |
| --- | --- |
| ten ist, das Kornelius Jansenius, Bischof von Ypern, verfasset hat. 1630 | nach der Aerndte der ersten Missionäre. |
| Puritaner, die in England und Schottland zu Zeiten Karl I. aus der Sekte der Presbyterianer entsprossen sind. Sie verwarfen unter dem Vorwande der reinern evangelischen Lehre und eines völlig geläuterten Gottesdienstes alle Zeremonien, und waren dem Tyrannen Kromwel unter dem Namen der Independenten zugethan. 1643 | Die Bedrückung der Katholiken, in Deutschland wurde mittelst der schwedischen Waffen fortgesetzt, und durch den westphälischen Frieden beinahe verewigt. |
| Menno Simonis, Stifter der Mennonitensekte, die sich vorzüglich in Holland und unter den Sozinianern, denen sie in der Grundlehre gleich kömmt, verbreitet hat. 1646 | In England, Schottland und Irland mußten die Katholiken, welche dem rechtmäßigen Fürsten treu blieben, sich den härtesten Prüfungen unterziehen. |
| Johann Labadie, ein Schwindelgeist und Starrkopf, zuerst ein Jesuite, dann ein Karmelite, und endlich aus einem Katholiken ein Jansenist, zuletzt sehr natürlich ein Kalvinist. Allenthalben ein Lehrer der gefährlichsten Grundsätze, die man selbst unter den Sektirern nicht ertragen konnte. Im Klevischen soll es noch Leute geben, die sich Labadisten nennen. | Die Verfolgung der Katholiken in Abyssinien ward im Jahre 1634 angefangen, und bis 1653 fortgesetzt, wo der einzige und letzte katholische Priester verrathen und hingerichtet wurde. |
| Benedikt Spinoza, der Vater der heutigen Philosophen, deren Hauptgeschäft ist, alle Geschöpfe zu Gottheiten erheben, und die Gottheit selbst vernichten, starb im Jahre 1677. | Verfolgung in Cochinchina 1660, wo mehr als dreißig Kirchen niedergerissen, und viele Christen des Glaubens wegen getödtet, oder ins Elend verwiesen wurden. |
| Georg Fox, ein Schuster in England und Stifter der fanatischen Sekte der Quäker oder Zitterer, die sich in ziemlich großer Anzahl in Holland, England und vornehmlich in Pensylvanien befinden. | Nach dem Tode des Kaisers Kunchi in China wurden die Missionarien in Ketten geschlagen, und mehrere Große zum Tode verurtheilt, auch die Ausübung der katholischen Religion aufs schärfste untersagt. Das Ungewitter verzog sich jedoch nach einem paar Jahren, und das Evangelium begann seinen Triumph wieder, als K. Kanghi zur Regierung kam. |
| Isaak de la Peyrere, Verfasser des Buchs: die Präadamiten ꝛc., worin er behauptet, daß es schon vor Adam Men- | Verfolgung der Katholiken in England, nach dem Tode des Königs Karl II. |
| | Verfolgung der Christen im Königreiche Siam und in China, besonders in der Provinz Chekiam. |
| | Verfolgung in Abyssinien, wo im Jahre 1716 drei deutsche Franziskaner-Missionarien wegen des römisch-katholischen Glaubens gesteiniget wurden. |

## Sektirer.

schen gegeben habe. Dieß Buch wurde in Paris verbrannt, von dem Bischofe zu Namur gebrandmarket, und der Author zu Brüssel gefangen gesetzt, von wo er sich nach Rom begab, und zu den Füßen Alexanders VII. seinen Irrthum abschwur.

Michael Molinos, Stifter des Quietismus, welcher der abscheulichen Lehre der Gnostiker sehr nahe kömmt. Er wurde von der Inquisition ins Gefängniß geworfen, woraus er nicht entlassen wurde, bis er seine Irrthümer widerrief. Sein Werk: der geistliche Wegweiser, scheint beim ersten Anblicke ein gottseliges Werk zu seyn; wenn man aber tiefer hineindringt, sieht man alle Unflätherein seiner schändlichen Lehre.

Anton Arnaud, Patriarch der Jansenisten nach dem Tod des Abtes von St. Cyran; dabei ein unerschöpflicher Author. Wollte Gott, er hätte seine außerordentlichen Talente zum Besten der Kirche verwendet!

Die Camisarden oder aufrührerische Kalvinisten in den sevennischen Gebirgen, die eine besondere Partei in Frankreich ausmachten, und den Geist der Propheten zu besitzen glaubten.

Augustin Gabrino von Brescia, und seine Gesellschaft, die sich die apokalyptischen Ritter nannten; sie wären berufen, gaben sie vor, die Kirche wider den Antichrist zu vertheidigen, der schon bereit stünde, sich anbethen zu lassen ꝛc.

Die Quesnellisten oder Vertheidiger der 101 Sätze, die Quesnell, ein abtrünniger Oratorianer, in seinen sittlichen Betrachtungen ꝛc. gelehret, und die allgemeine Kirche in der weltbekannten Bulle: Unigenitus verdammet hat. Sie werden auch Antikonstitutionisten oder Appellanten genannt, weil sie diese Bulle für keine dogmatische Konstitution anerkennen, und sich von ihr auf ein allgemeines Konzilium berufen. Sie haben vornehmlich zu Utrecht festen Fuß gefasset, und so die berüchtigte Utrechter Kirche gestifter, die sich noch heutiges Tags durch Heuchelei eben so sehr, als durch ihren Starrsinn auszeichnet.

## Kirchenschriftsteller.

Friedrich Borromeo, Kardinal und Erzbischof zu Mailand, Erbe der Frömmigkeit und Wissenschaft seines Vetters, des heil. Karl Borromeo, 1631. Er hinterließ geistliche Gespräche, Synodalreden und Beschlüsse.

Edmund Richer, 1631. Er hat über die Konzilien, über die Kirche und mehrere andere Abhandlungen geschrieben, jene

## Vornehmste Konzilien.

Das griechische Konzilium zu Konstantinopel, und der griechische Synod zu Jassy in der Moldau, 1642. Das protestantisch gestimmte Glaubensbekenntniß des Patriarchen Cyrillus Lukar ward wiederholt verdammt, und die berühmte Confessio orthodoxa der Griechen bestätiget. Alle Morgenländer überhaupt haben sich an diese Glaubensformel gehalten, und die La-

| Kirchenschriftsteller. | Vornehmste Konzilien. |
| --- | --- |
| von der kirchlichen und politischen Macht erregte so viel Aufsehens, daß sie wegen der ärgerlichen, beiden Mächten höchst nachtheiligen Sätze, auch von beiden gebrandmarkt wurde. | teiner ihrer mit Achtung erwähnt, weil sie der Einförmigkeit des Glaubens zwischen allen alten, auch abtrünnigen Kirchen, vorzüglich in Rücksicht auf das heilige Altarssakrament, das Siegel der unläugbarsten Aechtheit aufdrücket. |
| Joh. Chrysost. Henriquez, 1632. Ein unverdrossener Schriftsteller des Cisterzienserordens, dessen Geschichte ihm die mehresten Beiträge zu verdanken hat. | Provinzial-Konzilium zu Besançon, 1648. Es ward die Bulle Urbans VIII. In Eminenti, welche das Buch des Cornelius Jansenius, Augustinus genannt, verdammte, nicht nur angenommen, sondern auch befohlen, daß alle Seelsorger sie aufrichtig und unbedingt beschwören sollen. |
| Franz Haräus, Kanonikus an der Kirche von St. Jakob in Löwen, 1632. Er schrieb nebst trefflichen und richtigen Annalen der belgischen Fürsten die Uebereinkunft der geistlichen und profanen Geschichte von der Erbauung Roms bis zum Leiden Christi, und die Leben der Heiligen von allen Nationen und Zeiten. | Die Versammlung des französischen Klerus im Jahre 1649, die, wie es in ihren Verhandlungen heißt, einem National-Konzilium gleich gehalten werden kann, hat bekräftiget, daß die päbstliche Bulle in den fünf Sätzen die Lehre von Jansens Buche: Augustinus betitelt, verdammt habe. |
| Dominikus Souza, ein Dominikaner und einer der besten portugiesischen Schriftsteller, 1633 Das schöne Leben des heiligmäßigen Erzbischofes zu Braga, Bartholomäus de Martyribus ist sein Werk. Der bekannte Portroyalist le Maistre gab es in französischer Sprache heraus, und wußte es zu seinen Absichten trefflich zu benutzen, und nach seinem Geschmacke zu modeln. | Konzilium zu Gent, 1650. Man soll die Glocken läuten, heißt es daselbst, nicht nur um Gottes Barmherzigkeit durch das Gebeth anzuflehen, sondern auch wegen der übernatürlichen Kraft, welche von der heiligen Einweihung und von den Kirchengebethen ihnen zukömmt. |
| Augustin Oregius, ein frommer und gelehrter Kardinal und Erzbischof zu Benevent, 1635. Urban VIII. nannte ihn seinen Doktor, und der Kardinal Bellarmin seinen Theologen. Wir haben von ihm mehrere theologische Abhandlungen. | Konzilium zu Köln, 1651. Die Prozessionen werden gerühmet, aber zugleich die Mißbräuche gerüget. |
| Jakob Tirin, 1636. Der Kommentar dieses Jesuiten über die ganze Bibel, findet bei Allen Beifall, welche den Sinn des Textes, so wie ihn die heiligen Väter und bessern Ausleger der | Synod zu Münster, 1652. Nebst der inbrünstigen Andacht zur seligsten Gottesmutter und den heil. Schutzengeln wird auch die Verehrung des heil. Josephs, als eines besondern Sterbpatrons, empfohlen. Ein Beweis, daß die Andacht gegen denselben |

Kirchenschriftsteller.

Schrift erkläret haben, verstehen wollen. Eine deutsche Uebersetzung dieses trefflichen Werkes ist nebst sehr brauchbaren Registern in 16 groß Oktav-Bänden zu Augsburg vom Jahre 1787 bis 1794 erschienen.

Petrus Pazmany, ein berühmter Jesuite, Kardinal und Erzbischof zu Gran in Ungarn, 1637. Sein Name wurde durch polemische und ascetische Werke, welche er theils in lateinischer, theils in vaterländischer Sprache verfasset hat, noch mehr aber durch eine Menge der gottseligsten Stiftungen verewigt.

Cornelius Jansenius, Bischof zu Ypern, 1637, berufen von dem Buche: Augustinus, woraus der Jansenismus entstanden ist. Seine Kommentarien über die heil. Evangelien ꝛc. zeigen übrigens von seiner Gelehrsamkeit.

Cornelius a Lapide, ein berühmter Jesuite, 1637. Unter seinen Kommentarien über die heil. Schrift, welche 10 Foliobände ausmachen, werden die über den Pentateuchus und über die Briefe des heil. Paulus vorzüglich geschätzt.

Balthasar Paez, aus dem Orden der Trinitarier, 1638. Er lieferte Auslegungen über einige Bücher der heil. Schrift, welche mit Beifall aufgenommen wurden.

Zacharias Boverius, 1638. Ein gelehrter Kapuziner, der sich durch mehrere polemische Schriften, hauptsächlich gegen den schismatischen Erzbischof Marx Anton de Dominis ausgezeichnet, und auch die Geschichte seines Ordens geschrieben hat.

Andreas Düval, 1638. Er war Doktor der Sorbonne, und hat

Vornehmste Konzilien.

damals in Deutschland schon geblüht habe.

Konzilium zu Köln, 1662. Zur Handhabung des katholischen Glaubens und Gottesdienstes, vornehmlich zur heilsamen Verwaltung der heil. Sakramente, und zur Erhaltung der Kirchenzucht wurden die schönsten Vorschriften, ganz nach dem Geiste des Kirchenrathes von Trient gegeben; man schrieb das Glaubensbekenntniß Pius IV. vor, und untersagte den Besuch ketzerischer Predigten, Schulen und Gegenden; auch in Betreff der schädlichen Bücher wurde den Buchdruckern und Verlegern ein strenges Gericht angekündet. Derlei Synoden wurden auch zu Dornik, Namur, Rüremond, Hildesheim und Münster gehalten.

Konzilium zu Bethlehem, 1672. Wo Dositheus, Patriarch von Jerusalem, die Irrthümer, welche Cyrillus Lukar im Orient einzuführen suchte, verdammte, und so das Urtheil bestätigte, welches von den getrennten Griechen zu Konstantinopel und Jassy wider den Protestantismus war gefället worden.

Synoden zu Antwerpen, Dornik und Münster, 1680. In der letzten ward eine Eidesformel vorgelegt, welche die einem Geistlichen vorgeschriebene Kleidung betraf, und von Allen in höhern Weihen stehenden beschworen werden mußte.

Synode zu Paderborn, 1688, woselbst in Betreff der Prozessionen, und der heil. Reliquien ꝛc. die nützlichsten Verfügungen getroffen wurden.

Synod zu Brügge in den Niederlanden, 1693. Unter andern ward verordnet, daß in jeder

| Kirchenschriftsteller. | Vornehmste Konzilien. |
|---|---|
| sich durch seinen Eifer für die Orthodoxie vor Andern berühmt gemacht. Er schrieb einen Kommentar über die Summe des heil. Thomas, eine Abhandlung von der Obergewalt des Pabstes über die ganze Kirche, und mehrere Schriften wider den berufenen Edmund Richer. | Pfarrkirche, wo noch keine Bruderschaft ist, wenigstens eine z.B. vom Altarssakramente, vom gekreuzigten Heilande, von der seligsten Jungfrau, besonders unter dem Titel ihrer Schmerzen, der heil. Schutzengel ꝛc. errichtet werden solle; und wo keine Reliquien vorhanden, soll man einige herbeischaffen, damit die Kirchen, nebst ihrem Hauptpatrone, noch andere Schutzheilige haben, an deren Festtagen vollkommene Abläße gewonnen werden könnten. |
| Johann Wiggers, 1639. Er schrieb sehr nützliche Kommentarien über die Summe des heil. Thomas, und wußte sein strenges, erbauliches Leben mit der Lehre des Probabilismus zu vereinigen. | Aus der Synode zu Metz, 1699, und andern um diese Zeit gehaltenen Versammlungen erhellet, daß man sich damals an den Tagen der Bittwoche wenigstens von dem Fleischessen noch enthielt, wie es in den vorigen Zeiten durchgehends vorgeschrieben war. |
| Aubert Miräus, ein ungemein thätiger und belesener Domherr an der Kirche zu Antwerpen, 1640. Seine Werke, die sich größtentheils auf die Kirchengeschichte beziehen, sind in 4 Foliobänden zu Brüssel 1733 herausgekommen. | Collinikus, Patriarch von Konstantinopel, bestätigte durch eine Synodalakte das Glaubensbekenntniß seines Vorfahrers Parthenius, und verdammte die Schriften des Johann Cariophilus, der unter dem Vorwande, einige Zweifel über das Wort: Transsubstantiation aufzuwerfen, die Irrlehre des Cyrillus Lukar in Betreff des allerheiligsten Altarssakramentes zu behaupten schien. Und so haben die Griechen, ungeachtet ihrer Abneigung gegen die lateinische Kirche, das Konzilium von Trient auch in Ansehung des sakramentalischen Ausdruckes gerechtfertiget. |
| Bartholomäus Gavanti, ein Barnabit, 1640. Er ist vornehmlich bekannt durch seinen weitschweifigen Kommentar über die Rubriken des Missale und des Breviers. | Synod zu Eichstätt, 1700. Nebst andern heilsamen Verordnungen wird der öftere Gebrauch der heil. Sakramente nachdrücklich empfohlen; und um diesen |
| Claudius Tiphaine, ein Jesuite, 1641. Man liest in seinen theologischen Schriften, daß er die Meinung der Thomisten von der Gnade, und dabei die allgemeine Achtung und die ansehnlichsten Aemter seines Ordens behauptet habe. | |
| Karl Condren, zweiter General der Oratorianer in Frankreich, 1641. Seine Briefe und Gespräche, und das wahre Bild des Priesterthumes J. Ch. wurden erst nach seinem Tode ausgegeben. | |
| Jakob Alvarez, ein spanischer Dominikaner und Erzbischof zu Trani, 1641. Er hat Kommentarien über die heil. Schrift, und treffliche Abhandlungen über | |

## Kirchenschriftsteller.

die Gnade herausgegeben. Was er über die Vorherbestimmung zum Besten seines Mitbruders Lemos schrieb, mit dem er sich bei den berufenen Kongregationen de Auxiliis einfand, ist eben so unnütz als tiefgedacht. Man kann dieß mit gleichem Rechte von seinen Antagonisten, den Jesuiten und allen Denjenigen sagen, welche sich für die Meinungen ihrer Schule und eiteln Spitzfindigkeiten einer willkührlichen Theologie fast zu Tode schreien.

Nikolaus Isambert, Doktor und Lehrer an der Sorbonne, 1642. Seine theologischen Traktate und ein Kommentar über die Summe des heil. Thomas zeigen von seiner gründlichen Wissenschaft und steten Anhänglichkeit an der orthodoxen Lehre während der herrschenden Neuerungssucht.

Der Kardinal Richelieu, 1642. Man hat von ihm mehrere polemische und religiöse Werke, die wenigstens zeigen, daß er für Religion auch an dem Platze, wo sie von so vielen, kaum mittelmäßigen Genies, insgemein mißkannt wird, ganz eingenommen war.

Heinrich Sponde, 1643. Er wurde aus einem Kalviner ein eifriger Katholik und Bischof zu Pamiers. Die Annalen des Kardinals Baronius verkürzte er auf zwei Foliobände, und setzte sie vom Jahre 1197 bis 1640 fort; auch vermehrte er sie mit der Geschichte des alten Testamentes, die er aus den zwei Folianten des Barnabiten-Generals Augustin Torniel in einen Band brachte.

Jakob Bonfrere, ein Jesuite, 1643. Er schrieb Einleitungen über die

## Vornehmste Konzilien.

ins Werk zu setzen, besonders die Einführung der Bruderschaft des heil. Rosenkranzes angerathen.

In der Synode zu Besançon, 1707, wird vor Allem den Geistlichen der Besuch der Theater, Gasthäuser ꝛc. aufs nachdrücklichste untersagt; und wie ihre Kleidung, so wie ihr ganzes Aeußerliche zur allgemeinen Erbauung beschaffen seyn soll, vorgeschrieben. Dann folgt ein vortrefflicher Unterricht für die Seelsorger.

Eine Verordnung von Münster, 1711, befiehlt, daß in Zukunft Niemand zu den heil. Weihen zugelassen werde, er habe denn zuvor die Formeln Innocenz X. und Alexander VII., und zwar in dem von Klemens XI. durch die Konstitution: Vineam Domini erklärten Sinne beschworen. Diesen Eid mußten auch innerhalb dreier Monate alle Pfarrer, Kapläne, Seelsorger, und vorzüglich die Beichtväter der Klosterfrauen leisten. Zugleich ward verordnet, daß sie alle etwa besitzende verbothene, besonders zu Gunsten der jansenistischen Lehre geschriebene Bücher sogleich an das Ordinariat ausliefern sollen, und wer ein oder das andere verheimlichen und zurückbehalten würde, der soll suspendirt, und mit andern Kirchenstrafen zur Folgeleistung angehalten werden.

Das Schreiben des Erzbischofes von Mecheln an seine Suffragans in den Niederlanden, und deren sonderheitliches Schreiben an den Erzbischof, das Breve des Pabstes Klemens XI. auf den gemeinschaftlichen Brief der Bischöfe an Se Heiligkeit, heißt wahrlich so viel als ein Provin-

| Kirchenschriftsteller. | Vornehmste Konzilien. |
|---|---|
| ganze heil. Schrift, und Kommentarien über den größern Theil derselben; er war, wie es Dupin selbst gesteht, einer der besten Ausleger der Bibel.<br>Dominikus Gravina, ein gelehrter Dominikaner, 1643. Unter seinen theologischen schätzbaren Werken sind vorzüglich die zwei Bände **de catholicis Praescriptionibus** berühmt. | zial-Konzilium; folglich ist die Konstitution Unigenitus, der einzige Inhalt aller erwähnten Schreiben in den Niederlanden recht feierlich im Jahre 1718 angenommen worden. |

## Kirchenschriftsteller.

Johann Ludwig de la Cerda, ein Jesuite, 1643. Seine **Adversaria sacra** sind nach dem Ausspruche des Baillet, ein mit ungemeinem Fleiß bearbeitetes Werk, um die Kenntniß in Ansehung mehrerer geistlichen Schriftsteller aufzuhellen und zu erleichtern.

Johann Verger de Havranne, Abt zu St. Cyran, und der eigentliche Vater des Jansenismus, 1643. Seine berufensten Werke sind: die königliche Frage, worin er den Selbstmord begünstigt, und der Petrus Aurelius, ein aufgedunsenes, im Grunde mageres Ding, wodurch er die Gunst des französischen Klerus auf einige Zeit erschlichen hat.

Urban VIII., 1644. Dieser gelehrte Pabst schrieb im reinen, edlen Latein Hymnen und Oden auf die Festtage des Herrn, der seligsten Jungfrau und mehrerer Heiligen, anmuthvolle Paraphrasen über einige Psalmen und Lieder des alten und neuen Testamentes; so wie er überhaupt den Kirchengesang verbesserte.

Guido Bentivoglio, 1644. Dieser gelehrte und fromme Kardinal hat die Geschichte von den flandischen Kriegen, und den Bericht von den Hugenotten in Frankreich recht gut bearbeitet; selbst Protestanten haben ihm darüber ungemeines Lob gesprochen.

Jakob Merlo Horstius, Kuratpriester an der Kirche U. H. in Köln, 1644. Nebst den Ausgaben der Werke des heil. Bernhard, dessen Briefe er mit trefflichen Anmerkungen begleitet hat, und der Kommentarien des Wilhelm Estius über die Sendschreiben des heil. Paulus, hinterließ er auch viele gründliche und salbungsvolle Andachtsbücher, worunter jenes: **Paradisus animae christianae** mit so großem Beifall aufgenommen wurde, daß es auch die Sektirer zu benutzen suchten. Die Uebersetzung des Nikol. Fontaine, Geheimschreibers der Herren von Portroyal, unter dem Titel: die christlichen Stunden aus der Schrift und den heil. Vätern, ward von mehreren Bischöfen Frankreichs verbothen, weil sie nach der überehrlichen Sitte dieser Herren gemodelt und verfälscht war. Eben so gewissenhaft verfuhr das Portroyal mit dem Werke des geistreichen

## Kirchenschriftsteller.

Jesuiten Alphons Rodriguez, betitelt: Die christliche Vollkommenheit, darein es aus der überfeinen Fabrike manche Lieblingssätze mengte.

Thomas du Foux, ein frommer und gelehrter Benediktiner von St. Maurus, 1644. Wir haben von ihm nebst einer sehr methodisch abgefaßten hebräischen Grammatik auch mehrere zur Andacht und Erbauung dienende Schriften.

Benedikt Häften, Abt des Benediktinerstifts Afligem in Brabant, 1648. Er hat viele gelehrte und gottselige Werke, worunter seine Disquisitiones monasticae besonders berühmt sind, herausgegeben.

Bartholomäus Fissen, 1649. Seine Origo prima festi Corporis Christi verdient von Allen, welche sich über diesen Gegenstand gründlich belehren wollen, gelesen zu werden.

Franz Sylvius, einer der berühmtesten Lehrer an der Universität zu Donay, 1649. Wenn ihm Anfangs, wie dem Estius, etwas von der Schule der Theologen zu Löwen, Bajus und Hessel anklebte; so bezeigte er nachher fortwährend eben so viel Abscheu vor den jansenistischen Neuerungen, als vollkommene Unterwürfigkeit gegen die Dekrete des apostolischen Stuhls. Seine Kommentarien über die Summe des heil. Thomas sind trefflich. Er verläßt einige Mal den englischen Lehrer, wo er glaubt dieß thun zu können. Der Dominikaner d'Elbecque hat die Herausgabe seiner Schriften veranstaltet, aber die antijansenistischen ganz weggelassen.

Constantin Cajetan, ein Benediktiner, 1650. Nicht zufrieden, daß er einen guten Theil der ältern Heiligen zu Ordensmitgliedern gemacht, wagte er sich auch über die neuern. Nach seinem Sinne wurden die heil. Thomas von Aquin, Franz von Assis, Ignaz von Loyola unter den Benediktinern gebildet. Grundlose Behauptungen, die aber einem deutschen Schriftsteller so willkommen waren, daß er nicht einmal die auffallendsten Widersprüche beseitiget hat.

Johann Peter Camus, Bischof zu Bellai in Frankreich, 1651. Seine Ausfälle wider die Ordensgeistlichen haben ihm wenig Ehre gemacht. Unter allen seinen Schriften ist das Werk: der Geist des heil. Franz von Sales, das einzige, das eine Achtung verdient.

Jakob Sirmond, einer der gelehrtesten Jesuiten seiner Zeit, 1651. Er hat nicht nur dem Kardinal Baronius, während seines Aufenthalts in Rom, bei der Ausgabe seiner kirchlichen Annalen die wesentlichsten Dienste geleistet, sondern auch selbst zahlreiche Werke geliefert, worunter die vorzüglichen sind: die Sammlung der Konzilien in Frankreich, gründliche Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Geschichte und Kirchenzucht, verbesserte und sichere Ausgabe der Werke des Theodoret und Hinkmar von Rheims.

Die Gebrüder Peter und Jakob du Pui, 1651 und 1656, waren zwei der gelehrtesten Männer seiner Zeit, besonders in dem Rechte und der Geschichte, aber nicht in der Theologie. Und so geschah es, daß ihr Werk: von den Rechten und Freiheiten der gallikanischen Kirche, selbst von 22 Bischö-

fen Frankreichs verworfen wurde. Unter andern ihrer Schriften sind noch besonders merkwürdig: die allgemeine Geschichte des großen Schisma im Occident, und die wahre Geschichte der Verdammung der Tempelherren.

Dionys Petav, ein gelehrter Jesuite, 1652. In seinen zahlreichen Schriften, die fast alle in Latein geschrieben sind, herrschet ein netter reiner Styl, tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit, gesunde und richtige Beurtheilung. Seine **Doctrina Temporum**, ein Meisterstück in seiner Art, hält noch heutiges Tags die widerchristlichen Chronologisten gefesselt; auch seine theologischen Dogmen, die in den berühmtesten Schulen mit ausnehmender Achtung behandelt werden, machten zuviel Aufsehen, als daß sie nicht von gedungenen Kritikern sollten angestritten werden.

Jakob Goar, ein Dominikaner, 1653. Ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit, der in allen seinen Schriften hervorleuchtet; vorzüglich wird sein Rituale der Griechen hochgeschätzt.

Libert Fromond, Kanzler an der Universität zu Löwen, 1653. Er gab mit Calenus den unseligen **Augustinus** heraus. Sein Kommentar über die Sendschreiben des heil. Paulus ist ein Auszug aus jenem des Wilhelm Estius.

Vincenz Contenson, ein gelehrter Dominikaner, 1657. Er reinigte die Theologie von der überflüssigen Scholastik, und machte den nützlichern Materien Raum. Daher seine **Theologia mentis et cordis** mit Recht diesen Titel führt.

Ludwig Cellot, ein Jesuite, 1658. Er schrieb ein großes Werk zu Gunsten der Regularen, was den französischen Bischöfen nicht gefallen wollte; dann eine schätzbare Abhandlung von dem berüchtigten Prädestinatianer Gotteskalk; er gab auch das erste Konzilium zu Duzi mit Noten, und eine Sammlung von Authoren des mittlern Zeitalters heraus.

Johann Palafox, Bischof zu Anglopolis in Amerika, und nachher zu Osma in Spanien, 1659. Unter seinen vielen Schriften gibt es mehrere, welche in der Einleitung zu seinem Seligsprechungsprozesse für unterschoben erkläret wurden. Indeß werden die Anmerkungen zu den Briefen der heil. Theresia, worin er den Jesuiten ungemeines Lob spricht, so wie die Schriften, worin er sich für den jesuitischen Probabilismus ausspricht, für ächt, und für seine eigene Arbeit anerkannt.

Franz Hallier, Doktor der Sorbonne und Bischof zu Cavaillon, 1659. Er war einer der versuchtesten Gegner der jansenistischen Partei. Unter vielen schätzbaren Schriften hat ihm die Abhandlung von den Wahlen und Weihen sowohl zu Rom, als in Frankreich einen großen Namen gemacht.

Johann Morin, Priester des Oratoriums, 1659. Er war ein abgesagter Feind des Kalvinismus, den er abgeschworen hatte, und verwandte seine erhabenen Talente ganz zum Dienste der Kirche. Er erreichte eine fast unermeßliche Wissenschaft, die sich in allen seinen Schriften sehen läßt, worunter sein Werk: **Exercitationes biblicae** treffliche Abhandlungen von der

Weihe und der Buße liefert. Uebrigens war er auch kein tiefer Alterthumsforscher, so war er doch ein eifriger Verehrer der neuern Kirchendisciplin.

Lukas Holstein, von Hamburg gebürtig, ward Kustos der vatikanischen Bibliothek, und starb 1661. Man hat von ihm mehrere Abhandlungen über die verschiedensten und wichtigsten kirchlichen Materien. Durchaus bemerket man darin tief gegründete, genaue und richtige Beurtheilung.

Petrus de Marka, Erzbischof zu Toulouse, und dann zu Paris, 1662. Nebst andern Dissertationen über verschiedene kirchliche Gegenstände ist sein Werk: **de Concordia Sacerdotii et Imperii**, am meisten bekannt.

Petrus vom heil. Joseph, oder P. Joseph, ein wahrlich schätzbarer Theologe aus dem Julienser- oder reformirten Cisterzienserorden, 1662. Seine theologischen Schriften betreffen größtentheils Jansens Parteigänger; und diese sparten nicht ihm mit Schmähungen zu begegnen.

Blasius Paskal, 1662. Seine berüchtigten Provinzialbriefe zielen einzig, und oft durch die unzulässigsten Wege dahin, die von der Kirche verdammten Neuerungen zu rechtfertigen und in Ansehen zu bringen. So haben beide Mächte geurtheilet, und sie einhellig verworfen; und dadurch ihren Abscheu gegen diese eben so verläumderische als unkatholische Briefe an den Tag gelegt.

Johann Fronteau, regulirter Chorherr zu St. Genovefa, 1663 Er hat die Werke des gelehrten und gottseligen Ivo von Chartres herausgegeben, die er mit den trefflichsten Anmerkungen begleitete, und das Leben des Verfassers beifügte.

Johann Bollandus, ein Niederländer, der Urheber jener berühmten Sammlung, **Acta Sanctorum**, betitelt. Er starb 1665. Gedachte Sammlung ward von Henschenius, Papebrochius und andern gelehrten Jesuiten, die man insgemein die Bollandisten nennt, fortgesetzt, in den neuesten Zeiten aber leider! unterbrochen.

Armand von Bourbon, Prinz von Conti, 1666. Er hat eine Abhandlung wider das Schauspiel, so wie von den Pflichten der Großen und der Statthalter in den Provinzen geschrieben. Man hat auch von ihm Briefe an den P. Dechamps.

Philipp Lappé, ein Jesuite, 1667. Das vornehmste Werk dieses wahrlich arbeitsamen Schriftstellers ist die Sammlung der Konzilien in 17 Foliobänden. Er starb, da der eilfte unter der Presse war; sein Mitbruder Peter Cossart setzte diese geschätzte Sammlung fort.

Isaak Habert, Bischof zu Vabres, 1668. Er ist vorzüglich durch jene Schriften berühmt, welche er gegen Arnaud und andere Jansenisten herausgegeben hat.

Thomas le Blanc, ein Jesuite, 1669. Sein Kommentar über die Psalmen in sechs Folianten, welcher zugleich als Ergänzung zu jenem des Cornelius a Lapide dient, hat ihm einen Namen gemacht, den man noch heute in Ehren hält.

Leo Allazi, insgemein Allatius, aus Griechenland gebürtig, war Aufseher der Bibliothek im Vatikan, 1669. Unter seinen Werken ist vorzüglich die Ueberein-

## Kirchenschriftsteller.

stimmung der lateinischen und griechischen Kirche bekannt, welche er mit dem gelehrten Maroniten, Abraham Schellensis, der im Jahre 1664 starb, bearbeitet hat.

Anton Godeau, Bischof zu Vence, 1672. Seine Kirchengeschichte, welche mit dem neunten Jahrhunderte sich endet, ist bekannt; und verdient in mancher Rücksicht vor jener des Fleury den Vorzug, so wie ihre Fortsetzer vor jener desselben. Er hat auch mehrere theologische, homiletische und aszetische Schriften herausgegeben, von denen einige ins Deutsche übersetzt wurden.

Natalis Lalane, ein berufener Jansenist, 1673. Unter seinen vielen Schriften findet man eine mit der Aufschrift: Gleichförmigkeit des Jansenius mit den Thomisten in Ansehung der fünf Sätze. P. Anton Guyard, ein gelehrter Dominikaner, der im Jahre 1674 starb, hat den Unterschied zwischen der thomistischen und jansenistischen Lehre klar bewiesen.

Johann Bona, ein eben so gelehrter als frommer Cisterzienser-General, 1674. Seine theils aszetischen, theils liturgischen Werke machen vier Foliobände aus. In seinem Briefwechsel, welcher besonders herausgekommen ist, merket man, daß die in der Kunst zu heucheln unerschöpflichen Jansenisten, sein Zutrauen in manchen Fällen erschlichen haben.

Franz Bosquet, Bischof zu Montpellier, 1676. Dieser Prälat, einer der gelehrtesten des 17. Jahrhunderts, hat die Geschichte der gallikanischen Kirche, das Leben der Päbste zu Avignon, und noch andere Werke geschrieben.

Heinrich Valois, königl. Geschichtschreiber, 1676. Ward in ganz Europa seiner ausgebreiteten Kenntnisse wegen hochgeachtet. Schöne Ausgaben und gute Uebersetzungen der griechischen Schriftsteller kirchlicher Geschichte mit Anmerkungen, die nicht weniger von seiner schlichten Beurtheilung, als ungemeinen Gelehrsamkeit zeigen, hat man ihm zu verdanken.

Johann Launoy, Doktor der Sorbonne, 1678. Die Werke dieses Schriftstellers füllen zehn Folianten, und betreffen größtentheils kirchliche Gegenstände. In allen seinen Schriften herrschet mehr Stärke und Verwegenheit, als Gründlichkeit und Klarheit. Daher kömmt es, daß er unter die Lieblingsauthoren unsers Zeitalters gezählt wird.

Franz Combesis, 1679. Man hat von diesem frommen und gelehrten Dominikaner Ausgaben und Uebersetzungen mehrerer griechischen und lateinischen Kirchenschriftsteller, und eine Bibliothek der Väter für Prediger in acht Foliobänden.

Karl le Comte, Priester des Oratoriums, 1681. Sein großes Werk: Annales ecclesiastici Francorum verräth nicht nur ungemeinen Fleiß, sondern auch treffliche Beurtheilung. Alexander VII., der ihn zu Münster kennen lernte, hat ihn oft mit Briefen beehrt.

Isaak le Maistre, mehr unter dem Namen Sacy bekannt, 1684. Er hat eine Uebersetzung der heiligen Schrift ins Französische, die er in der Bastille bearbeitete, mit Erklärung des buchstäblichen und mystischen Ver-

## Kirchenschriftsteller.

standes herausgegeben, welche auch vor wenigen Jahren in deutscher Sprache erschien. Er soll auch der Verfasser der biblischen Geschichte seyn, welche unter dem Namen des Herrn von Royaumont erschien, und ziemlich allgemein verbreitet ist.

Lukas d'Achery, ein Benediktiner, 1685. Dieser Schriftsteller, einer der gelehrtesten seiner Zeit, hat sich vorzüglich durch sein großes Werk, Spicilegium genannt, das eine Sammlung von kostbaren Stücken und Urkunden ist, die bis dahin in Handschriften lagen, berühmt gemacht. Seine Vorberichte und Bemerkungen sind eben so gelehrt, als gründlich und richtig geschrieben.

Johann Bapt. Cotelier, ein Baccalaur, den wenige Doktoren erreichet haben, 1686. Er hat sich auf die Kenntniß der kirchlichen Alterthümer mit solchem Fleiß verwendet, und in deren Prüfung eine solche Genauigkeit beobachtet, daß ihn noch kein anderer Gelehrter in diesem Fache übertroffen hat. Die Sammlung der Werke von Vätern der apostolischen Zeiten, und eine Sammlung der Denkmäler von der griechischen Kirche hat man ihm zu verdanken. Beide Werke sind in einer guten lateinischen Uebersetzung herausgekommen und mit kurzen Anmerkungen begleitet worden, die aber so trefflich und richtig sind, daß man darin mehr Unterricht und gründliche Wissenschaft, als in manchen weitschweifigen Kommentarien in Folio antrifft.

Ludwig Maimbourg, ein Jesuite, 1686. Er schrieb die Geschichte des Arianismus, der Bilderstürmer, des Lutherthums und Kalvinismus, der Pontifikate der heil. Leo und Gregorius, des großen Schisma im Occident, der Trennung der Griechen, der Kreuzzüge und der Ligue. Die Protestanten, welche er recht lebhaft schilderte, haben ihn mit einer Art Raserei angefallen, und manche Katholiken nach ihrem Gelärme von diesem Schriftsteller geurtheilt. Seine pompöse Schreibart und die pitoresken Züge, welche in einer ernsthaften Geschichte freilich nie am rechten Orte stehen, haben dazu natürlich einigen Anlaß gegeben.

Klaudius Molinet, regulirter Chorherr von St. Genovefa, 1687. Ein gelehrter Alterthumsforscher, der nebst andern Werken die Geschichte der Päbste in Münzen von Martin V. bis Innocenz XI., so wie Betrachtungen über den Ursprung und das Alterthum der weltlichen und regulirten Chorherren, und eine Abhandlung über die verschiedene Kleidung derselben herausgegeben hat.

Michael Boutauld, ein Jesuite, 1688. Sein Theologe im Umgange mit den Gelehrten und Großen der Welt ist recht gründlich geschrieben und allgemein geschätzt.

Ludwig Thomassin, ein frommer und gelehrter Priester des Oratoriums, 1689. Die jansenistischen Heuchler haben ihm in seiner Jugend einen Hang gegen ihre Neuerungen eingeflößt; aber sein redliches Herz und sein richtiger Verstand hat ihre Fallstricke bemerket. Unter der Menge seiner trefflichen Werke ist das vornehmste die Abhandlung von der Kirchenzucht in

drei Foliobänden; die Abhandlung von den eigentlichen Mitteln, die Einigkeit in der Kirche zu handhaben; weiters von der kirchlichen Macht, von der Wahrheit und Lüge ꝛc. In allen leuchtet eine verwunderliche Gelehrsamkeit hervor.

Nikolaus Tourneux, 1689. Er war ein hitziger Anhänger des Portroyals, dessen Gesinnungen fast in allen seinen Schriften hervorblicken. Sein christliches Jahr, welches gleichsam eine neue Ausgabe des schon verdammten französischen Missale und Breviers vom Herrn dü Voisin ist, wurde von mehrern Bischöfen, und endlich von Innocenz XII. verworfen.

Gottfried Hermant, Doktor der Sorbonne, 1690. Seine Lebensbeschreibungen der heil. Athanasius, Basilius, Gregorius von Nazianz, Chrysostomus und Ambrosius enthalten nicht nur die Geschichte dieser Heiligen, sondern sind zugleich ein Inbegriff der Kirchengeschichte ihrer Zeiten. Die enge Verbindung mit Portroyal verfinsterte seinen Ruhm, und benahm seinen Schriften den gehörigen Werth.

Petrus Nicole, 1695. Er ist der eigentliche Verfasser des großen Werkes von dem immerwährenden Glauben der katholischen Kirche in Betreff des heiligsten Altarssakramentes, wovon er die ganze Ehre dem theilnehmenden Arnaud überließ. Es ist zu wundern, wie man in unsern Tagen, wo Anmuth und Wärme in allen Lesebüchern gefordert werden, seinen Auszug aus der Sittenlehre und übrige moralische Schriften empfehlen kann, die doch in Wahrheit trocken und frostig sind. Sind auch manche Schriften Nicoles nicht ganz zu verachten, so gibt es doch die Menge katholischer Schriftsteller, die gründlicher und mit mehr Salbung als er geschrieben haben. So wahr ist es, daß sich die Salbung des göttlichen Geistes außer dem Schooße der wahren Kirche nicht finden läßt.

Ueberdem hat Nicole unter dem erdichteten Namen Wilhelm Wendrok die Provinzialbriefe ins Lateinische übersetzt, und mit noch giftigern Noten, als der Text selbst ist, begleitet; dann in der Person des Paulus Irenäus die Irrthümer Jansens offenbar vertheidigt; folglich alle die Verdammungen, welche über die gedachten Provinzialbriefe und die jansenistischen Irrlehren von der geistlichen und weltlichen Macht ergangen sind, sich zugezogen. Unwissenheit mag wohl bei Vielen der Grund der Lobsprüche seyn, die sie an Nicole verschwenden.

Ludwig Nain von Tillemont, 1698. Seine Denkwürdigkeiten zum Behufe der Kirchengeschichte in den sechs ersten Jahrhunderten entsprechen der Aufschrift; denn man findet darin Alles in gehöriger Ordnung und Bestimmtheit, was die ersten Zeiten der Christenheit in sich fassen. Allein er war einer der Einsamen zu Portroyal, und dieß genügte, daß jene, die anders als die Herren von Portroyal denken, seine Aufrichtigkeit bezweifelte.

Johann Justin Ciampini, 1698. Alles, was aus der Feder dieses gelehrten Römers floß, wird in Italien sehr geschätzt; Schade, daß es anderswo zu wenig bekannt ward. Unter mehrern seiner Werke verdienen die Muth-

maßungen über den beständigen Gebrauch des ungesäuerten Brodes in der lateinischen Kirche, und die Prüfung der Lebensgeschichte der Päbste unter dem Namen des Bibliothekars Anastasius gelesen zu werden.

Johann Gariner, ein Jesuite, 1698. Die Ausgabe des Marius Mercator mit einer Menge trefflicher Anmerkungen und Dissertationen über den Pelagianismus, und die Ausgabe des päbstlichen Tagebuchs (Liber diurnus Pontificum) sammt historischen Noten und ausgesuchten Abhandlungen sind seine vorzüglichsten Werke. Kardinal Noris, nachdem er den Marius Mercator gelesen, mißbilligte sein vorheriges Betragen gegen diesen Gelehrten, und setzte ihn zunächst an Petav und Sirmond; ja er fügte noch bei, seine Dissertationen über den Pelagianismus hätten ihm so wohlgefallen, daß er seine pelagianische Geschichte nie würde herausgegeben haben, wären diese früher ihm zu Gesichte gekommen.

Anton Pagi, ein Franziskaner, 1699. Wir haben von diesem gelehrten, einsichtsvollen und richtigen Kritiker ein Werk in vier Foliobänden, worin er den Annalen des Kardinals Baronius von Jahr zu Jahr folgt, und sie an unzähligen Stellen sowohl in Betreff der Chronologie, als der Thatsachen berichtiget. Man hat das Werk des Pagi für einen so nothwendigen Anhang der Jahrbücher des Baronius gehalten, daß in Italien eine Ausgabe dieser Annalen gemacht wurde, worin die Bemerkungen des Pagi allenthalben eingeschaltet wurden. Doch dieß benimmt dem Verdienste des frommen und unermüdeten Kardinals nichts; denn bei einem so ungeheuern Werke, besonders wenn man zuerst die Bahn bricht, wäre es ein Wunder, wenn man nicht öfters auf Unrichtigkeiten geriethe.

Johann Gerbais, Doktor von Paris, 1699. Sein bestes Werk ist die Abhandlung de causis majoribus Episcoporum, darin man, wie in andern seinen Schriften, viele Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, aber auch zu viel Hitze bemerket, und diese hat die Verdammung des Buches in Rom veranlasset. Die französische Geistlichkeit trug dem Verfasser auf, eine zweite Ausgabe des Werkes zu machen, und einige Ausdrücke zu mildern, welche die römische Zensur veranlasset haben könnten.

Kardinal Aguirre, ein Benediktiner, 1699. Seine vorzüglichen Werke sind: Die Geschichte der Konzilien in Spanien, die eben so gesucht als geschätzt werden; eine Sammlung der Konzilien eben dieser Nation; und eine Theologie, aus den Werken des heil. Anselmus gezogen.

Johann Armand le Bouthellier de Rancé, der berühmte Reformator der Abtei la Trappe, 1700. Unter seinen zahlreichen Erbauungsbüchern sind die vorzüglichsten seine moralischen Betrachtungen über die vier Evangelien, ein Auszug der Pflichten eines Christen ꝛc., eine französische Uebersetzung der Werke des heil. Dorotheus, ein Buch von der Heiligkeit und den Pflichten des Mönchlebens und mehrere Schriften über die Mönchs-Studien. In allen seinen Schriften ist die Frömmigkeit mit der Schönheit

und Annehmlichkeit der Schreibart vereinbart.

Martin Steyaert, 1701. Er war ein berühmter Lehrer zu Löwen, und abgesagter Feind aller derer, welche wie die Phaiisäer den Gläubigen unerträgliche Bürden aufladen, aber selbst mit keinem Finger berühren wollen. Wie weit er von der lockern Moral entfernet war, zeigen seine Aphorismen der praktischen Theologie, ein ansehnliches kraftvolles Werk, welches das Wesentliche der ganzen Moral in sich fasset. Arnaud, Quesnell und ihre Schildknapen suchten vergebens ihn um seinen Ruhm zu bringen.

Franz Genet, Bischof zu Vaison, 1702. Seine Theologie, bekannt unter dem Namen: Die Moral von Grenoble, wurde von mehrern französischen Bischöfen nicht anerkannt. Die Neuerer machten davon viel Aufhebens.

Johann Bapt. Thiers, ein Baccalaur von der Sorbonne, 1703. Seine ungemeine Belesenheit erhellet aus allen seinen Schriften, worunter die merkwürdigsten sein Advokat der Armen, oder Abhandlung von dem Gebrauche, welchen die bepfründeten Geistlichen von den Kirchengütern machen sollen. Eine Abhandlung über die Aussetzung des heiligsten Altarssakraments. Ein Traktat von der Moral, unter dem Titel: Die gründlichste, nothwendigste und am meisten vernachlässigte Andacht ꝛc. Indeß kann man nicht verhehlen, daß er nicht immer die richtigsten Authoren zu Rathe gezogen, und nicht selten seiner Laune zu viel nachgegeben habe.

Kardinal Noris, ein Augustinermönch, 1704. Er gehört unter die Männer, denen Italien im literarischen Fache das Meiste verdanken muß. Unter seinen zahlreichen Schriften machte die pelagianische Geschichte besonderes Aufsehen; sie wurde zu drei verschiedenen Malen bei dem apostolischen Stuhle angegeben, und immer wieder gerechtfertiget.

Jakob Benignus Bossuet, Bischof zu Meaux, 1704. Sein Name allein ist eine Lobrede. Unter seinen Werken, die sich beinahe alle auf eine besondere Art auszeichnen, sind die vorzüglichsten: seine Abhandlungen über die allgemeine Geschichte, seine Geschichte der Veränderungen in der protestantischen Kirche, und seine Auslegung der Lehre der katholischen Kirche über die streitigen Gegenstände. Eine Sammlung sämmtlicher Predigten ins Deutsche übersetzt, erschien in 15 Bänden zu Steyer 1780. Soardi, Doktor der Rechte an der Universität zu Turin, zeigt bis zur größten Wahrscheinlichkeit, daß die Defensio Declarationis Cleri gallicani so, wie man sie jetzt hat, nicht das Werk Bossuets sey.

Eine gewisse Gesellschaft, die sich von jeher mit neuen und verbesserten Ausgaben fremder Schriften abgegeben hat, besorgte ebenfalls eine neue Auflage der Schriften Bossuets, wovon im Jahre 1780 schon 13 Bände erschienen sind; diese war aber von dem Sekten- oder Parteigeiste so entstellt, daß die Versammlung der Geistlichkeit, die in eben diesem Jahre gehalten wurde, dieselbe für unächt erklärt und verworfen hat.

## Kirchenschriftsteller.

Ludwig Bourdaloue, ein Jesuite, 1704. Man pflegt ihn insgemein Frankreichs goldenen Mund zu nennen; nicht nur wegen seiner natürlichen und überzeugenden Beredsamkeit, sondern auch wegen seiner ungemeinen Kenntniß der heiligen Schrift, der Erblehre, selbst der Geheimnisse, der Heilsmittel und sicherer Wege zur evangelischen Vollkommenheit. Genug, die Sammlung seiner Predigten wird stets ihren Werth behaupten.

Adrian Baillet, 1706. Seine Lebensgeschichte der Heiligen zeichnet sich durch die Kühnheit aus, Alles zu läugnen und zu verwerfen, was einiger Maßen wunderbar scheint. Auch sein Werk von der Verehrung der heiligsten Jungfrau findet sich in dem Verzeichnisse der verbothenen Bücher eingetragen.

Johann Mabillon, 1707. Dieser berühmte Benediktiner, einer der gelehrtesten und dabei bescheidensten Männer Frankreichs, hinterließ eine erstaunliche Menge Schriften, worin man nicht nur tiefe Gelehrsamkeit und gesunde Kritik, sondern auch die reine, klare, ordentliche und ungeschminkte Schreibart bewundert. Nach seinem Meisterstücke: Lehrgebäude der Diplomatik, sind die vornehmsten Werke: vier Bände der Jahrbücher vom Orden des heil. Benedikt, die Geschichte der Heiligen aus eben diesem Orden, die Ausgabe der Werke des heil. Bernhard ꝛc.

Jakob Salier, aus dem Orden des heil. Franz de Paula, 1707. Sein Hauptstudium war historisch-scholastische Theologie. Sein Cacocephalus, oder Abhandlung von den Bücherdieben, verdient, besonders heut zu Tage noch, gelesen zu werden.

Ludwig Cousin, Präsident über das Münzwesen, 1707. Er gab eine recht gute französische Uebersetzung der alten Kirchengeschichtschreiber Eusebius, Sokrates, Sozomenus und Theodoret mit vortrefflichen Vorreden begleitet heraus.

Theodorik Ruinart, ein Benediktiner, 1709. Er hat Mabillons Jahrbücher des Benediktiner-Ordens fortgesetzt, und der Religion einen wesentlichen Dienst geleistet durch seine vortreffliche Sammlung: Acta sincera et vera Ss. Martyrum, wodurch er alle Chikanen und Sophismen des Irländers Dodwell zernichtet. Der gelehrte Dr. Galura hat in der neuern Zeit eine neue Ausgabe derselben geliefert; auch ist ein Auszug in deutscher Sprache hievon erschienen.

Franz Lamy, ein Benediktiner von der Kongregation des heil. Maurus, 1711. Nebst vielen andern Schriften hat er ein Werk in sechs Bänden von der Kenntniß seiner selbst, und eine Widerlegung des Systems von der Universalgnade Nicoles herausgegeben.

Richard Simon, 1712. Er war Priester des Oratoriums, welches Institut er zweimal verlassen hat, und schrieb nebst vielen andern Werken die kritische Geschichte des alten und neuen Testaments. Man kann ihm Gelehrsamkeit eben so wenig absprechen, als ihn von der Verwegenheit entschuldigen, die ihm einen Platz in dem Verzeichniß der verbothenen Bücher verschaffet hat.

Joseph Maria Tomassi, ein eben so gelehrter als frommer Kar-

dinal, starb im Rufe der Heiligkeit im Jahre 1713. Nebst einer Theologie der Väter schrieb er auch mehrere Werke von der alten Liturgie, worin die mannigfaltigste Gelehrsamkeit herrschet.

Kaspar Juenin, ein Priester des Oratoriums, 1713. Seine Institutiones theologicae ad usum Seminariorum verdienten empfohlen zu werden, wenn sie nicht von dem jansenistischen Gifte angesteckt wären. Nicht nur der heilige Stuhl hat sie verdammet, sondern auch mehrere französische Bischöfe haben sie insonderheit gebrandmarket. Ein wahrlich triftiger Beweis von der Bosartigkeit dieses theologischen Lehrbuches.

Michael Morgues, 1713. Er schrieb eine Parallele zwischen der christlichen Moral und jener der alten Philosophen, worin er die Erhabenheit der Lehre des Evangeliums über jene der heidnischen Weisheit anschaulich zeigt; ein Werk, das man den heutigen Lobrednern des Epictet und Sokrates nicht genug empfehlen kann.

Bernhard Lamy, ein Oratorianer, 1715. Er hat sich vornehmlich durch seinen Apparatus biblicus und die Harmonia Evangelistarum bekannt gemacht.

Jakob Boileau, Doktor der Sorbonne und Groß-Vikar unter dem berufenen Erzbischofe von Sens Goudrin, 1716. In seiner Geschichte von der Ohrenbeicht liest man den empörenden Satz: daß es, wenigstens bei dem jetzigen Zustande der Kirche, sich selten ereigne, daß die bösen Gedanken schwere Sünden sind. Und dieser Satz findet seinen Grund sowohl in der Geschichte der Flagellanten, als in seiner Abhandlung von den unkeuschen Antastungen. Man kann sich kaum schamlosere Schriften denken. Und dieß ist die Moral des angemaßten Rigorismus, wozu sich auch Boileau bekannte.

Karl Witasse, Doktor der Sorbonne, 1716. Man macht fürwahr zu viel Aufhebens von seinen theologischen Abhandlungen. Er ist in der Auswahl seiner Beweise eben so unglücklich, als er gegen die apostolischen Entscheidungen ungelehrig war. Die Akademie zu Löwen würde die neue, obgleich mit Abänderungen und Zusätzen versehene Ausgabe leicht erspart haben, hätte sie sich um die ursprünglich orthodoxen Theologien, woran Gottlob! kein Mangel ist, fleißig umgesehen. Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß Kaltsinn und Gleichgiltigkeit in Ansehung der heiligen Religion großentheils von der Empfehlung heterodoxer Bücher herrühre. Wehe den katholischen Lehrern, welche aus Unwissenheit oder Unbesonnenheit die lautern und sichern Quellen verlassen, und ihre Zöglinge mit unreinen Wässern tränken.

Heinrich Bukentop, ein gelehrter Rekollekt von Antwerpen, 1716. Er verlegte sich vorzüglich auf die gelehrten Sprachen und die Wissenschaft der heiligen Schrift, worüber er so treffliche Werke in Druck gab, daß man des heutigen Schwarmes Hermeneutiker recht leicht und mit Vortheil entbehren kann.

Joh. Bapt. Dantecourt, ein regulirter Chorherr von St. Genovefa, 1718. Man hat von ihm: Zwei Thatsachen für den Vor-

## Kirchenschriftsteller.

rang seines Ordens vor den Benediktinern in Bourgogne; und ein polemisches Werk: Vertheidigung der Kirche wider den Wortsdiener Klaudius, dessen Buch die Aufschrift hat: Vertheidigung der Reformation, nämlich des Kalvinismus.

Ludwig Habert, Doktor der Sorbonne, 1718. Seine Theologie ist von mehrern französischen Bischöfen, als begünstige sie den Jansenismus, verbothen worden. Auch seine Praxis Sacramenti Poenitentiae, kann mit allem Rechte eine nicht praktikable Praxis genannt werden.

Stephan Baluzi, 1718. Er hatte ein besonderes, ihm fast eigenes Talent, die Manuskripte der Schriftsteller mit all möglichem Fleiße aufzusuchen, sie mit den schon vorhandenen Ausgaben zu vergleichen, und dann mit Noten, worin Beurtheilung und Gelehrsamkeit um den Vorzug streiten, wieder auflegen zu lassen. So gab er die Werke des heil. Cyprian, eines Salvian, Vincenz von Lerin, Lupus von Ferriere, Agobard, Amolon und noch mehr anderer heraus. Nebstdem hat dieser unverdrossene und grundgelehrte Schriftsteller einen Nachtrag zu der Konziliensammlung des P. Labbé, und die Leben der Päbste zu Avignon, die aber wegen einiger Ausdrücke im Index vorkommen, herausgegeben. Uebrigens war Baluzi ein Mann, der sich durch seine Ehrfurcht gegen den apostolischen Stuhl ausgezeichnet hat.

Bartholomäus Germon, ein Jesuite, 1718. Er führte eine Zeit lang Federkriege mit den berühmten Benediktinern Don Mabillon und Don Constant. Er glaubte in dem diplomatischen Lehrgebäude des Erstern einige Fehler entdeckt zu haben. Seine während dieser Fehde geschriebenen Dissertationen sind nett und zierlich abgefaßt. Er fand bei mehrern Gelehrten Beifall, und vornehmlich erklärte sich für ihn der Abbé Raquet, welcher diesen Streit mit Fleiße studirt hat. Germon schrieb auch über die 101 verdammten quesnellischen Sätze ein Werk in zwei Bänden unter der Aufschrift: Theologischer Traktat. Kardinal Bissy gab es unter seinem Namen heraus.

Michael le Tellier, ein Jesuite, 1719. Er hat sich vor allen gegen den Quesnell ausgezeichnet. Seine Bemerkungen über das neue Verboth der französischen Uebersetzung des neuen Testaments sind gründlich und gelehrt. Arnaud, der darin hart hergenommen wurde, und nachzugeben sonst nicht gewohnt war, schwieg, und die Ursachen seines Schweigens, die er in seiner berüchtigten praktischen Moral angibt, konnten nicht einmal seine Parteigänger befriedigen.

Ludwig Elias Dupin, 1719. Seine vorzüglichern Werke sind: Bibliothek der Kirchenschriftsteller und die Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts. Pabst Klemens XI. nennt ihn in seinem Schreiben an den König in Frankreich Ludwig XIV. einen Mann von einer sehr bösen Lehre, und der sich mehrerer Verbrechen gegen den apostolischen Stuhl schuldig gemacht habe.

Heinrich vom heil. Ignaz, ein Karmelite, 1720. Sein vorzüglichstes Werk ist eine vollständige Moraltheologie unter dem Titel: Ethica Amoris. Zu Rom ward

## Kirchenschriftsteller.

es zweimal verdammt. Seine Schriften wider die Jesuiten, worunter nach der wahrscheinlichern Meinung die berüchtigte **Tuba magna mirum clangens sonum**, eine in Wahrheit wunderliche Posaune, die sich nach seinen Noten in der **Ethica Amoris** gar nicht blasen läßt, haben den Beifall aller derjenigen erworben, die sich wie er für die quesnellische Partei erklärt haben.

Eusebius Renaudot, 1720. Er hat die Geschichte der Patriarchen von Alexandria ꝛc., eine Sammlung der orientalischen Liturgien, mit ungemein gelehrten Anmerkungen und mehr andere Werke ans Licht gegeben. Er war kein Gelehrter, der seine Schätze verbarg. Nicole und Arnaud wissen ihm Dank für die freigebigen Beiträge, die er zu ihrem großen Werke: Der immerwährende Glaube von dem allerheiligsten Altars-Sakramente, geliefert hat.

Klemens **XI.**, 1721. Dieser um die ganze Kirche ungemein verdiente Pabst war einer der besten Redner Italiens, und ein guter Lateiner. Seine Werke machen zwei Folio-Bände.

Petrus Daniel Huet, Bischof zu Avranches, 1721. Dieser Prälat war einer von den größten Kennern seiner Zeit. Dieß zeiget zum Ueberfluß seine **Demonstratio evangelica**, die Abhandlung von der Schwachheit des Menschengeistes; er hat auch die Kommentarien des Origenes über die heil. Schrift in griechisch- und lateinischer Sprache herausgegeben. Alle seine Werke, die eine kleine Bibliothek gestalten können, haben auch dieses Verdienst, daß sie nicht nur gelehrt, sondern auch vortrefflich geschrieben sind.

# Drei und siebenzigstes Buch.

## Vom Anfange des Jansenismus im Jahre 1630 bis auf den Tod des Jansenius im Jahre 1638.

Keine Ketzerei entsteht, stirbt, und lebt gerade in einem bestimmten Augenblicke wieder auf. Wenn wir also den Anfang des Jansenismus auf das Jahr 1630 setzen; so geschieht es allein aus der Ursache, weil er seine Bildung dem unseligen Buche zu verdanken hat, das Jansenius um diese Zeit schon ziemlich ins Reine gebracht hatte, wenn gleich die Sekte selbst schon damals unter den Ueberbleibseln des Kalvinismus bestand, so viel Mühe man sich auch gab, diese leidige Ketzerei bis auf die Wurzel zu zerstören.

Cornelius Jansen, bekannter unter dem lateinisch-geformten Namen Jansenius, ward im Jahre 1585 zu Akoi, einem Dorfe der holländischen Grafschaft Leerdam von gemeinen Eltern geboren, erlernte die Anfangsgründe der lateinischen Sprache in dem Städtchen gleichen Namens, die niedern Schulen besuchte er zu Utrecht, die Rhetorik studirte er bei den Jesuiten in Löwen. Er wollte selbst Jesuit werden; aber eine abschlägige Antwort war die Ursache, daß er diese seine Lehrer verließ, und die Philosophie in einem andern Kollegium, die Theologie aber unter Jakob Bajus und Jakob Janson, zwei eifrigen Aposteln des Bajanismus, hörte. Janson lernte bald die Talente Jansens kennen, und sparte keine Mühe, ihn für die Partei zu gewinnen und auszubilden.

Schon früher knüpfte Jansenius die engsten Bande der Freundschaft mit Johann dü Verger de Hauranne, von Bayonne gebürtig, der ebenfalls unter Janson in Löwen die Theologie studirte. Späterhin ging er mit diesem nach Bayonne, wo der Bischof den Jansenius zum Prinzipal eines Kollegiums, den dü Verger zum Domherrn machte. Gegen sechs Jahre lebten sie hier, und studirten nebenbei die heiligen Väter, besonders den heiligen Augustin, in den sie aber überall den Sinn ihres Lehrers Janson hineintrugen, anstatt sich an die allgemeine Lehre und an den Sinn der Kirche zu halten. Nach längerer Zeit wurde dü Verger Generalvikar und Domherr zu Poitiers, und endlich Abt von St. Cyran, unter welchem Namen er vorzüglich bekannt wurde.

Nach der Entfernung seines Freundes behagte es auch dem Jansenius nicht mehr in Bayonne, er kehrte nach Löwen zurück, und wurde daselbst im Kollegio der heiligen Pulcheria durch Jansons Unterstützung Prinzipal. Hier zettelte sich eigentlich das jansenistische Gewebe an. Bald ward die Freundschaft mit dem Abte von St. Cyran erneuert, und so lebhaft, daß der strenge Jansenius kein Bedenken trug, die in Löwen studirenden Neffen seines Freundes aus der Kasse des Kollegiums zu unterstützen a).

Ja der Abt Morgues, Großalmosengeber der Mutter Ludwigs XIII., Maria von Medicis, ein ehrliebender und rechtschaffener Mann, schrieb an einen Herrn von hohem Range, daß ein gewisser Alpsiston, der nachmals 1630 sein ruchloses Beginnen zu Metz unter der Hand des Scharfrichters büßte, den Kardinal Richelieu, den die Partei vergebens zu gewinnen suchte, auf Jansens Rath und mit dessen Gutheißung zu ermorden sich anschickte b).

---

a) Lettre à du Verger. 1, 4, 10, 11, 14.

b) Lettre de l'Abbé de Morgues à M. de Chau imprimée et reimprimée plusieres fois.

Freilich begründet die Aussage eines einzigen, wenn gleich noch so unbescholtenen, Zeugen kein strenges Urtheil, sondern nur einen Verdacht. Aber so lange die Partei diesen Verdacht nur durch Schimpfen zu entkräften sucht, wie sie bisher gethan; ist es doch wenigstens sehr unvernünftig, Leute, welche mit derlei Vorwürfen gebrandmarket sind, für Heilige auszurufen.

Indessen hatte Jansenius den ersten Band seines Augustin c) zu Stande gebracht, ein Werk, worin er beweisen will, daß die Schullehre von der Gnade der leibhafte Pelagianismus oder wenigstens der Halbpelagianismus ist; in der That aber beweiset das Buch weit besser und richtiger, daß der neue Augustinus an einer Menge Stellen den Halbkalviniſten, ja zuweilen den Kalviniſten machet. Aber der ausgehängte Name des großen Augustin täuschte Anfangs Viele, nur die Kalviniſten nicht.

Denn Ottius, ein zwinglischer Wortsdiener in Zürch, behauptete, Jansenius habe sein Lehrgebäude aus den Verhandlungen der protestantischen Synode von Dordrecht geborget, und er will in beiden eine auffallende Gleichförmigkeit in Rücksicht der Vorherbestimmung und der Wirkungen der Gnade bemerkt haben d). Keine grundlose Vermuthung. Denn Jansenius schreibt in seinem zwölften Briefe an dü Verger, daß diese Verhandlungen in Rücksicht der Vorherbestimmung und Verwerfung beinahe ganz mit der Lehre der Katholiken übereinstimmen. Bei solchen Gesinnungen darf es uns nicht befremden, wenn ihm die allgemeine Lehre der katholischen Schule nicht mehr behagen wollte.

---

c) Augustinus, seu doctrina S. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina adversus Pelagianos et Massilienses.

d) Oratio de causs. Jansen. 1653.

Diese Grundsätze verdankte Jansenius seinem Lehrer Janson, und Janson dem Bajus. Bald hernach schrieb er an dü Verger, er habe ihm wichtige Geheimnisse in Rücksicht der Lehre, wozu sie sich bekannten, und besonders den heiligen Augustin betreffend, zu eröffnen. „Diesen Vater," setzte er bei, „habe ich bisher ohne Augen gelesen und ange„hört, ohne ihn zu verstehen. Sind diese Grundsätze, mit „denen man mich bekannt gemacht, richtig, wie ich sie denn „bis auf diese Stunde, wo ich Augustins Werke großen„theils wieder durchlesen habe, für richtig halte; so werden „sich Dinge ergeben, worüber einst die ganze Welt staunen „soll" e). Konnte man die neue Lehre, über die man brütete, deutlicher ankündigen? Oder ist der wahre Glaube und die allgemeine Lehre der Kirche von der Art, daß sie die ganze Welt in Erstaunen setzen sollte?

In seinem 16. Briefe an den Abt von St. Cyran behauptet Jansenius: daß man die Lehre Augustins von der Gnade übel verstanden habe, und zwar nicht nur erst in ihren Tagen, sondern schon seit vielen Jahrhunderten; er habe seine Meinung in dieser Rücksicht sehr geändert, getraue sich aber nicht, dieselbe Jemand anzuvertrauen, aus Furcht, man möchte ihm in Rom eben die Streiche spielen, welche man Andern gespielt habe; seit dem er den großen Augustin gekostet habe, wolle ihm der heilige Thomas nicht mehr behagen.

Voll Ungeduld, diese Geheimnisse zu erfahren, begab sich der Abt von St. Cyran selbst nach Löwen. Und hier ward nun überlegt, wie man dem Werke: Augustin, das diese neue Entdeckungen enthielt, Ansehen und Aufnahme verschaffen könnte. Zu diesem Zwecke ward beliebt, die Scholastiker und vornehmlich die Jesuiten zu verschreien, weil

---

e) Jansen. lettre 101. et 13.

man sie doch wegen ihrer Anhänglichkeit an die alte Lehre, für die Partei nie werde gewinnen können. Ueberdieß müsse man die Gerechtsame der Bischöfe mit Wärme erheben und vertheidigen, und sich für die neuerrichteten Priestergemeinden erklären, um sie alle desto enger an sich zu knüpfen.

Indeß war Jansenius nichts weniger, als ruhig. „Je „weiter ich fortrücke, desto mehr schaudert es mir bei diesem „Geschäfte," schrieb er bald nach diesen Verabredungen in seinem 21. Briefe; nicht als wäre er verlegen gewesen wegen des apostolischen Ansehens; denn „die ultramontanische „Gewalt ist meine mindeste Sorge," schreibt er im nämlichen Briefe an seinen Freund. Die Quelle seines Kummers war das nahe Ungewitter, das ihm drohte, die große Zahl der Gegner seines Lehrgebäudes, die Neuheit seiner Meinungen, worunter Sätze auffallen, von denen er, wie er selbst gesteht, in der Welt bisher nie reden hörte f). Lauter Beweise, daß die neue Lehre sich mit der alten, von der ganzen katholischen Kirche seit Jahrhunderten anerkannten Lehre nicht vereinigen lasse, denn diese hat das Ansehen der ultramontanischen Gewalt nicht zu fürchten.

Um das Band der Einigkeit zwischen seinen Anhängern enger zu schürzen, reisete Jansenius von Löwen öfter nach Frankreich und sogar bis nach Spanien. Hier bekam die Inquisition Luft von der Ausstreuung seiner neuen Lehren, und er entging mit genauer Noth ihren Händen, wie Moyses du Boury schreibt g), und Jansen selbst in seinem 68. Briefe bekennt. Von dieser Zeit an entschloß er sich auch, nie wieder eine so gefährliche Reise zu wagen, zog sich aber die Unannehmlichkeit zu, daß man ihn für immer von der bischöflichen Würde ausschloß.

Auf einem andern Streifzuge traten er und St. Cyran

---

f) Lettre 21, 23, 25. g) Hist. du Jansen. p. 27.

mit noch anderen Stützen der Partei, sieben an der Zahl, in den Wäldern von Valois in der Karthause von Bourg-Fontaine zu einer Unterredung zusammen, welche zu viel Aufsehens machte, als daß man in einer Kirchengeschichte davon schweigen dürfte. Die Herausgeber der Verhandlungen dieser Winkelsynode h) behaupten, ihre Absicht sey gewesen, nicht nur alle Scholastiker, Thomisten sowohl als Jesuiten, in Staub zu treten; sondern auch die Hauptgrundsätze des Christenthumes zu untergraben. So lautet die Aussage von einem der sieben Beisitzer.

Herr Filleau, königlicher Rath bei dem Appellationsgerichte von Poitiers, der sowohl am französischen, als am römischen Hofe seiner persönlichen Eigenschaften wegen eine ausgezeichnete Achtung genoß, sagte in einer gerichtlichen Anzeige i) aus, daß man bei dieser Unterredung den Vorschlag machte, den Gebrauch der Sakramente als ein unnützes Blendwerk, ja sogar den Glauben an die Menschwerdung Jesu Christi abzuwürdigen; daß C. J. k) diesen Vorschlag, wie es schien, gut geheißen; die andern aber, an die sich endlich auch die zwei Ersteren angeschlossen, wären der Meinung gewesen, daß man mildere und weniger empörende Wege einschlagen solle. Diesem Abschlusse gemäß sey beliebt worden, vornehmlich vier Punkten Gang und Ansehen zu verschaffen.

---

h) Beweis von der Wirklichkeit der Zusammenkunft in Bourg-Fontaine, wo die gräuelvollen Anschläge der Jansenisten zum Verderben des Christenthums sind geschmiedet worden. Augsburg 1793. 2 Bände.

i) Relation juridique de ce, qui s'est passé à Poitiers, touchant la nouvelle doctrine des Jansenistes, imprimée par le commendement de la Reine. Poitiers. 1664.

k) Die Namen der Räthe von Bourg-Fontaine sind nur mit ihren Anfangsbuchstaben angezeigt.

Erstens sollte man den Gebrauch der Buße und des Abendmahles so erschweren, daß es unmöglich würde, diese Sakramente zu empfangen. Zweitens müsse man die Kraft der Gnade erheben und lehren, daß sie allein Alles in uns wirke, und unsern freien Willen gänzlich fessele, und demnach keine Gnade zulassen, der man widerstehen könne. Weiter müsse man behaupten, daß Christus nicht allen Menschen, ja nicht einmal allen Gerechten, die nothwendige Gnade, die Gebothe zu halten und selig zu werden, verdient habe. Drittens ward beschlossen, die Beichtväter, welche sich diesen Grundsätzen ohne Zweifel widersetzen würden, zu verschreien, und viertens endlich, sich an das Haupt der Kirche, und zuletzt an die Kirche selbst zu wagen, und ihre Unfehlbarkeit nur auf die allgemeinen Kirchenversammlungen einzuschränken. So könnte man sich immer auf ein allgemeines Konzilium berufen, wenn etwa das Haupt der Kirche die neue Lehre verwerfen sollte.

Gegen diese Beschuldigungen hatten zwar die berühmtesten Schriftsteller der Partei ihre Galle stromweise ausgeschüttet, und läßt man Lästern und Schmähen für eine Widerlegung gelten, so haben sie dieselben vollkommen zerstäubet. Aber die verschiedenen Werke, welche dieselben Schriftsteller seit dem herausgegeben haben, stimmen in ihren Grundsätzen so genau mit den vier angegebenen Punkten zusammen, daß man glauben sollte, sie hätten auf dieselben geschworen.

Um sich davon zu überzeugen, lese man, um hundert andere nicht zu berühren, das bekannte Buch von der öftern (es sollte wohl heißen: von der seltenen oder unthunlichen) Kommunion; man betrachte die fünf berichtigten Sätze des Jansenius, oder seinen ganzen Augustin; man sehe nur in Pascals Provinzialbriefen, worin die Beichtväter, welche den öffentlichen Gebrauch der Sakramente empfehlen, so muthwillig durchgelassen werden.

Einen Hauptbeweis aber liefert die Unterredung des Abtes St. Cyran mit dem heiligen Stifter der Missionen, die uns der fromme Bischof von Rhodes, Ludwig Abelly, aufbewahrt hat 1). „Gott begünstiget mich seit einiger Zeit „mit hohen Kenntnissen im Gebethe," sagte einst der Abt von St. Cyran zu seinem heiligen Landsmanne Vincentius, der ihn, bevor er ihn genau kannte, öfter freundschaftlich besuchte. „Er hat mir geoffenbaret, daß es keine Kirche mehr gibt," setzte er bei. Und als Vincenz darüber sein Befremden äußerte, erwiederte der erleuchtete Abt: „Wie gesagt, es gibt keine „Kirche mehr. Gott hat mirs zu erkennen gegeben, daß es „seit fünf oder sechs hundert Jahren keine Kirche mehr gibt. „Vorher glich die Kirche einem großen Flusse von klarem, „hellem Wasser; aber jetzt ist das, was uns als Kirche er„scheint, weiter nichts, als eine Mistpfütze." —

„Wie, mein Herr! werden Sie mehr ihrem Eigen„dünkel glauben," versetzte der heilige Missionar, „als den „Worten desjenigen, der da sagt, er habe seine Kirche auf „einen Felsen gebaut, und die Macht der Hölle werde sie „nicht überwältigen? Die Kirche ist seine Braut, er wird sie „nie verlassen." „Gewiß" erwiederte dü Verger, „hat J. C. „seine Kirche auf einen Felsen gebaut. Aber es gibt eine „Zeit zu bauen, und eine Zeit niederzureißen. Die Kirche „war seine Braut, aber jetzt ist sie leider! eine Ehebrecherin „geworden, und er will daher, daß man ihm eine andere be„reiten soll." —

Bei einer andern Gelegenheit nahm der Herr Abt Kalvins Irrthümer in Schutz. Der Heilige stellte ihm vor, sie wären von der Kirche verworfen worden, und der Abt entgegnete ihm: „Kalvins Sache war nicht so schlecht, aber „schlecht ward sie vertheidigt, der Mann dachte gut, aber er

---

1) Vie de S. Vincent de Paul par Abelly. L. II. ch. 12.

„drückte sich übel aus.“ — Als der Neuerer eines Tages einige vom Kirchenrathe von Trient gebrandmarkten Sätze vertheidigen wollte, versetzte ihm der Heilige: „Sie gehen zu „weit. Oder soll ich eher einem Privatmanne, der dem Irr„thume unterworfen ist, als der Kirche folgen, welche die „Säule der Wahrheit ist? Sie lehret nun einmal so, und „Sie wollen, ich soll das Gegentheil glauben? Wie erkühnen „Sie sich, Ihr Urtheil den besten Köpfen der Welt und dem „Ausspruche des Kirchenrathes von Trient vorzuziehen?“ — „Sagen Sie mir nichts von diesem Kirchenrathe,“ fiel ihm der Abt ein. „Es war ein Konzilium des Pabstes und der „Scholastiker, wo Parteigeist und Ränke herrschten.“

Alle diese Unterredungen theilte der heilige Vincentius einigen Gliedern seiner Kongregation und andern Auswärtigen mit, um sie gegen die Ueberraschung dieser neuen Irrlehre zu verwahren, und so kam sie auch zur Kenntniß des Bischofes Abelly, der nach niedergelegtem Bisthume zwei Jahre im Hause des heiligen Lazarus lebte. Um aber der Sache, die sich nicht läugnen ließ, eine andere Wendung zu geben, suchte man die Welt zu bereden, Vincenz sey selbst ein Busenfreund und Gönner des Abtes von St. Cyran gewesen. Allein es ist weltkundig, daß der Heilige öffentlich die treulosen Bande brach, durch die man ihn und seine Kongregation an die neuen Irrthümer fesseln wollte, und daß er sich dadurch bei der Partei so verhaßt machte, daß ihn diese nach seiner feierlichen Heiligsprechung nie mit dem Namen eines Heiligen beehrte.

Bei diesen Grundsätzen dü Vergers dürfen uns seine übrigen Behauptungen nicht mehr befremden. So vertheidiget er in der sogenannten königlichen Frage offenbar den Selbstmord; von der Vernunft aber und von den alten Philosophen spricht er auf eine Weise, daß man ihn für einen Deisten halten sollte. In seinem Petrus Aurelius,

den er selbst mit frömmelnder Bescheidenheit für das beste Werk ausgab, das seit sechshundert Jahren erschienen ist, stürzet er die ganze kirchliche Hierarchie nieder, indem er allen Unterschied zwischen den Pfarrern und Bischöfen, und zwischen diesen und dem Pabste aufhebt. Die Ordensgeistlichen werden darin mit äußerster Unanständigkeit mißhandelt, und die gräuelvollen Irrthümer Jansens unter die allgemein angenommenen Glaubensartikel gesetzt.

Nicht zufrieden, ihre Irrthümer auf dem festen Lande zu verbreiten, suchte dü Verger auch die engländische katholische Geistlichkeit, oder die als Missionäre daselbst noch arbeitenden Priester dadurch zu beunruhigen, und Jansenius wagte es, diesen Samen der Zwietracht in der Mission von Irland auszustreuen, so daß die armen Katholiken Englands, welche ohnehin unter dem Joche der Irrgläubigen seufzten, jetzt noch obendrein den nahen Ausbruch einer einheimischen Spaltung befürchten mußten.

Allein, „um Rom ein zahlreiches Heer entgegen zu „setzen m),“ mußte man ganze Orden und Kongregationen gewinnen. Die durch Tugend und Wissenschaft vorzüglich berühmten Orden waren damals die Jesuiten und Oratorianer. Die Ersten zu gewinnen, kam der Partei nicht zu Sinne; um so mehr suchte man die Zweiten in das Garn zu locken.

Der Abt von St. Cyran suchte in dieser Absicht die Freundschaft ihres frommen Stifters, des Kardinals Berulle, durch den Schein der Tugend zu erschleichen. Jansenius nahm es über sich, diesen Orden nach Löwen und in andere Städte von Flandern zu verpflanzen, und machte ihnen Hoffnung zum allgemeinen Unterrichte der Jugend, um sie auf diese Weise den Jesuiten entgegen zu stellen. Aber

---

m) Jansen. Lettre 32.

der tugendhafte General des Oratoriums war so weit von diesen Gesinnungen entfernt, als aufrichtig seine Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl und den Glauben der Kirche war.

Nun suchte man die Oratorianer in Flandern von jenen in Frankreich zu trennen. Aber auch dieser Schritt fand sowohl am Kardinal Berulle, als an seinem frommen Nachfolger, dem P. Condren, entschlossene Gegner. So mißlangen bisher die Ränke der Jansenisten, diesen Orden auf ihre Seite zu bringen, und möchten sie nur immer mißlungen haben!

Mit gleichem Eifer betrieb die Partei die Eroberung der Nonnenklöster. Jansenius hielt die Sache Anfangs für nicht so wichtig; aber der verschmitzte Abt glaubte dabei seine Zeit nicht zu verlieren. Er kannte die Weiber hinter dem Gitter vom Grund aus, und wußte, daß sie für eine Meinung leicht zu gewinnen, aber eben so hart wieder davon abzubringen, und so verschlagen, als eifrig wären, die Partei ihres Seelenvaters zu vergrößern. Ein Vortheil, der sich nur bei Nonnen, nicht aber bei Ordensmännern hoffen läßt, die selbst Theologen von Profession sind.

Man wird in der Folge sehen, welche Vortheile die Partei aus den Nonnenklöstern, und vornehmlich aus dem Portroyal zog, das so zu sagen der Waffenplatz der Sekte wurde, woraus die zahllosen Bücher in die Welt hervorkamen, deren Gift mit allen Reizen der Schreibart gewürzet, die begierigen Leser unvermerkt ansteckte.

Wie in Frankreich der Kalvinismus unter dieser neuen Gestalt, und unter der Maske eines geborgten Namens die Ueberreste seiner Irrthümer zu retten suchte, so raffte sich in Deutschland das Lutherthum wieder auf, und warf sich neuerdings über einen Fürsten her, der es in Staub getreten, aber da er, wie die Protestanten vorgeben, Unter-

drückung mit Strenge, und Herrschsucht und Eigennutz mit dem Eifer für das gemeine Beste und für den Glauben paarte, jene Mächte gegen sich aufbrachte, deren Hilfe ihm so nöthig war.

Jene protestantischen Fürsten, die Ferdinanden selbst gegen ihre Glaubensgenossen unterstützt hatten, schlossen jetzt ein Bündniß gegen ihn unter dem Vorwande, er arbeite mehr für sein Haus, als für das Reich und Vaterland. Den Kaiser kümmerte dieser Bund um so weniger, weil die deutschen protestantischen Fürsten viel zu uneinig unter sich selbst, und viel zu eifersüchtig waren, als daß sie ein Haupt für diesen Bund aus ihrer Mitte wählen konnten. Allein dieser Anführer sollte von der Ferne kommen.

Gustav Adolph, König von Schweden, beleidigt durch das unkluge Benehmen der österreichischen Minister bei dem Lübecker Vertrage, und ermuthigt durch die Siege, die er jüngsthin über die Polen erfochten, war nun entschlossen, sich mit allem Ernste der Protestanten anzunehmen. Sein jugendlicher Heldengeist eröffnete ihm hier ein neues Feld der Ehre, um noch viel herrlichere Trophäen, und zwar, wie er glaubte, zur Ehre Gottes sich zu erkämpfen. Er rüstete sich alsbald zum Kriege, und seine Zurüstungen belebten neuerdings den tief gesunkenen Muth der deutschen protestantischen Fürsten.

Allein das größte Uebergewicht gab den Schweden ihre Verbindung mit Frankreich. Zum Erstaunen der ganzen Welt brachte nämlich der Kardinal Richelieu den christlichen König Ludwig XIII., diesen gottseligen Fürsten, dahin, einen Vertrag mit einem irrgläubigen Könige abzuschließen, zu Folge dem Schweden 36,000 Mann in Deutschland einrücken ließ, Frankreich aber fünf Jahre lang jedes Jahr 1,200,000 Livres an Schweden bezahlte.

Gustav Adolph hatte sich schon der Insel Rügen bemäch-

tiget, und drang von da aus immer weiter vorwärts auf dem deutschen Boden. Da sich schon mehrere Städte im nördlichen Deutschland an die Schweden ergeben hatten, oder von diesen durch die Gewalt der Waffen waren erobert worden, setzte der Kaiser Ferdinand Mißtrauen auf die Geschicklichkeit seiner Generale in der dortigen Gegend, und schickte den berühmten General Tilly dahin ab, der durch sein seltenes Kriegsglück und durch seine Siege das Schrecken der protestantischen Partei war.

Sobald dieser vortreffliche Feldherr Neubrandenburg im Sturm erobert und daselbst 2000 Schweden über die Klinge hatte springen lassen, zog er gegen Magdeburg, um diese Stadt zu belagern, in der Hoffnung, die Gefahr eines so wichtigen Platzes werde den König zwingen, eine förmliche Schlacht zu liefern. Aber Gustav, welcher nicht weniger vorsichtig, als tapfer war, glaubte sich seinem Gegner noch nicht gewachsen, und drang an die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, sich für seine Partei zu erklären, widrigenfalls er sie ihrem Schicksale überlassen und sich mit dem Kaiser vergleichen würde.

Während dieser Unterhandlung wurde Magdeburg am 10. Mai 1631 von den Kaiserlichen mit Sturm erobert. Dreißigtausend Einwohner wurden getödtet, und die dem Schwerte entgingen, kamen im Wasser oder Feuer um. Das Feuer, man weiß nicht, ob von den feindlichen Soldaten, oder von den Einwohnern selbst gelegt, verwandelte bei einem heftigen Winde in wenig Stunden eine der schönsten und blühendsten Städte Deutschlands in Schutt und Asche. Das schaudervolle Schicksal dieser Stadt flößte den Protestanten einen unversöhnlichen Haß gegen die kaiserlichen Völker ein. Sie versammelten sich von allen Seiten her unter den schwedischen Fahnen, und setzten den König in Stand, sich mit seinen Feinden zu messen.

Tilly war indessen in Sachsen vorgedrungen, in der Absicht, den Churfürsten von der schwedischen Partei abzuziehen, oder ihn gänzlich zu vernichten. Aber Gustav eilte mit Blitzesschnelle nach Leipzig, eroberte die Stadt, und lagerte sein Heer unter den Mauern derselben. Hier war es, wo am 7. September 1631 die mörderische Schlacht geliefert wurde, welche sich mit der völligen Niederlage der kaiserlichen Armee endigte, ungeachtet dieselbe Wunder der Tapferkeit that.

Man will sagen, Tilly habe, als er vor der Schlacht die meisterhafte Stellung und die muthvolle Unerschrockenheit der schwedischen Truppen sah, eine Bläße in seinem Gesichte und in seiner Miene nicht undeutliche Spuren jener Unruhe bemerken lassen, welche bei einem erfahrnen General einen Umschwung seines Glückes andeuten. Dagegen verbreitete nun Gustav Adolph seine siegreichen Waffen durch Franken bis an den Rhein und an die Mosel, und setzte alle katholischen Länder Deutschlands in Schrecken.

Damit noch nicht zufrieden, richtete er seinen Marsch nach Baiern, welches sich geweigert hatte, die den katholischen Fürsten angetragene Neutralität anzunehmen. Aber auch hier war kein Widerstand vermögend, den reißenden Strom des Verderbens aufzuhalten. Durch die Eroberung von Donauwerd, das Gustav Adolph wieder zur Reichsstadt machte, war er Meister von beiden Donauufern, und schickte sich an, den Lech zu übersetzen, wo sich ihm Tilly am jenseitigen Ufer entgegenstellte. Allein trotz des Feuers von zwei und siebzig Kanonen schlug der König eine Brücke, und kam an der Spitze seiner Armee an das feindliche Ufer. Auf dem Rückzuge nach Ingolstadt wurde Tilly tödtlich verwundet, und starb nach wenigen Tagen.

Jetzt stand den Schweden nichts mehr im Wege; sie breiteten sich in ganz Baiern aus, und verheerten das arme

Land mit unerhörter Grausamkeit. Nirgends wurde so viel geplündert, gemordet, nirgends solch gottesschänderischer Gräuel verübet, als in den Staaten des Churfürsten Maximilian, des Hauptes des katholischen Bundes. In München leerten sie das ganze Zeughaus aus, und nahmen 140 neugegossene Kanonen mit fort, welche der Churfürst hatte vergraben lassen, und in deren einer sie 30,000 Goldgulden versteckt fanden.

Doch wurden auch alle andern katholischen Fürsten, mit Ausnahme des Churfürsten von Trier, welcher die von Frankreich vorgeschlagene Neutralität ergriffen, und sich unter den Schutz dieser Krone begeben hatte, nicht viel besser, als der Herzog von Baiern, behandelt.

Den 20. April 1632 zog Gustav Adolph auch in Augsburg ein. Mit seinem Einzuge scheiterte alsbald das Reformationswerk des Bischofs Heinrich. Der König brauchte Repressalien gegen die Katholiken, der katholische Rath wurde entlassen, und dafür ein protestantischer aufgestellt. Alle Kirchen, welche vermöge des kaiserlichen Restitutions-Edikts den Katholiken mußten eingeräumt werden, wurden den Lutheranern wieder zurückgestellt. Bald darauf ward eine Verordnung gemacht, zu Folge der die katholische und lutherische Religion unabänderlich beibehalten, aber auch der katholische Klerus seine Freiheiten und Rechte genießen sollte.

Nachdem der König sich von den Bürgern hatte huldigen lassen, beauftragte er seinen Statthalter, einen Grafen von Hohenlohe, auch der Geistlichkeit den Eid der Treue abzufordern. Die Benediktiner von St. Ulrich, die mit der übrigen Geistlichkeit sich nicht verabreden konnten, legten diesen Eid, mit einigen Beschränkungen, die man ihnen zugestand, nach reifer Ueberlegung ab. Das Domkapitel und die übrige Geistlichkeit konnten sich nicht dazu entschließen. Sie mußten daher die Ungnade des Königs hart fühlen,

und wurden mit Einquartierung und Kontributionen aller Art belastet, und da sie dessenungeachtet auf ihrem Entschlusse beharrten, mußten sie alle den 19. Mai 1633 die Stadt verlassen.

Die Benediktiner von St. Ulrich waren also die einzigen Priester in der Stadt, und der damalige Generalvikar übergab dem Administrator des Klosters, Bernard Härtfelder, einem Manne von großen Verdiensten, und von seltener Klugheit und Einsicht, die Sorge über alle Pfarreien. Da aber die ganze Zahl dieser Religiosen nur in acht Personen bestand, die nicht alle zur Seelsorge tauglich waren, so häuften sich die Arbeiten so sehr an, daß sie der Last beinahe unterlagen. Dazu kam noch der Zulauf der Katholiken von den benachbarten Dorfschaften, die durch die Grausamkeit der Schweden ihre Seelsorger beinahe überall verloren hatten. Denn nicht zufrieden, die katholischen Kirchen und Klöster im ganzen Bisthume zu plündern und niederzubrennen, mißhandelten diese Unholden die Priester auf eine unmenschliche Weise, jagten sie aus ihren Wohnungen, prügelten sie zu Krüppeln, oder banden sie den Pferden an die Schweife, wo sie des schrecklichsten Todes starben. Weil alle übrigen katholischen Kirchen geschlossen waren, so konnte der öffentliche Gottesdienst nur in jener von St. Ulrich gehalten werden.

So ungehindert übrigens diese wenigen Geistlichen Anfangs ihren Verrichtungen obliegen konnten, so sehr wurden sie nach und nach darin beschränket durch die lutherischen Bürger, die sich in der Hoffnung, den katholischen Gottesdienst ganz aus ihren Mauern zu verdrängen, so sehr getäuscht fanden. Nicht selten störten sie recht muthwillig den öffentlichen Gottesdienst, selbst am Altare waren die Priester vor Spott und Mißhandlungen nicht sicher. Zur Faschingszeit erschienen Bürger und Soldaten in Mönche und

Nonnen verkleidet, um die katholische Religion öffentlich zu höhnen. Des geleisteten Eides ungeachtet wurden die Religiosen von St. Ulrich so sehr mit Einquartierungen, Abgaben und Lieferungen jeder Art belastet, daß sie kaum zu leben, und zuletzt nicht so viel Wein mehr übrig hatten, um die heiligen Geheimnisse zu begehen.

Indeß war Gustav, der die Stadt bald wieder verlassen hatte, überall Sieger, und sein Geist schien aller Orten die schwedischen Waffen zu leiten. Seine Generale hatten die ganze Gegend um die Elbe und die Küste des baltischen Meeres bezwungen, der Churfürst von Sachsen hatte auf der andern Seite die Lausitz erobert, war in das Herz von Böhmen eingedrungen, und hatte Prag weggenommen. Mit einem Worte: das Glück hatte sich ganz gewendet, und die protestantischen Mächte des Reiches erklärten sich einmüthig wider den Kaiser.

Bei dieser traurigen Veränderung fand sich Ferdinand genöthiget, den Ton herabzustimmen, den Grafen von Wallenstein, welcher in seine Ungnade gefallen war, wieder hervorzusuchen, und diesen stolzen und rachsüchtigen General zu bitten, er möchte unter ihm selbst beliebigen Bedingungen die Anführung der kaiserlichen Truppen wieder übernehmen. Sie waren demüthigend diese Bedingungen für den Monarchen, und erstickten doch bei dem Unterthanen die Sehnsucht nach Rache nicht. Wallenstein eroberte Böhmen eben so leicht, als es war verloren worden, und rückte dann dem Könige entgegen.

Beide Heere trafen zusammen auf der Ebene von Lützen, fünf Meilen von Leipzig, welche Stadt der erste Zeuge von Gustavs Ruhm gewesen war. Allein hier unterbrach der Tod die Laufbahn seiner Siege, er ward durch eine Kugel tödtlich verwundet, und blieb auf dem Schlachtfelde. Doch ward die Lage Wallensteins nicht viel besser, die Schweden erhol-

ten sich bald wieder aus ihrer ersten Betäubung, und fochten dann nur mit desto größerer Wuth, um sich für den Verlust ihres theuern Königs zu rächen.

Wallenstein selbst ward bald hernach der Untreue wegen, wozu er sich durch Ehrgeiz und Rachsucht verleiten ließ, seinem Monarchen verdächtig, und zwar mit Grunde. Es kam daher geheimer Befehl, sich der Person des treulosen Feldherrn zu versichern, und ihn seiner Würde zu entsetzen. Aber der Verräther hatte sich schon in die feste Stadt Eger an der böhmischen Gränze geworfen, um dort den Feind zu erwarten, und mit ihm vereinigt seinen verrätherischen Plan auszuführen. Doch drei vertraute Offiziere vereitelten das Vorhaben dieser schandvollen Verrätherei; sie rückten mit einigen entschlossenen Soldaten auf das Haus an, worin Wallenstein wohnte, sprengten die Thüre seines Zimmers ein, und ermordeten ihn, da er eben aus dem Fenster springen wollte. So starb in einem Alter von 50 Jahren der Feldherr, welcher allein das Glück des großen Gustavs in seinem Laufe hatte aufhalten können.

Indessen war doch auch die Lage der Schweden, obschon sie den Sieg erfochten hatten, bedenklicher, als wenn ihre ganze Armee wäre geschlagen worden. Der König hinterließ nach seinem Tode keinen andern Reichserben, als seine Tochter Christina, eine sechsjährige Prinzessin. Doch die schwedischen Reichsstände ließen an ihrer Vorsorge nichts ermangeln, sie ernannten Reichsverweser zur innern Staatsverwaltung, und beauftragten den Kanzler Oxenstierna, während der Minderjährigkeit der Königin, die Angelegenheiten in Deutschland zu leiten. Sie hätten wirklich keine bessere Wahl treffen können. Oxenstierna handelte mit Kraft und Einsicht, und wußte den Heldenmuth der schwedischen Truppen so trefflich zu erhalten, daß sie noch manche Vortheile, oft auch glänzende Siege auf deutschem Boden erfochten.

Doch ward ihr Waffenruhm nicht wenig verdunkelt durch die Schlacht, welche den 6. Dezember 1634 bei Nördlingen geliefert wurde. Sie war gerade das Gegenstück zu jener von Leipzig; die Schweden verloren 16,000 Mann, 80 Stück schweren Geschützes und alles Gepäcke. Nun änderte sich auf einmal die Lage der Dinge, und die katholische Lige faßte neuen Muth, um so mehr, da auch der Churfürst von Sachsen im nächstfolgenden Jahre mit dem Kaiser Ferdinand zu Prag Frieden geschlossen hatte.

Die Stadt Augsburg, wo die Lutheraner seit Gustavs Anwesenheit noch immer die Oberhand behaupteten, und auf die Hilfe der Schweden rechneten, wollte sich den kaiserlichen und baierischen Waffen nicht ergeben, und entschloß sich in dieser Hoffnung lieber zu einer Belagerung. Diese dauerte auch so lange, daß man alle die Drangsalen erfuhr, welche lange Belagerungen gewöhnlich nach sich ziehen. Da alle Zufuhr geschlossen war, nahm die Hungersnoth bald so überhand, daß man Pferde-, Hunde- und Katzenfleisch um theures Geld verkaufte, Mäuse begierig aufsuchte, und selbst Menschenfleisch nicht verschmähte. So unnatürliche Nahrungsmittel erzeugten endlich eine schreckliche Pest, die nach dem Zeugnisse eines sehr glaubwürdigen Geschichtschreibers n) gegen 60,000 Menschen hinraffte.

In dieser schaudervollen Lage zeichneten sich die wenigen Geistlichen von St. Ulrich durch die großmüthigste Aufopferung für ihre leidenden Brüder aus. Der Prior des Stiftes besorgte selbst das überfüllte Lazareth so lange, bis er als Opfer der Liebe starb. Endlich ergab sich die Stadt an die kaiserlichen Völker, welche den 28. März 1635 dieselbe in Besitz nahmen.

Bald darauf kehrte auch die katholische Geistlichkeit zu-

n) Paul von Stetten des Jüngern Erläuterungen u. s. w. Seite 155.

rück, erhielt wieder alle ihre Kirchen und Güter, die sie im Jahre 1632 besessen hatte, und den Protestanten wurde nur die einzige Barfüßerkirche, und diese nur auf kurze Zeit, zu ihrem Gottesdienste eingeräumt, und 13 Jahre lang mußten sie denselben im Kollegio von St. Anna beinahe unter freiem Himmel halten.

Es wäre nun unfehlbar um die Schweden und ihre Schützlinge, die Protestanten, geschehen gewesen, wenn nicht das unredliche Frankreich dem Kaiser den Krieg angekündigt, und sich öffentlich für Schweden erklärt hätte, welches sich noch allein der Unterdrückung des protestantischen Deutschlands widersetzte.

Es ist hier der Ort nicht, sich umständlich auf die Beschreibung eines Krieges mit allen seinen unzählbaren Abwechselungen einzulassen, welcher noch 14 Jahre angedauert hat; denn eine Kirchengeschichte ist keine Kriegsgeschichte. Man weiß ohnehin, daß der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, Banier, Horn und so viele andere von Gustav gebildete Generale, den Krieg mit so glücklichem Erfolge geführet haben, daß sie dem protestantischen Theile durch den westphälischen Friedensschluß seine dauerhafte Verfassung, und das Gleich- oder vielmehr das Uebergewicht über die Katholiken im Reiche gesichert haben o).

Sehr empfindlich war der Verlust, welchen die katholische Religion durch diesen Umschwung der Dinge in Deutschland erlitten hatte; allein zum Ersatz dafür fand das Licht des Glaubens an dem andern Ende unserer Halbkugel in dem unermeßlichen Reiche China eine günstige Aufnahme. Darnach hatte schon der große Indianer-Apostel, der heilige

o) Wer von diesem Kriege mehr lesen, und sich von der dermaligen französischen Treulosigkeit noch besser überzeugen will, den verweisen wir auf Mich. Ign. Schmidt Geschichte der Deutschen, V. Band vom Jahre 1630—1648.

Franz Xavier, geseufzet, und für das Heil dieser Völker zum Himmel gefleht.

Sein Flehen ward erhöret; drei Männer von seinem Geiste beseelet, mit seinen Tugenden ausgerüstet, und in eben demselben Orden gebildet, die Väter Ricci, Roger und Pasius, Italiener von Geburt, entschlossen sich, keine Arbeit zu scheuen, und selbst ihr Leben aufzuopfern, um diese Völker den Finsternissen des Todes zu entreißen, in denen sie schon lange Zeit gelegen waren.

Der Name Jesus war wenigstens seit 800, oder gar 1000 Jahren in China nicht mehr gehört worden, obwohl man mit vielem Grunde glaubt, daß der heilige Apostel Thomas dahin gekommen, und die Lehre des Heiles verkündet habe. Diese Vermuthung erhält durch Chinas alte Geschichte große Wahrscheinlichkeit, denn es wird darin erzählt, daß ein, wegen seiner Wunder und Tugenden berühmter Fremdling im Reiche eine himmlische Lehre geprediget habe.

Ein altes Brevier der malabarischen Kirche in chaldäischer Sprache sagt ausdrücklich, das Reich Gottes sey durch die Predigten des heiligen Thomas bis nach China gekommen. Lange hernach im siebenten Jahrhunderte verkündigten noch die Glaubensprediger das Evangelium daselbst, und zwar mit Erfolg wenigstens 40 Jahre lang. Diese Thatsache verbürget eine alte Urkunde, die man im Jahre 1625 fand, als man in den Ruinen eines eingefallenen Gebäudes nahe bei Sigan-fu, der Hauptstadt der Provinz Chen-si, grub.

Sie besteht in einer länglichten Marmortafel, über welcher ein vollkommenes, noch gut erhaltenes Kreuz zu sehen war. Die Aufschrift enthält die Grundsätze des christlichen Glaubens in chinesischen Schriftzeichen, die mit syrischen Buchstaben vermenget sind. Dieses Denkmal erwähnet auch verschiedener Kaiser, welche die Glaubensprediger begünstiget haben, deren zwei genennet werden, als Olopuen, welcher

im Jahre 636 aus Judäen, und Ki-ho, der etwas später nach China kam. Kaiser Tai-teoum, welcher der erste die Taufe empfing, bauete dem wahren Gott eine Kirche, und Kao, sein Sohn, ließ sogar deren eine in jeder Provinz errichten.

Aber alle Spuren des Christenthumes waren seit dem verschwunden, als die drei Missionäre im Jahre 1580 aus Italien unter der Regierung des Van-li, welcher im Jahre 1621 starb, in China anlangten. Das Volk lag in den dicksten Finsternissen der Abgötterei begraben, der hochmüthige Eigendünkel der Großen und Gelehrten, überdieß der Nationalstolz, dem zufolge die Chineser alle Ausländer verachten, und ihnen sogar den Eingang in das Reich versagen, verlegte den Heilswahrheiten, die nur auf dem Wege der Demuth Eingang finden, alle Wege.

Alle diese Schwierigkeiten und Gefahren schreckten die drei Glaubensprediger nicht ab; sie schlichen sich einer nach dem andern, und zwar anfänglich in die mittägigen Provinzen ein. Die Neuheit und Erhabenheit der Lehre, so wie die Heiligkeit der Männer, welche sie vortrugen, erweckte Verwunderung, welcher bald Hochachtung und Wohlgewogenheit folgten. P. Ricci vornehmlich, welcher in der Landessprache, in den Gesetzen und Gebräuchen der Nation vollkommen unterrichtet, überdieß in den mathematischen Wissenschaften trefflich bewandert, und ein Mann von dem liebenswürdigsten Charakter war, gewann sich bald Liebe und Zutrauen.

Es gelang ihm, mannigfaltiger Widersprüche ungeachtet, nicht nur in den Provinzen die erstaunlichsten Bekehrungen zu wirken, sondern selbst, was sonst so schwer ist, am Hofe Zugang zu finden. Der Kaiser nahm ihn sehr gnädig auf; einige Gemälde des Heilands und der seligsten Jungfrau, mit welchen Ricci nebst andern europäischen Seltenheiten den Fürsten beschenkte, wurden im Pallaste zur Verehrung aufgestellt.

Dieses Beispiel wirkte auf die Höflinge; die Missionäre erhielten eine Wohnung in der Hauptstadt, und dieses Haus ist in der Folge vermittelst der europäischen Wissenschaften, vorzüglich der Mathematik, die in China überaus geschätzt wird, die Stütze aller Missionen des Reiches geworden. Ricci durfte sich der ersten Früchte seines apostolischen Amtes erfreuen; er starb, nachdem er einem unendlichen Volke und Großen ohne Zahl das Evangelium verkündet, mitten unter einer reichlichen Aernte, und in dem Anblicke einer blühenden Kirche, die er gestiftet hatte.

Es erhoben sich zwar auch hier Verfolgungen gegen das Werk Gottes; man streuete das falsche Gerücht aus, die Missionäre hätten sich mit den Neubekehrten verschworen, das Reich den Europäern zu verrathen, und diese Lüge von Bonzen erdichtet, machte leicht Eindruck auf das argwöhnische Volk. Allein die Verfolgung dauerte nur einige Jahre, und die Glaubensneulinge bewiesen einen Eifer, Muth und Standhaftigkeit, die ihnen wahrhaft Ehre machte. Sie predigten selbst das Evangelium in Ermangelung der Missionäre, die man mit Schande nach Makao zurückgeschicket hatte. Man sah sogar Mandarine, welche ihre Amtsbezirke bereiseten und den Glauben predigten.

Sobald die Verfolgung vorüber war, kehrten die Missionäre zurück. Allein noch waren sie für so reichliche Aernte zu wenig. Der Herr erbarmte sich, und schickte neue Arbeiter in seinen Weinberg. Im Jahre 1631 gesellten sich die Predigermönche den Jesuiten bei, und arbeiteten mit gleichem Eifer und mit gleicher Erbauung. In der Folge kamen mehrere Regular- und Weltgeistliche in diesen Ländern an, und der evangelische Samen war immer im Wachsthume bis auf die berufene Revolution, welche im Jahre 1644 das Reich unter die tartarische Herrschaft brachte.

Während der glücklichen Fortschritte des Evangeliums

an den äußersten Gränzen des Orients beschäftigte sich der heilige Vincenz von Paul unermüdet damit, in seinem Vaterlande allen Tugenden, vorzüglich der christlichen Liebe wieder aufzuhelfen. Schon hatte er in der Hauptstadt und in mehreren Provinzen einen Bund zwischen frommen Damen errichtet, die sich mit Erbauung dem Krankenbesuche widmeten, um den Leidenden ihr Schicksal zu erleichtern. Dieser Bund veranlaßte die Stiftung der Schwestern von der Liebe, die man gewöhnlich die grauen Schwestern nannte, und die sich ganz eigentlich den Krankendienst zu ihrem Berufe machten.

Der fromme Diener Gottes bediente sich zur Ausführung dieses Gott gefälligen Werkes seiner Beichttochter, der edlen Frau Ludovika von Marillak, Witwe des Herrn Legras, Geheimschreibers der Königin Maria von Medicis. Diese großmüthige Witwe war eine zärtliche Mutter der Armen, eine liebvolle Wärterin der Kranken, sie unterstützte den Heiligen mit ihrem ganzen Vermögen, und ging bei dem beschwerlichen, oft ekelhaften Krankendienste mit der größten Selbstüberwindung allen andern mit ihrem Beispiele voran.

Sobald das Gerücht der von dem heiligen Vincenz entworfenen Stiftung bekannt wurde, stellten sich bei ihm mehrere junge Personen des andern Geschlechtes, die sich zu diesem heiligen Geschäfte wollten brauchen lassen. Er übergab sie der Leitung der Frau Legras, und so wurde in Paris im Jahre 1633 der Grund gelegt zu diesem um die Menschheit hoch verdienten Orden, der sich bald nicht nur in Frankreich, sondern auch in andern Ländern ausgebreitet hat.

Kaum hatte die fromme Stiftung festen Grund, verfaßte der heilige Stifter für sie gewisse Satzungen, woraus die evangelische Klugheit sichtbar hervorleuchtet, mit welcher er diese Mädchen, welche größtentheils von niedriger Herkunft waren, gebildet, und zur Vollkommenheit angeleitet hat.

Obschon sie, schreibt er, keine Klosterjungfrauen sind,

weil sich dieser Stand mit ihren Verrichtungen nicht verträgt, obschon ihr Kloster die Krankenhäuser, ihre Zelle eine elende, oft gemiethete Kammer, die Pfarrkirche ihre Kapelle, die Gassen der Stadt ihre Klausur, die Furcht Gottes ihr Gitter, und die Sittsamkeit ihr Weihel ist, und sie deswegen mehreren Gefahren, als die eigentlichen Klosterfrauen ausgesetzt sind, so müssen sie eben darum desto tugendhafter seyn.

Sie werden sich daher, wo sie immer sind, wenigstens mit eben so viel Zurückhaltung, Versammlung des Geistes und Erbauung betragen, wie die wahren Klosterjungfrauen in ihren Klöstern. Sie werden sich unermüdet auf den Erwerb der standesmäßigen Tugenden, vorzüglich auf eine tiefe Demuth, auf einen vollkommenen Gehorsam, und auf eine große Abgeschiedenheit von den Geschöpfen verlegen; sie werden besonders alle mögliche Vorsicht gebrauchen, die Reinigkeit des Leibes und der Seele unversehrt zu erhalten.

Hierauf schreibt er ihnen noch besondere, ihrem Berufe ganz angemessene Regeln vor, und empfiehlt ihnen vor allem die Pflege armer Kranken, zu deren Diensten sie sich eigentlich verpflichtet hätten. Es ist unglaublich, wie viel Gutes diese Schwestern der Liebe nicht nur zum leiblichen, sondern auch zum geistlichen Wohle der Kranken gestiftet haben; denn bei der Wartung des Leibes hatten sie immer ihre Hauptabsicht auf das Heil der Seele gerichtet.

Zu eben diesem Endzwecke stiftete der Heilige für die christliche Unterweisung der Jugend, und zur Erbauung der Erwachsenen, die Mädchen von der Vorsehung. Auch ward von ihm, wo nicht gestiftet, doch wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen, und neu gegründet die Kongregation des Kreuzes, die sich mit ausgezeichnetem Nutzen für die Erziehung verwendete, und tüchtige Schullehrerinnen für das Land bildete. Ein Bedürfniß, welches vorzüglich

für die weibliche Jugend höchst dringend war, und doch wenig geachtet wurde.

Diesem heiligen Manne verdankt auch sein Daseyn das allgemeine Spital in Paris, welches eine sichere Zufluchtsstätte für Arme beiderlei Geschlechtes wurde, welche Alters oder kränklicher Umstände halber ihr Brod nicht mehr gewinnen konnten, und sich zu dem entehrenden Gassenbetteln gezwungen sahen. Aber vor Allem verdienet hier noch angerühmet zu werden die Stiftung, welche der Heilige zur Versorgung der Findelkinder zu Stande brachte, und wodurch so viele dieser Unglücklichen von dem zeitlichen und ewigen Verderben gerettet wurden.

Ein Jahr nach der Stiftung der Schwestern von der Liebe bestätigte der Pabst Urban VIII. am 29. März 1634 das Institut unserer Frau von der Zuflucht, welches seinen Namen von seiner Bestimmung hat, da es der Gebrechlichkeit des andern Geschlechtes unter dem besondern Schutze der seligsten Jungfrau Maria zur Freistätte dienen sollte. So verschiedene Orden und Kongregationen man bisher errichtet hatte, so hatte man doch auf die Weibspersonen, welche sich zu einem unehrbaren Gewerbe erniedrigten, vergessen als auf Leute, die ohne Rettung verloren wären. Allein der gute Hirt, welcher die verirrten Schafe so liebreich aufsucht, suchte und fand auch für diese Unglücklichen eine zärtliche Mutter, die sich um das Heil dieser Verunglückten mit wahrhaft mütterlicher Liebe annahm.

Elisabeth von Raufaing, welche sich mit ihren drei Töchtern in Lothringen niedergelassen, und dort durch ihren heiligen Wandel sowohl als durch stete Ausübung der großmüthigsten Liebeswerke sich allgemeine Achtung erworben hatte, diese fromme Witwe war es, welcher das Schicksal dieser bedaurungswürdigen Personen tief zu Herzen ging. Sie errichtete zuerst in ihrem Hause eine Zufluchtsstätte für

dieselben, versorgte sie mit allem Nothwendigen, unterrichtete sie selbst in der Religion, und gewöhnte sie allmälig an ein beinahe klösterliches Leben. Dieses heilsame Institut fand bald allgemeinen Beifall. Es ward von Pabst Urban VIII. und in der Folge auch von Alexander VII. gutgeheißen.

Um die nämliche Zeit, zu welcher diese Gutheißung von dem Pabste Urban kraft einer Bulle kund gemacht wurde, erließ das heilige Offizium über den berühmten Galiläus Galiläi ein Urtheil, welches den Feinden Roms bis dahin Gelegenheit gab, über die römische Barbarei und Unwissenheit Lärmen zu schlagen. Schon früher hatte Kopernikus, doch nur als Hypothese, den Satz aufgestellt, daß die Sonne stehe, und die Erde sich um dieselbe bewege, und es kam keinem Richterstuhle zu Sinne, dieses Lehrgebäude zu verwerfen.

Galiläi behauptete eben diesen Satz, aber ging noch weiter und wollte denselben auch aus der Schrift erweisen. Seine Zudringlichkeit, mit welcher er sein System überall, selbst der Inquisition annehmbar machen, und sogar aus dogmatischen Gründen darthun, ja zu einem Dogma machen wollte, führte ihn auf Verirrungen, wegen denen er zweimal in Rom zur Verantwortung gezogen und in Verhaft genommen wurde. Aber man behandelte ihn mit einer Achtung und Güte, die er selbst in seinen Briefen anrühmet, und die Spöttereien und Lästerungen der Gegner genugsam widerlegen kann.

Allein ein anderes weit fürchterliches Ungewitter zog sich indessen in England zusammen, welches dem Schatten der dort noch bestehenden Hierarchie, und der Monarchie den Untergang drohte. König Karl I. wollte in seinen Staaten eine neue Liturgie einführen nach dem Plane, welchen Wilhelm Lawd, Erzbischof von Kantelberg, entworfen, und jener der ältesten christlichen Kirchen, so viel möglich, ange-

nähert hatte. Allein es erhob sich sogleich dagegen ein lautes Geschrei, vorzüglich von Seite der Presbyterianer, oder Puritaner, welche in dieser liturgischen Reform das Wiederaufleben des Katholizismus wahrnehmen wollten.

Zuerst versuchte es der König, diese neue Ordnung des Gottesdienstes in Schottland geltend zu machen. Doch verschob man die öffentliche Verkündung derselben bis auf das folgende Jahr 1637, um in der Zwischenzeit die Gemüther zur willigen Annahme vorzubereiten. Allein so wie man nach Verlauf von 6 Monaten diese neue Liturgie zu Edinburg öffentlich verlas, machte das Volk in allen Kirchen einen fürchterlichen Lärmen, und als der Dechant der Domkirche nach der neuen Vorschrift im Chorrocke den Gottesdienst begann, schrie man von allen Seiten: Weg mit dem Päbstler, mit dem Abgötterer! Steiniget ihn! Der Bischof wollte die Kanzel besteigen; aber man warf ihm eine Bank an den Kopf, und er wurde mit harter Mühe aus den Händen der Empörer gerettet.

Der Aufruhr verbreitete sich bald über ganz Schottland, man both ohne Scheu den königlichen Verordnungen Trotz, alle Bischöfe wurden in der gewaltsamen Synode zu Glaskow abgesetzt, und die Erzbischöfe nicht nur abgesetzt, sondern auch in den Bann gethan, und dem Satan übergeben als Leute, die ärger als Heiden und offene Sünder wären. Die Folge davon war die Abschaffung der bischöflichen Würde, und endlich kam es zur förmlichen Rebellion.

Der König war gezwungen, gegen seine eigene Unterthanen die Waffen zu ergreifen, und er würde sich ohne Zweifel Schottland wieder unterworfen haben, wäre ihm England getreu verblieben. Aber auch da hatte sich der Geist der Empörung der Gemüther bemächtigt. So enge im Bunde stehen der Sekten- und Empörungsgeist, und es wird sich

in der Folge zeigen, wie schrecklich die mörderische Ketzerei ihre Uebermacht mißbrauchte. —

Der allerchristlichste König, der, nachdem er die Empörung mit der Ketzerei erstickt hatte, eine ungestörte Ruhe genoß, faßte den Entschluß im Vertrauen auf die übergebenedeite Jungfrau, die man so billig die Hilfe der Christen nennt, sich mit seinem Reiche ihrem mächtigen Schutz zu empfehlen, um durch sie den reichlichsten Segen des Himmels über sich und seine Staaten zu erhalten. Er machte also den 10. Hornung 1638 eine Verordnung, die ein ewiges Denkmal der Frömmigkeit Ludwig des Gerechten seyn wird.

Der Monarch drückt sich darin also aus: „Wir über„geben auf eine vorzügliche Art unsere Person, unsern „Szepter, unsere Krone und alle unsere Unterthanen der „übergebenedeiten, allzeit glorreichen Jungfrau und Gottes„Mutter Maria, welche wir heute zur besondern Schutzfrau „unsers Reiches wählen. Und damit das Andenken dieser „feierlichen Gelobung nie in Vergessenheit komme, so ver„ordnen wir, daß jährlich an Mariä-Himmelfahrt nach der „Vesper in jeder Dom-, Pfarr- und Konventualkirche aller „Städte und Flecken unsers Reiches ein Umgang mit der „größten Feierlichkeit gehalten werde; so wie wir auch allen „Gerichtshöfen und obrigkeitlichen Personen gebiethen, dabei „zu erscheinen. Die Bischöfe aber ersuchen wir, unser Volk „mit allem Eifer zu ermahnen, die göttliche Mutter mit „ausgezeichneter Achtung zu verehren, und mit Inbrunst an„zurufen u. s. w.“

Während dem in England diese traurigen Auftritte die öffentliche Ruhe gefährdeten, schlich der in Frankreich gebrandmarkte Kalvinismus im Finstern herum, und suchte unter einer andern Gestalt und einem erborgten Namen sich selbst in die geheiligten Freistätten der jungfräulichen Fröm-

migkeit und Sittsamkeit Eingang zu verschaffen. Es gelang ihm dieses vorzüglich in der Abtei von Portroyal, und dem mit dieser Abtei vereinigten Konvente des heiligen Sakramentes. Dieses nachher so übel berüchtigte Frauenkloster war der Brennpunkt der jansenistischen Irrthümer und der Zufluchtsort der Sekte, worin sie sich so lange hielt, bis endlich das Kloster selbst zerstöret wurde.

Es schlichen sich nämlich falsche Gewissensleiter und heuchlerische Verführer in diese geistliche Gemeinde ein, und die für die scheinheilige Lehre leicht empfänglichen weiblichen Seelen ließen sich bald so weit verleiten, daß sie weder das Ansehen des Pabstes noch der Bischöfe achteten, sich mit seltsamen Andächteleien beschäftigten und aus einem unächten Bußgeiste selbst den öftern Gebrauch der heiligen Sakramente verwarfen. Kurz die Lehre Jansens war ihr Evangelium und ihr stolzer Geist ihre Glaubensregel.

Indessen erhielt die Sekte einen neuen Vortheil durch die Erhebung ihres Hauptes auf den bischöflichen Thron. Zwar wurde Jansenius, wie wir früher hörten, wegen der über ihn verhängten gefänglichen Haft von Seite der spanischen Inquisition für immer von dieser Würde ausgeschlossen. Dazu kam noch eine zweite Ursache; seine Eingenommenheit für Frankreich. Gegen das letzte Vorurtheil wußte man Rath zu schaffen. Jansenius schrieb ein Werk unter dem Titel: **Mars gallicus**, oder: **Von der Gerechtigkeit der Kriege und Verträge der französischen Könige.** In dieser Schrift mißhandelte der Verfasser alle französischen Könige ohne alle Ausnahme von Klodoveus bis auf Ludwig **XIII.** auf die boshafteste und gehässigste Art; erhielt aber dafür eine Belohnung, die er für sein bestes Werk nicht hatte hoffen dürfen. Der Präsident Roze, welcher die Arbeit mit ihm getheilt hatte, schlug ihn dem Kardinal-Infanten und Statthalter der Niederlande zum

Bischofe von Ypern vor, und Jansenius erhielt diese Pfründe, genoß sie aber nicht lange.

Im dritten Jahre seines Bisthumes ward er von der Pest angesteckt, und starb den 26. Oktober 1638 in einem Alter von 53 Jahren. Er hatte sein berüchtigtes Buch: Augustinus, an dem er nach seiner Behauptung 22 Jahre arbeitete, dem Urtheile der Kirche und des heiligen Stuhles mehrmals unterworfen, erstens durch eine Protestation, die er in das Werk selbst eingerücket hat, und kurz vor seinem Tode durch ein Schreiben an den Pabst, und durch eine abermalige Erklärung in seinem Testamente. Dem Herzensforscher allein kömmt es zu über die Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen zu entscheiden.

Indessen, da es dem Glauben daran gelegen ist, daß die Heuchelei der Sektenführer mit der Einfalt der Gläubigen nicht spiele, und man diesen Leuten die Hoffnung raube, ihr Andenken durch ein verstelltes Widerrufen von dem verdienten Fluche zu retten; so wird uns, während die Liebe mit dem Urtheile inne zu halten befiehlt, die Klugheit wenigstens einen Verdacht erlauben, ob wohl auch die Unterwürfigkeit des Jansenius ganz aufrichtig gewesen sey!

Denn kurz vor seinem Tode versuchte ers noch, den berühmten Sylvius für die Partei zu gewinnen, in gänzlicher Ueberzeugung, dem Beispiele dieses Mannes würde die ganze Universität Douay, deren Stolz und Drakel er war, ohne alle Schwierigkeit folgen. Aber dem gelehrten und frommen Sylvius, welcher mit ganzer Seele der wahren Kirche anhing, lag nichts mehr am Herzen, als seine Gemeinde gegen die von derselben gebrandmarkten Irrthümer zu bewahren p). Der eifrige Doktor wagte es sogar, dem Jansenius die Augen zu öffnen, ja er fing schon an, Hoffnung eines

---

p) Verit. et Aequit. Bull. Urb. VIII.

glücklichen Erfolges zu schöpfen, als der Bischof vom Tode überrascht wurde.

Jansenius ward im Chore seiner Domkirche beigesetzt, und seine Schüler zierten sein Grabmal mit einer prächtigen Aufschrift, worin sein Buch, ohne Roms Urtheil abzuwarten, gegen den Willen des Verfassers, angepriesen wurde als ein kostbares Kleinod, womit er die Kirche bereichert hätte.

Aber Rom urtheilte ganz anders darüber, und alle tugendhaften Einwohner Yperns betrachteten diesen Leichenstein als einen Stein des Anstoßes für die Gläubigen, und er wurde auf Ansuchen Alexanders VII., dem Befehle des Statthalters in Flandern gemäß, weggeräumt. Seit dieser Zeit hat sich Ypern, obschon man es die Wiege des Jansenismus nennen kann, mit unverbrüchlicher Treue an die alte und reine Glaubenslehre gehalten, und sich hierin rühmlich ausgezeichnet.

# Vier und siebenzigstes Buch.

## Von dem Tode des Jansenius im Jahre 1638 bis zur Bulle Urbans VIII. im Jahre 1642.

Das gerade oben benannte Jahr 1638 war für die zwei Häupter der neuen Lehre ein unglückliches Jahr. Jansenius ward im 53. Jahre seines Alters von der Pest weggeraffet, und sein Jugendfreund, der übel berufene Abt von St. Cyran, ein schwärmerischer Verbreiter der jansenistischen und noch anderer irriger Grundsätze, wurde auf Befehl des Königs in Verhaft genommen, und nach dem Schlosse Vincennes gebracht.

Sowohl geistliche als weltliche Personen, und unter jenen die angesehensten Bischöfe, erhoben gegen ihn so viele und schwere Anklagen, und legten wider ihn so unwiderlegliche Zeugnisse ab, daß er sich dagegen gar nicht rechtfertigen konnte, ungeachtet er alle Ränke der hartnäckigsten Ketzerhäupter anwendete, Lügen auf Lügen häufte, und mit der unverschämtesten Dreistigkeit wegläugnete, was sonnenklar gegen ihn zeigte.

Erst nach dem Tode des Kardinals Richelieu, nachdem er fünf Jahre im Gefängniß gesessen, wurde er wieder frei gelassen, mit dem Auftrage, sich in Zukunft ruhig zu verhalten. Er durfte sich glücklich schätzen, so gut durchgekommen zu seyn; aber schon ein Jahr nach seiner Befreiung rief ihn der Tod vor den Richterstuhl des Ewigen ab. Seine Partei ermangelte nicht, ihn heilig zu sprechen.

Auf eine rechtmäßigere Art machte sich dieser Ehre wür-

dig der gottselige Stifter der Missionen, der heilige Vincenz von Paul. Seine Liebe wurde nie müde, aller Orten Gutes zu thun, und sie glänzte gerade damals im schönsten Lichte, als die Schreckniſſe eines unmenschlichen Krieges Alles mit Noth und Elend erfüllten. Es war im Jahre 1639, als der heilige Vincenz die erste Nachricht erhielt von dem bedauernswürdigen Zustande, in welchem sich Lothringen befand. Sogleich sammelte er Almosen, legte dazu, was seine Gemeinde nur immer entbehren konnte, und schickte es seinen Missionären zur Vertheilung.

Allein dieß war nur geringe Hilfe in der schaudervollen Noth, die über alle Beschreibung geht. Nicht nur auf dem Lande, sondern selbst auch in Städten, sogar in den ansehnlichsten Ständen, war die fürchterlichste Plage des Hungers; es kam so weit, daß Mütter ihre eigenen Kinder aufzehrten. Eine Menge junger Personen, selbst von Geburt, spähete eine Gelegenheit aus, auf Kosten ihrer Ehre ihr Leben zu fristen; Gott geweihte Jungfrauen verließen ihre Klöster, um mit Gefahr ihrer Unschuld Brod zu suchen.

Die meisten Seelsorger, nachdem sie sich aus Liebe zu ihren Pfarrkindern ganz erschöpft hatten, wußten nun selbst für sich keinen Bissen Brod mehr. Ein Pfarrer mußte sich mit seinen Pfarrkindern aus Mangel der Zugthiere vor den Pflug spannen, und so das Feld bauen. Die Geistlichen, der Adel, die wohlhabenden Bürger verließen, nachdem alle Hilfsquellen versieget waren, das Land, um anderswo ihr elendes Leben fortzuschleppen.

In den vornehmsten Städten, und vorzüglich zu Metz, wo die Unglücklichen von allen Orten her zusammen strömten, hatte das Elend die höchste Stufe erreicht. Die Anzahl der Nothleidenden, welche ohne Obdach unter freiem Himmel liegen mußten, war in und außer der Stadt so angehäufet, daß sie oft nur vor den Thoren auf 4000—5000 von jedem

Alter und Geschlechte stieg, gewöhnlich fand man Morgens ihrer zehn bis zwölf todt. Und wie groß war nicht die Gefahr junger Mädchen, deren Tugend sich in dieser schrecklichen Lage gegen so viele Feinde zugleich vertheidigen mußte!

Da brach die Liebe des heiligen Vincenz in helle Flammen aus, und dieses himmlische Feuer entzündete viele empfindsame Herzen des einen und andern Geschlechtes; man beschloß, den Unglücklichen zu helfen, es möge kosten, was es wolle. Schwer war dieses Unternehmen, aber die Liebe siegte über die Unmöglichkeit, und Gott verlieh den Worten des treuen Dieners eine Kraft, der nichts widerstehen konnte. Wie ein zärtlicher Vater sorgte der heilige Vincenz durch sich und durch die Priester seiner Mission für die Unglücklichen.

Man reichte den Hungrigen täglich die nothwendige Nahrung, verschaffte den Nackten die erforderliche Bedeckung, sorgte für die Verpflegung der Kranken und für die Unterbringung bedauernswürdiger Mädchen, die in steter Gefahr sich befanden, ihre Unschuld zu verlieren. Die Missionshäuser waren überall wohlthuende Zufluchtsörter der Armen, und die Missionspriester wahre Engel Gottes, die mit unermüdeter Liebe den Nothleidenden zu Hilfe eilten. Wer muß nicht erstaunen, wenn er liest, daß der heilige Vincenz während dieser Landplage für Lothringen allein beinahe 1,600,000 Livres Almosen gesammelt hat?

Bisher hatte der Heilige, der zu Paris verblieben war, von da aus durch seine Ordenspriester überall die Quelle der liebreichsten Hilfe ausströmen lassen. Allein der anhaltende Krieg und fortdauernder Mangel zwang einen Theil der Einwohner, die zu Grunde gerichteten Provinzen zu verlassen, und sich zu Paris in die Arme des Heiligen zu werfen. Er nahm Alle recht väterlich auf, und that jetzt mit einer ganz neuen Erbauung unmittelbar durch sich selbst, was er bisher durch seine Söhne gethan hatte. Er sah ihnen um Woh-

nung, Kleidung und Nahrung um acht volle Jahre, so lange diese Auswanderungen dauerten.

Er versah die Leute, die noch arbeiten konnten, mit Arbeit, und seine väterliche Liebe dehnte sich mit schonender Zärtlichkeit auch über Leute vom Stande aus, die nicht arbeiten konnten und sich des Bettelns schämten. Er brachte für diese Unglücklichen eine Gesellschaft wohlthätiger Menschenfreunde zu Stande, durch deren Unterstützung ihm reichliche Beiträge zuflossen, die er unter diese geschämigen Arme austheilen ließ auf eine Art, die ihrem Ehrgefühl am wenigsten empfindlich war.

So berief er auch eine Gemeinde von 40 Klosterfrauen aus dem Orden des heiligen Benediktus, die in ihrem Kloster Rambervillers in Gefahr waren, Hungers zu sterben, zu sich nach Paris, und versah sie durch den Beistand der Damen von der Liebe lange Zeit mit allem Nothwendigen. Die Vorsicht kam diesen würdigen Töchtern des heiligen Benedikt auf eine sonderbare Art zu Hilfe. Sie ließen sich in der Vorstadt St. Germain unter dem Titel der Klosterfrauen des heiligen Sakramentes nieder, und errichteten eine eifrige Kongregation, welche sich zur ewigen Anbethung des Altarsgeheimnisses verpflichtete. So veranlaßte die öffentliche Noth einen neuen Triumph des Glaubens.

Indessen ermangelte der Herr nicht das Vertrauen seines Dieners zu prüfen. Oft wollten die Beiträge so vielen Werken der Barmherzigkeit nicht zureichen, und Vincenz sah sich genöthiget, aus den Einkünften seines Hauses oft mehr, als seine eigene Bedürfnisse erlauben wollten, herzuschießen.

Einmal mangelten nach gesammelten Beiträgen noch 200 Franken zu einer eben nöthigen Summe. Der Heilige ließ den Schaffner des Hauses rufen, nahm ihn bei Seite, und fragte, wie viel er Geld vorräthig hätte. „Fünfzig „Thaler“ war die Antwort. „Gibt es sonst kein Geld im

„ganzen Hause?“ fuhr der Heilige fort. „Nein, mein Herr,“ versetzte der Schaffner; „fünfzig Thaler ist Alles, und ich „bedarf ihrer, um auf Morgen das Nöthige für die Ge„meinde beizuschaffen.“ „Thut nichts,“ sagte der Mann Gottes, „haben Sie die Güte, und bringen mir dieselben;“ und er schoß sie her, um zu ersetzen, was an der Summe mangelte, er wollte lieber entbehren, oder mit den Seinen darben, als den verarmten Adel schmachten lassen.

Einer aus den Assozirten, welcher unbemerkt dem Gespräche zugehört hatte, und innig davon gerührt wurde, ließ am folgenden Tage dem Hause des heiligen Lazarus 1000 Franken zustellen. Solche Beispiele könnte man noch mehrere anführen zum Beweise, wie Gott das Vertrauen seiner treuen Diener nicht läßt zu Schanden werden.

Aber nicht nur Lothringen allein war der Schauplatz der wunderbaren Liebe unsers Heiligen; Krieg und Noth breiteten sich auch in Champagne und in der Pikardie aus. Ueberall half er mit gleicher Liebe, und diese dauerte so lange als die Noth. So hat sich wohl dieser Heilige, ein armer Priester, mehr um die Menschheit verdient gemacht, als die größten Helden, denen die Welt zum ewigen Andenken ihrer Zerstörungs- und Eroberungslust Ehrensäulen errichtet.

Allein nicht nur für die zeitlichen, sondern noch mehr für die geistlichen Bedürfnisse der Nothleidenden war der Mann Gottes besorgt. Er empfahl allen seinen Missionären, diese Unglücklichen mit Gott auszusöhnen, unter ihnen den öftern Gebrauch der heiligen Sakramente einzuführen, und sie zum Vertrauen auf Gott zu ermuntern. Was er seinen Söhnen befahl, dieß that er, der zärtlichste Vater der Armen, mit doppeltem Eifer den Bedrängten, die in seinem Hause zu Paris ihre Zuflucht genommen hatten. Er führte die verirrten Sünder wiederum zu Gott zurück, und

rettete sie nicht nur von dem zeitlichen, sondern auch von dem ewigen Verderben.

Noch muß eine edle That dieses heiligen Mannes angerühmt werden, woraus sich ganz vorzüglich seine Erhabenheit über alle Menschenfurcht klar geoffenbaret. Gerührt über die Drangsalen des Krieges, worunter sein Vaterland seufzete, und vertrauend auf die Gewogenheit, welche der Kardinal Richelieu gegen ihn äußerte, faßte er einen Entschluß, über welchen selbst der Hof sich verwunderte.

Er begehrte bei dem Minister Audienz, schilderte ihm das Elend des erschöpften Volkes, und alle die schrecklichen Folgen des Krieges. Dann stürzte er zu seinen Füßen hin, und rief mit Thränen im Auge: „Herr! schenken Sie uns „den Frieden, erbarmen Sie sich unser und unserer armen „Mitbürger, gewähren Sie Frankreich und seinen zur Ver„zweiflung gebrachten Provinzen die so nothwendige Ruhe!“ Der stolze und trotzige Minister fand sich dadurch nicht nur nicht beleidigt, vielmehr schien er gerührt, und gab dem Heiligen die tröstlichsten Versicherungen.

Möge die Welt über solche edle Thaten eines wahrhaft großen Mannes urtheilen, wie sie will, sie verlachen, oder sie kaltsinnig der Vergessenheit übergeben, so bleiben sie doch mit goldenen Buchstaben der Ewigkeit aufgezeichnet, und der, der sie that, darf sich freuen, denn sein Name ist im Himmel geschrieben.

Aber dieß waren die einzigen Dienste nicht, welches dieses Institut der Kirche und dem Staate leistete. Schon vor Errichtung desselben hatte Vincenz acht Jahre lang in verschiedenen Sprengeln zur allgemeinen Erbauung Missionen gehalten; seit der Gründung des Ordens aber zählte man bis auf das Jahr 1632 mehr als 140, und von dieser Zeit an bis zum Tode des Heiligen bei 700, die er alle geleitet und durch seine persönliche Theilnahme unterstützet hat.

Durch diese Missionen wurde die Unwissenheit der Grundwahrheiten des christlichen Glaubens verbannet, unzählbare Seelen dem Verderben entrissen, ungültige Beichten berichtiget, wucherische Verträge abgestellt, Ersatzpflichten erfüllet, unerlaubter Beischlaf getrennet, Aergernissen gesteuert, wenigstens auf eine Zeit die entsetzlichsten Sünden gehindert, und der Tugend überall der Weg gebahnt.

Und was ließen sich diese unermüdeten Arbeiter nicht alles kosten? In der Campagna di Roma zum Beispiele, wo die Hirten oft sechs Monate lange keine Messe, keine Predigt hören, keine Sakramente empfangen, und in einer unglaublichen Unwissenheit dahinleben, vertheilten sich die eifrigen Missionäre in die Hütten dieser armen Leute, schliefen bei ihnen auf Fellen oder auf der harten Erde, betheten mit ihnen, unterrichteten sie in den nothwendigsten Glaubenswahrheiten, bereiteten sie zur Beicht, führten sie in eine Feldkapelle, hielten die rührendsten Anreden an sie, und reichten ihnen dann das heilige Abendmahl. Sie drangen in dieser Absicht in die engsten Pässe, in die schauerlichsten Gegenden des Apennins. In Genua, Piemont, in Corsika, überall sammelten sie die reichlichsten Früchte des Eifers und der Liebe.

Ein Beispiel von ganz anderer Art, nicht zur Erbauung, sondern zum allgemeinen Aergernisse gab um diese Zeit Cyrillus Lukar, Patriarch in Konstantinopel. Dieser arglistige Grieche hatte gelegenheitlich seiner Reisen durch Deutschland mit den Protestanten Bekanntschaft gemacht, und ihre Irrthümer lieb gewonnen. Er heuchelte lange Zeit; aber kaum hatte er den Patriarchalstuhl in Konstantinopel bestiegen, so traute er sich Ansehen genug zu, die protestantische Lehre in seiner Kirche einführen zu dürfen. Allein die griechischen Bischöfe und Priester widersetzten sich einmüthig diesen Neuerungen, und brachten es so weit, daß er nach der Insel Rhodus verwiesen wurde.

Durch die Vermittlung des englischen Gesandten bei der Pforte wurde er wieder zurückberufen, und vertrauend auf den Schutz dieses protestantischen Hofes schrieb er einen Katechismus, welcher von Kalvins Irrthümern angesteckt war. Ja, er war frech genug, sogar ein Glaubensbekenntniß in diesem Geschmacke herauszugeben, welches der holländische Gesandte in Genf drucken ließ. Diese neue Unverschämtheit zog ihm eine neue Verweisung zu, endlich ward die Pforte dieses unruhigen Kopfes müde, ließ ihn nach einem Schlosse am schwarzen Meere bringen, und daselbst erdrosseln.

Sein Nachfolger im Patriarchate Cyrillus von Beräa belegte diesen Verfälscher des Glaubens mit dem Kirchenbanne. Vier Jahre darauf, d. i. im Jahre 1642, that Parthenius, welcher damals das Patriarchat inne hatte, das Nämliche, und ließ ebenfalls durch einen Kirchenrath das Glaubensbekenntniß dieses Apostaten verdammen. Das ergangene Urtheil wurde in der Moldau sowohl, als in der Wallachei angenommen, und in der Synode von Jassy bestätigt. Alle Morgenländer überhaupt haben sich an diese Entscheidungen gehalten, und alle Schriftsteller ihrer mit Ruhm erwähnt. So dienten die Ränke der Sektirer zu nichts weiter, als sie mit Schande zu bedecken, und die Einförmigkeit des Glaubens aller alten, sogar abtrünnigen Kirchen, vornehmlich in Rücksicht des Altarssakramentes aller Welt vor Augen zu legen.

Auch im Schooße Frankreichs gab es um diese Zeit mit dem heiligen Stuhle Irrungen, welche selbst der kirchlichen Einigkeit hätten gefährlich werden können. Der französische Hof, oder vielmehr der allgewaltige Minister Kardinal Richelieu kam mit Ansinnungen an den Pabst, die dieser nicht annehmen zu dürfen glaubte. So z. B. wollte sich der König berechtiget wissen, in Lothringen, welches von den

französischen Waffen war erobert worden, für alle Konsisto-rialpfründen, ja selbst für die Bisthümer Metz, Toul und Verdun zu ernennen. Es erfolgte eine abschlägige Antwort von Seite des Pabstes, und der König, oder vielmehr sein Minister fand sich dadurch hoch beleidigt.

Richelieu, dessen Ehr- und Herrschsucht ohne Gränzen war, verlangte die Stelle eines päbstlichen Legaten in Frankreich mit allen nur möglichen Vorrechten. Aber man kannte in Rom zu gut die Herrschsucht des Ministers, als daß man ihm eine Würde verleihen wollte, welche ihn zu einer unbeschränkten Gewalt über den Klerus berechtiget hätte. Er machte noch ein und den andern Versuch ähnlicher Art, aber Rom willfuhr ihm auf keine Weise, und nun that er auch Alles, was er konnte, um dem Pabste Verdruß zu machen. Ja er ließ es sich sogar in den Sinn kommen, sich zum Patriarchen der französischen Kirche zu erheben.

Schon früher hatten die Gebrüder du Puy, um die Gemüther auf diese Auftritte vorzubereiten, unter dem Schutze des Kardinals eine Schrift herausgegeben mit dem Titel: Von den Rechten und Freiheiten der gallikanischen Kirche. Allein dieses Werk der Schmeichelei fand wenig Beifall, der Nuntius beklagte sich hierüber am Hofe, und seine Klagen müssen wohl gegründet gewesen seyn, weil der damaligen Lage ungeachtet dasselbe durch eine Verordnung des Staatsrathes unterdrückt wurde.

Selbst die beinahe monarchische Gewalt des Ministers konnte nicht hindern, daß nicht dieses Buch von 22 Prälaten des ersten Ranges in Frankreich verdammet wurde. Der französische Klerus wollte um keine Rechte wissen, welche dahin abzielten, die Bande der Einigkeit mit der römischen Kirche zu zerreißen, und er glaubte, alle Freiheiten dieser Art taugen zu nichts, als die wahren Freiheiten der gallikanischen Kirche zu vernichten.

Bald darauf gab ein französischer Doktor Karl Hersent gegen oben erwähntes Buch ein kleines Büchlein heraus mit der Aufschrift: **Optati Galli de cavendo schismate liber paraeneticus.** Oder: „Warnungsschrift des Optatus, eines Franzosen, die Spaltung zu vermeiden." Es ist wahr, daß diese Schrift wegen gewissen, nicht reiflich überdachten Ausdrücken ebenfalls verdammt wurde; allein dessenungeachtet waren doch die Besorgnisse des Verfassers wegen einer Spaltung nichts weniger als ungegründet.

Richelieu miethete vier Schriftsteller, welche die Grundsätze des Franzosen Optatus widerlegen mußten, und mit allgemeinem Befremden trat unter diesen ein Religios auf, der sich kraft seines Institutes zu einer vorzüglichen Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl verpflichtet hatte. Es war dieser der Jesuit Rabardeau, dessen Schrift der Kardinal mit dem ausgezeichnetesten Beifall beehrte. Dieser Schriftsteller behauptete, die Ernennung eines Patriarchen in Frankreich wäre kein schismatischer Schritt. Die Einwilligung Roms werde zu diesem Ende so wenig erfordert, als wenig man ihrer einst zur Ernennung der Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel bedurft habe.

Dieser letzte Satz zeigt deutlich, wie unüberlegt der Verfasser geschrieben hat. Der Pabst ist nicht nur das Oberhaupt der allgemeinen Kirche, er ist noch insbesondere Patriarch von Occident, aber Orients Patriarch ist er nicht. Die Errichtung der Patriarchate von Jerusalem und Konstantinopel waren demnach keine Eingriffe in seine patriarchalische Gerichtsbarkeit, da im Gegentheile durch die Aufstellung eines französischen Patriarchen ihm ein beträchtlicher Theil davon wäre entzogen worden, folglich ohne offenbare Rechtsverletzung nicht hätte geschehen können. Ob übrigens dieser Schritt schlechterdings ohne Spaltung hätte gemacht werden können, ist hier der Ort nicht zu untersuchen.

Der Pabst zeigte sich mit Recht über die Schrift des P. Rabardeau höchst beleidigt, und das Ketzergericht von Rom verdammte dasselbe, als ein Buch, welches schädliche Grundsätze wider die Hierarchie und die kirchliche Gerichtsbarkeit enthalte, und tauglicher wäre, das Feuer der Spaltung anzufachen, als zu löschen. Worüber man sich aber noch mehr wundern muß, ist dieses, daß das Urtheil der Inquisition, eines Gerichtes, welches man sonst in Frankreich nicht anerkannte, doch von der Versammlung des französischen Klerus angenommen, und sogar ins Protokoll eingetragen wurde.

Aber so groß auch der Eifer der Prälaten war, die Spaltung abzuwenden, so würde doch vielleicht ihre Bemühung vergeblich gewesen seyn, wenn nicht der Minister am 4. Dezember 1642 gestorben wäre. Mit ihm wurde das französische Patriarchat zu Grabe getragen, und seit dem nicht wieder zum Leben erwecket q).

Kaum waren die Unruhen in der französischen Kirche beendigt, so erhoben sich schon wieder neue und noch größere, wozu das Buch, der Augustinus des Cornelius Jansenius Anlaß gab. Doch bevor wir darauf kommen, soll noch eines geistlichen Instituts erwähnet werden, welches um diese Zeit, nämlich im Jahre 1640 in Deutschland durch einen frommen Priester errichtet wurde.

Dieser war der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser zu Laugna in Schwaben, unweit Augsburg, im Jahre 1613 von armen Eltern geboren, der eben damals mit lobenswürdigem Eifer in der Seelsorge zu Ingolstadt treu die

---

q) Napoleon Bonaparte versuchte es, dieses Patriarchat zum Schrecken des Pabstes aus dem Grabe hervorzurufen. Aber Pius VII. fürchtete sich eben so wenig als Urban VIII. vor diesem Gespenste.

Pflichten seines Berufes erfüllte. Er sah mit Wehmuth die verderblichen Folgen eines unthätigen und regellosen Lebens, welchem sich damals ein großer Theil des Klerus ergab, und entwarf einen Plan, diesem Gebrechen durch die Einführung eines gemeinsamen Lebens unter den Weltgeistlichen abzuhelfen.

Seine vornehmste Absicht war, daß sich die Diener der Kirche durch Lehre und Beispiel wieder ihren ersten Glanz erwerben, das Licht der Welt und das Salz der Erde seyn sollten, und er entlehnte daher die ersten Grundzüge seines Entwurfes aus den alten Kirchensatzungen, und besonders aus den Disziplinarbeschlüssen des Konziliums von Trient, welches so nachdrücklich auf die Errichtung der Seminarien zur Bildung junger Geistlichen angetragen hat.

Sein Plan war dieser: Erstens sollten die angehenden Geistlichen in einem Hause beisammen wohnen, nach einer gewissen Regel leben, und sich an eine bestimmte Tagesordnung halten, um sich auf diese Art zum Kirchendienste und zur Seelsorge vorzubereiten. Zweitens auch die schon bepfründeten Priester, Pfarrer, Kapläne u. s. w. sollten je zwei und zwei oder drei in einem Hause wohnen, und sich keine Weibspersonen zur Bedienung halten. Drittens endlich soll kein Weltpriester für sich Herr allein über die Einkünfte seiner Pfründe seyn, noch damit nach Willkür schalten, sondern es soll in jeder geistlichen Gemeinde ein Priester aus dem Institute gewählt werden, der die Verwaltung und die Herbeischaffung der täglichen Bedürfnisse zu besorgen habe.

Dieß waren die drei vorzüglichsten Punkte des holzhauserischen Institutes, welches sich in der Folge nicht nur in Baiern, sondern noch weiter in Deutschland und sogar in Polen ausgebreitet hat. Bartholomäus selbst starb im Jahre 1658 als Pfarrer und Dekan zu Bingen, unweit Mainz, und nahm den Ruhm eines eifervollen, unermüde-

ten, heiligmäßigen Seelsorgers und eines Vaters der Armen mit sich ins Grab. Die Priester seines Institutes nannten sich Bartholomäer, und haben der Kirche viele würdige und verdienstvolle Seelsorger gegeben r).

Wir kommen nun unserm gegebenen Worte gemäß auf den Anfang der jansenistischen Streitigkeiten, werden uns aber dabei so kurz als möglich fassen, wie es auch der Endzweck dieses Buches, als eines Auszuges nicht anders erlaubet. So lange Jansenius, Bischof von Ypern, noch am Leben war, machte sein Augustinus noch wenig Aufsehen, und noch weniger Unruhe in der Kirche. Aber bald entstand Verwirrung und Aergerniß; denn kaum war der Verfasser beerdigt, so ließen die Doktoren Libert Fromond und Johann Calenus, bei denen er sein unseliges Buch hinterlegt hatte, es mit möglichster Eile und Heimlichkeit zum Druck befördern.

So sorgfältig man war, dieses Geheimniß recht zu verwahren, kam man doch demselben auf die Spur, und die Gegner des Jansenius wendeten Alles an, um sein Buch zu unterdrücken. Der päbstliche Nuntius drang mit allem Ernste darauf, daß der Druck dieses Werkes solle eingestellt werden, und machte die Bemerkung, daß dieß ein Vergehen gegen die Verordnungen der Päbste Paulus V. und Urban VIII. sey, indem diese ausdrücklich verbothen hätten, über die Materie der Gnade Etwas zu schreiben.

Allein Alles war vergeblich, die Verehrer des Jansenius wußten durch Ränke Zeit zu gewinnen, sie heuchelten dem apostolischen Stuhle und dem Nuntius, und der listige

---

r) Biographia Ven. Servi Dei Barthol. Holzhauser, vitae communis Clericorum saecularium Restauratoris. Accedunt ejusdem in Apocalypsin Commentarii. Bambergae et Würzb. 1799. Eine deutsche Uebersetzung hievon erschien zu Augsburg 1813.

Drucker beschäftigte seine Presse mit solcher Thätigkeit, daß er das Buch schon im Jahre 1640 zu Löwen ans Licht fördern konnte. Es erschien mit einer Menge Genehmigungen und mit einer Zuschrift an den Kardinal-Infanten, damaligen Statthalter der Niederlande. Wenige Jahre darnach kamen auch in Paris und zu Rouen Nachdrücke des Ypriſchen Augustinus zum Vorscheine.

Allein die Urtheile hierüber waren sehr verschieden; einige legten diesem Buche die größten Lobsprüche bei, andere fanden dagegen in demselben Sätze, die der katholischen Lehre geradezu widersprechen, und daher mit Recht von der Kirche schon früher waren verdammet worden. Alle Federn der noch redlichen Katholiken waren beschäftigt, und ganz besonders ließen es die Jesuiten sich angelegen seyn, die Irrthümer dieses Buches aufzudecken, und fromme Seelen zu warnen vor dem Gifte, welches darin verborgen lag.

Pabst Urban **VIII.** vernachrichtet von Allem, was für Unruhen, sowohl in den Niederlanden, als in Frankreich das Werk des Jansenius veranlasset habe, und noch wirklich veranlasse, war nunmehr darauf bedacht, solche Maßregeln zu ergreifen, welche kräftig genug wären, diesen Streitigkeiten ein Ende zu machen.

Er ließ dasselbe durch geschickte und unparteiische Theologen untersuchen, und prüfte es auch selbst mit aller nur möglichen Genauigkeit, endlich that er den Ausspruch, daß der Augustinus des Jansenius ein verdammungswürdiges Buch sey, weil es Sätze des Bajus enthalte, die schon früher von der Kirche sind gebrandmarket worden.

Er ließ demnach am 16. März 1642 eine Bulle ausfertigen, die sich mit den Worten: **In Eminenti** anfängt, und in welcher er das Buch betitelt: Janſens Auguſtinus, mit allen gewöhnlichen Formalitäten verwarf und verdammte mit dem ausdrücklichen Verbothe und unter Androhung der

Kirchenstrafen, daß kein Gläubiger dasselbe lesen, oder auch nur bei sich behalten solle.

Aber kaum war diese Bulle Urbans VIII. in Rom angeheftet, und öffentlich bekannt gemacht worden, so erhoben die Freunde und Vertheidiger des Jansenius darüber gewaltigen Lärm. Die einen schrieen, die Bulle sey unterschoben, die andern, sie sey erschlichen, und mit lauter Falschheiten angefüllt. Sie schickten sogar Abgeordnete an den Pabst, welche die Widerrufung der Bulle mit allem Ernste betreiben sollten.

Allein ungeachtet aller Umtriebe, lügenhafter Ränke, schamloser Lügen und niederträchtiger Schleichwege, die sie versuchten, konnten sie doch ihre Absichten nicht erreichen. Der Pabst beharrte immer fest darauf, die Bulle sollte allenthalben verkündet, und mit gebührendem Gehorsam angenommen werden. Sie fand aber auch fast nirgendwo außer in den Niederlanden Widersprüche. Deutschland, ja sogar Frankreich, Spanien, Polen nahmen sie wenigstens im Anfange ehrfurchtsvoll auf, und ließen selbe bekannt machen.

Nur in den Niederlanden fanden sich einige Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Gent, so wie die hohe Schule von Löwen, welche längere Zeit den Gehorsam verweigerten, doch endlich auch sich zur Unterwerfung bequemten.

Das Werk des Jansenius hatte allerdings diese Verurtheilung verdienet, wie es sich in der Folge aus dem Verdammungsurtheile Innozentius X. klar zeigen wird, welcher vorzüglich fünf der ärgerlichsten Lehrsätze aus diesem Buche ausheben ließ, und darüber die bestimmtesten Zensuren aussprach. Es sey genug, hier anzumerken, daß Jansenius seine Irrlehren keineswegs aus dem heiligen Augustinus genommen, sondern vielmehr dieselben von Luther, Kalvin und von ihren Schülern entlehnt hat.

Ein gewiß unverdächtiger Zeuge dieser Behauptung ist der kalvinische Wortsdiener Samuel des Marais. Dieser sagt in seiner Vorrede zu dem Katechismus s) des berufenen Jansenisten Feydeau, den er so ganz nach seinem Geschmacke fand, daß er eine lateinische Uebersetzung desselben lieferte, erstens: Jansenius habe den Bajus, ehemaligen Professor der Gottesgelehrtheit an der hohen Schule zu Löwen, welcher nicht mehr weit vom Reiche Gottes entfernt gewesen wäre, mit Nachdruck vertreten. Dann schreibt er weiter, daß die Streitigkeiten in Rücksicht der Gnade von äußerster Wichtigkeit zum endlichen Siege der Wahrheit und zum nahen Sturze des Antichrists (d. i. des Pabstes) seyen.

Zum Beweise fügt er hinzu: „Das Ansehen des Pabstes „selbst wird unvermerkter Weise geschwächet, nicht allein „durch Alles, was der sorbonnische Doktor Arnaud und seine „Freunde geschrieben haben, sondern auch selbst durch diese „Streitigkeiten über die Gnade, wo die muthigen Vertheidi„ger des heiligen Paulus und Augustinus mehrere Sätze „behaupten, welche die Päbste Pius V., Gregor XIII. und „Urban VIII. verworfen haben. Selbst das Ansehen der „tridentinischen Winkelversammlung wankt unter diesen Ver„theidigern der Gnade gewaltig. Denn obwohl sie sich der„selben noch nicht öffentlich zu widersetzen getrauen, und die „Entscheidungen nach Belieben drehen, und zu ihrem Vor„theile modeln, so werden sie doch, wenn sie ihr Gewissen „fragen wollen, gestehen müssen, daß des Augustinus und „des heiligen Paulus Lehre, welche sie vertheidigen, sich „sehr schwer den, vorzüglich in der fünften und sechsten Si„tzung, abgefaßten Entscheidungen dieses Konziliums will „anbequemen lassen. Und in diesem Hauptpunkte der „Streitigkeit," sagt er, „halten die Jansenisten

s) Catech. Jansen. Gröning. edit. 1651.

„wirklich es damit, was man in Kalvins Kirchen „lehret, und was in der Synode von Dortrecht „ist entschieden worden.“ Daraus schließt er, sämmtliche Kalvinisten haben Ursache, den Jansenisten zu ihren großmüthigen Bemühungen für die Sache der Gnade Glück zu wünschen. Aber zugleich müsse man sie einladen und aufmuntern, noch weiter vorzuschreiten, welches ohne Zweifel soviel sagen will, als: auch den Lehrsatz der Sakramentirer dem der nöthigenden Gnade beizusetzen. „Aus diesen billigen „Ursachen,“ schreibt Marais am Ende, „habe ich zum Besten „verschiedener Nationen diesen Auszug der Gnadenlehre und „der dahin einschlagenden Glaubenssätze getreu nach der „Kürze und edeln Einfalt des Originals übersetzet.“

Gewiß ein unverwerfliches Zeugniß aus der Feder eines kalvinischen Wortsdieners, worin er die Gesinnungen seiner Konfessionsverwandten deutlich ausspricht, und zugleich den Jansenismus in seiner wahren Gestalt den Augen der ganzen katholischen Welt darstellt. Wer kann es nun Rom noch verargen, wenn daselbst diese kalvinische Miß- und Nachgeburt gleich bei der ersten Erscheinung verdammet wurde?

# Fünf und siebenzigstes Buch.

## Von der Bulle Urban VIII. im Jahre 1642 bis zum westphälischen Friedensschlusse im Jahre 1648.

Wie schon oben erinnert wurde, fand die Annahme der Bulle Urban VIII. vorzüglich Widerspruch in den Niederlanden, und ganz besonders von der jansenistisch gesinnten Partei auf der hohen Schule zu Löwen. Allein die widerspänstigen Köpfe wurden bald nachgiebiger, da man ernstlichere Maßregeln ergriff. Innocenz X., welcher am 15. des Herbstmonates 1644 auf den heiligen Stuhl erhoben wurde, betrieb eben so eifrig, wie sein Vorgänger, die Verkündung und Annahme der Bulle: In Eminenti. Spanien und alle katholischen Staaten hatten sie schon angenommen, und so halfen auch die Ränke und der Starrsinn nichts mehr, mit welchen sowohl einige Bischöfe und einige Doktoren der löwenschen Universität, so wie die jansenistischen Parteigänger in den Niederlanden sich gegen diese Bulle setzten.

Es war damals Statthalter in den Niederlanden Erzherzog Leopold; dieser Prinz vereinigte in sich mit einem großen Muthe eine bei Leuten seines Standes seltene Frömmigkeit, eine von der Hofluft ganz unverdorbene Reinigkeit der Sitten, und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an den apostolischen Stuhl und an den unverfälschten Glauben der katholischen Kirche. Anfangs versuchte der Prinz den Weg der Güte, um die Verirrten zurecht zu bringen; allein man kam damit nicht zum Ziele, und selbst die Zensuren der Kirche wurden nicht geachtet.

Furcht und zeitliches Interesse mußten endlich den Starrsinnigen die Augen eröffnen, welche sie gegen die Wahrheit und gegen alle Gründe des Gewissens geschlossen hatten. Seine katholische Majestät, gerührt von dem Aergerniße, welches sich in den Niederlanden immer weiter ausbreitete, gab auf ein neues den gemessensten Befehl, die Bulle in ihrem ganzen Umfange zu vollstrecken, und setzte der Unfähigkeit zu allen Pfründen, welche schon ehedem über die Widerspänstigen war verhänget worden, noch eine Geldstrafe von 500 Gulden für den ersten Ungehorsam, und für den zweiten eine sechsjährige Landesverweisung bei.

Zwar wagte der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Gent noch einige Gegenversuche, und thaten noch andere schismatische Schritte, aber dafür untersagte ihnen der Pabst, und gewiß mit allem Rechte, einstweilen alle geistlichen Amtsverrichtungen, welches Dekret an den Thüren der Hauptkirche zu Brüssel angeheftet wurde. Der brabantische Rath verboth, auf diese päbstliche Verordnung zu achten, aber der Erzherzog erklärte diesen Spruch des Rathes für ungültig, und verordnete, daß das päbstliche Urtheil seine ganze Kraft und Wirksamkeit haben solle.

So waren also diese Prälaten genöthiget, sich mit ihrer Schande der von Rom verhängten Strafe zu fügen. Diese Demüthigung war wenigstens für ihre Schafe heilsam, und das Aergerniß wurde endlich gehoben, da sich diese Bischöfe zur unbedingten Annahme der Bulle bequemten, worauf die Lossprechung von den Zensuren erfolgte, und die Einigkeit des Glaubens in den belgischen Kirchen wieder hergestellt wurde.

Man verzeihe, daß in dieser Erzählung dem Laufe einiger Jahre vorgegriffen wurde, welches nur darum geschah, um dem Leser ununterbrochen und in Kürze das vorzulegen, was sich in Flandern beim Entstehen des Jansenismus zuge-

tragen hat. Allein, wie die Niederländer die alten Gesinnungen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen das Ansehen des Oberhauptes der Kirche wieder annahmen, so brach der Geist der Spaltung in Frankreich aus, woselbst sich einige stolze Starrköpfe ärgerlicher Weise wider die Entscheidungen des apostolischen Stuhles auflehnten.

Man darf hier zuerst nennen den Doktor Arnaud, der sich die Gunst des berüchtigten Abtes von St. Cyran in so hohem Grade erworben, und sich unter dessen Leitung so gebildet hatte, daß er eine der stärksten Stützen des Jansenismus wurde. Er war frech genug, und gab ohne Rücksicht auf die päbstliche Bulle eine Schutzschrift des yprischen Augustinus heraus. Der Theolog Habert widerlegte dieses Werk, und der junge Doktor antwortete ihm durch eine neue Apologie, die noch in stärkern Ausdrücken als die erste abgefasset war.

Der Erzbischof von Paris hatte aber eben erst ein kleines Werkchen mit der Aufschrift: „Theologie für unstudirte „Leute, oder kurze Erklärung der Glaubensge„heimnisse," welches schon vor einigen Jahren zu Rom war angeheftet worden, verdammt. Der Verfasser war der Abt von St. Cyran, der sich in dieser Schrift auf eine ganz seltsame Art über das Geheimniß der Dreieinigkeit ausdrückte. Nicht weniger sonderbar waren seine Ideen von der Kirche, indem er von der Gemeinde derselben alle Sünder, und selbst diejenigen ausschloß, die in der Folge wieder die Gnade erlangten.

Eben so übertrieben und an das Unmögliche gränzend sind die Forderungen, welche er an diejenigen machet, die zum Tische des Herrn gehen. Man sieht daraus wohl, daß der arglistige Heuchler nicht nur den öftern Gebrauch der heiligen Sakramente, sondern selbst dieses anbethungswür-

digste Geheimniß herabwürdigen wollte. Da ist wohl der böse Geist des Kalvinismus recht unverkennbar! —

Dagegen erhoben sich um diese Zeit an den äußersten Gränzen der östlichen Welt andere Streitigkeiten, die der Ausbreitung des wahren Glaubens nicht geringen Abbruch thaten. Die Jesuiten hatten schon seit vielen Jahren in China das Evangelium gepredigt, und dieses verwilderte Land mit vieler Mühe und Arbeit, unter tausend Gefahren, und selbst mit ihrem Blute urbar gemachet. Aber kaum waren ungefähr 50 Jahre nach den Jesuiten Glaubensprediger verschiedener Orden dahin gekommen, so gab es schon Eifersucht, woraus endlich Streitigkeiten entstanden.

Die Chineser hatten seit undenklichen Zeiten gewisse Ehrenbezeugungen eingeführt, die sie dem Konfuzius als dem Lehrmeister ihrer Nation, und ihren verstorbenen Voreltern zu erweisen pflegten. Die Jesuiten glaubten nach dem Beispiele des P. Ricci, Stifters dieser Mission, diese dem Volke schon des Alterthums wegen so theuern Gebräuche dulden zu dürfen, um so mehr, da sie nach reifer über die Sprache, Sitten und Geschichte des Landes angestellten Untersuchungen dieselben nur für ein bloß bürgerliches Zeremoniel hielten. Dagegen wollten die Dominikaner in diesen Gebräuchen offenbaren Aberglauben und sogar Abgötterei gefunden haben.

Es machte daher P. Morales aus dem Dominikaner-Orden hierüber zu Rom eine Anzeige, und stellte die Sache so dar, daß durch ein Dekret der Propaganda vom 12. September 1645 diese Zeremonien der Chineser verbothen wurden, so lange, bis der apostolische Stuhl was anderes würde verfügt haben. Man kann sich denken, welchen Jubel die Feinde der Jesuiten, und besonders die Jansenisten erhoben, als dieses Dekret kund wurde. Sie schämten sich nicht, diese ehrwürdigen Glaubensprediger als Götzendiener in der Welt verschreit zu machen.

Doch trotz dieser Wuth der Hölle wurzelte das Evangelium durch die Sorge und Arbeiten verschiedener Missionäre, vorzüglich der Jesuiten im Kaiserthume China, und brachte sogar in der Hauptstadt des Reiches häufige Früchte des Segens hervor. Aber nun brach im Jahre 1644 jene unglückliche Revolution aus, wodurch die Dynastie der inländischen Regenten nach einem Besitze von beinahe 300 Jahren durch die Mantschu daraus verdrängt wurde.

Diese waren ein kriegerisches Volk aus der gegen Morgen liegenden Tartarei. Doch nahmen sie sehr bald die Religion, die Sitten uud Gesetze der überwundenen Chineser an. Die Prediger des Evangeliums glaubten, es wäre bei dieser Staatsumwälzung für die wahre Religion Alles verloren. Aber öfters pflegt der Himmel erst dann sein Werk zu begünstigen, wenn alle menschlichen Hoffnungen erschöpfet sind.

Der neue Kaiser aus dem tartarischen Stamme, Xunchi mit Namen, zeigte sich gegen die Missionäre sehr günstig, und besonders gegen den Jesuiten P. Schall, einen gebornen Kölner, der schon im Jahre 1620 nach China abreisete, und sich durch seine Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften vorzüglich die Achtung und Liebe des Monarchen erwarb. Die Gunstbezeugungen des Kaisers gegen die Verkünder des Evangeliums belebten und stärkten den Glauben der alten Christen, und bewogen eine große Anzahl, worunter selbst Personen vom ersten Range waren, die Taufe zu begehren.

Auch eines andern Mitgliedes aus der Gesellschaft Jesu muß hier erwähnet werden, weil ihm die Ehre gebührt, unter die ersten Stützen der chinesischen Kirche gezählet zu werden. Es ist dieses der P. Faber, der Stifter der blühenden Mission in der Provinz Chensi, den der Himmel sogar mit der Wunderkraft ausgerüstet zu haben schien, um mit noch

größerm Erfolge die Lehre des Heils zu verkünden. Hier nur ein Beispiel davon.

Einer jener großen Flecken in China, welche unsern volkreichsten Städten gleichen, wurde von einer unzählbaren Menge Heuschrecken, welche in ganzen Wolken einfielen, bedeckt. Die lästigen Gäste entlaubten alle Bäume, fraßen das Gras und alle Feldfrüchten bis auf die Wurzel ab, und alle nur erdenkliche Mittel gegen sie waren ohne Wirkung. Endlich nahmen die Einwohner ihre Zuflucht zu dem Diener Gottes, welcher diese Gelegenheit sogleich benutzte, ihnen die Glaubensgeheimnisse zu erklären, und ihnen im zuversichtlichen Tone versprach, wenn sie sich diesem Gesetze unterwerfen wollten, so werde der Christengott sie nicht nur von diesem Strafgerichte befreien, sondern noch obendrein einer ewigen Glückseligkeit theilhaftig machen.

Sie ließen sich diese Bedingung gefallen, versprachen Alles, und der Missionär, bewaffnet mit einem Glauben, welcher Berge versetzet, durchlief in priesterlicher Kleidung das Feld, besprengte es mit Weihwasser, und verrichtete die von der Kirche vorgeschriebenen Gebethe. Tags darauf war das gefräßige Ungeziefer gänzlich verschwunden. Aber die nunmehr befreiten Einwohner vergaßen auf ihr gegebenes Wort; und sehet, die Undankbaren wurden auf der Stelle gestrafet, die Plage kehrte schrecklicher, als vorhin, zurück!

Sie bereueten jetzt ihre Treulosigkeit, eilten in Haufen zu dem Hause des Missionärs, bekannten fußfällig ihren Fehler, und betheuerten heilig, sollte er sie auch dießmal befreien, so würde der ganze Flecken auf der Stelle jenen als Gott anbethen, welcher so große Wunder wirken kann. Der Pater, nachdem er sich, um ihren Glauben zu vermehren, lange Zeit hatte bitten lassen, ging noch einmal hin, die Felder zu segnen, auf welchem sich des andern Tages keine Heuschrecke mehr blicken ließ. Die Einwohner gehorchten nun

der Gnade, ließen sich unterrichten, und stifteten eine Kirche, welche eine der eifrigsten in ganz China wurde.

So wie in den Provinzen, blühete und wuchs auch in der Hauptstadt des Reiches, nämlich in Peking, das kleine Senfkörnlein des Evangeliums zu einem großen Baume heran, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen. Der Kaiser selbst schien von dem Reiche Gottes nicht mehr weit entfernt zu seyn. Er begab sich oft in die Kirche der Missionäre, und bethete dort die göttliche Majestät mit einer Ehrerbiethung an, welche man auch an einem Christen hätte bewundern müssen.

Allein sein von sinnlichen Lüsten gefesseltes Herz behielt die Oberhand über den Verstand, welcher die Wahrheit einsah. Wenn ihn auch P. Schall mit aller Ueberlegenheit seines Genies zuweilen aufforderte, sich der Wahrheit zu ergeben, so antwortete er ihm: „Du hast vollkommen Recht; aber wie kann ich gewisse deiner Grundsätze „befolgen? Erlaß mir diese Pflicht, dann werden wir bald „eins seyn.“

Vergebens stellte ihm der Missionär vor, daß er nicht Herr des Gesetzes, sondern nur Ausleger desselben sey, daß er auf Gottes Gnade rechnen solle, der da möglich machen könne, was der menschlichen Schwachheit unmöglich scheine. Der unglückliche Fürst verharrete auf seinem Irrthume bis ans Ende, und starb als ein Sklave seiner Leidenschaft aus Gram über dem Verluste einer Beischläferin, die er ihrem Gatten weggenommen hatte.

Dieser Tod war ein trauriges Ereigniß für die Religion in China; denn es erhob sich bald darnach eine gewaltige Verfolgung wider die Christen. Die Missionäre wurden aus Peking vertrieben, und P. Schall, der Liebling des verstorbenen Kaisers, sogar zum Tode verurtheilt, nachdem er schon im Gefängnisse großes Ungemach erduldet hatte.

Doch der Himmel nahm sich wieder auf eine sichtbare Weise seiner treuen Diener an, Peking ward durch ein fürchterliches Erdbeben erschüttert und eine schreckliche Feuersbrunst legte einen großen Theil des kaiserlichen Pallastes in die Asche, selbst die Ungläubigen sahen darin die Wirkung der göttlichen Rache. Furcht und Entsetzen erfüllten die ungerechten Richter, sie setzten den P. Schall in Freiheit, und erlaubten ihm, in sein Haus zurückzukehren. Allein er starb bald darnach mehr aus Ursache der grausamen Mißhandlungen, die er während seiner Gefangenschaft ertragen hatte, als wegen den Arbeiten seines apostolischen Lebens.

Die Missionäre in den Provinzen, fünf und zwanzig an der Zahl, drei Prediger- und ein Franziskanermönch, einen andern dieses Ordens, der im Kerker gestorben war, nicht mitgerechnet, und ein und zwanzig Jesuiten wurden nach Kanton verwiesen. Aber vier behielt man am Hofe durch einen unverkennbaren Zug der Vorsicht, die sich derselben bedienen wollte, um den alten Glanz der Religion wieder herzustellen.

Dieß geschah auch wirklich, sobald der junge Kaiser Kanghi den Thron bestieg. Dieser erhabene Fürst, der mit Ruhm 60 Jahre lang regierte, zeigte sich der christlichen Religion vorzüglich günstig. P. Verbiest, in Flandern bei Courtrai geboren, ein eben so großer Mathematiker, als sein verewigter Mitbruder Adam Schall, ward mit großen Ehren an die Spitze des mathematischen Gerichtshofes gestellet. Die alten Missionäre rief man aus ihrem Verbannungsorte zu ihren Kirchen zurück; P. Schall wurde öffentlich gerechtfertiget, und ihm auf kaiserliche Kosten ein prächtiges Grabmal errichtet.

Zur Fülle des Segens kamen mehrere Franziskaner- und Augustinermönche den Jesuiten in der apostolischen Arbeit zu Hilfe. Nun legte man allenthalben neue Missionen

an, und die Heiden bekehrten sich zu Tausenden, ob es gleich noch immer verbothen war, an der Bekehrung der Chineser zu arbeiten. Aber nicht nur in den chinesischen Provinzen, sondern auch in der Tartarei und im Königreiche Korea fing das Evangelium an im schönsten Glanze zu leuchten.

Die Aernte reifte schon und es mangelte nur an Arbeitern. Die alten Missionäre luden von allen Seiten taugliche Männer ein, um mit ihnen die Arbeit zu theilen. Der heilige Vater sendete Bischöfe in der Eigenschaft apostolischer Vikarien dahin, und die chinesische Christenheit, welche nun eine kirchliche Gestalt gewonnen hatte, machte in der Hierarchie nicht geringes Aufsehen.

Es währte nicht lange, so gab das Land selbst aus seinen Einwohnern der Kirche einen sehr würdigen Prälaten in der Person des Titularbischofes von Basilea und apostolischen Vikars in China, welcher der erste Priester, der erste Ordensmann — er war ein Dominikaner — der erste Bischof von chinesischer Herkunft, und was alle diese Titel unendlich weit übertrifft, einer der ersten dieser Nation war, welcher so, wie er stets gelebt hatte, in dem Geruche der Heiligkeit und als ein wahrer Apostel gestorben ist.

Während dem Rom das Beste der chinesischen Kirche beförderte, wurde es in Unannehmlichkeiten mit Frankreich verwickelt. Pabst Innocenz X. erließ im Jahre 1645 eine Bulle, darin allen Kardinälen aufgetragen wurde, ihren Aufenthalt im Kirchenstaate zu nehmen, und zwar unter der Strafe, daß ihre Güter eingezogen und sie ihrer Würde sollten verlustig werden, wenn sie binnen sechs Monaten nicht gehorchen würden.

Veranlassung zu dieser Bulle gaben die Kardinäle Barberini, welche von Rom, wo man sie der Veruntreuung unter dem vorigen Pabste beschuldiget hatte, entflohen waren, und sich nach Frankreich unter den Schutz des Königs bege-

ben hatten. Man nahm daher die Bulle an dem französischen Hofe sehr ungünstig auf, noch empfindlicher war darüber der Minister Kardinal Mazarin, dem es nicht gefallen wollte, sich von dem Glanze des Hofes zum Privatleben im Kirchenstaate zurückzuziehen. Es wurden also von Seite Frankreichs gegen diese Bulle kräftige Gegenvorstellungen gemacht. Doch hatten diese Irrungen keine weitern Folgen, und es kam bald zu einer vollkommenen Aussöhnung.

Dieses vorübergehenden Zwistes ungeachtet nahm man kurze Zeit hernach in Frankreich mit geziemender Ehrerbiethung ein Dekret Innocenz X. an, welches einige französische Bücher verdammte, in welchen behauptet wurde, daß sich die Hoheit der römischen Kirche eben sowohl auf das Ansehen des heiligen Paulus als des heiligen Petrus gründe. Der Pabst erklärte darin folgenden Satz als ketzerisch: „Der „heilige Petrus und Paulus sind zwei Häupter der Kirche, „welche zusammen nicht mehr als eines ausmachen, so daß „der heilige Paulus in der Verwaltung und in dem Primate „der allgemeinen Kirche dem heiligen Petrus gleich ist und „nicht unter ihm steht.“

Kaum war das apostolische Dekret in Frankreich erschienen, so erklärten sich 85 Bischöfe für dasselbe, und genehmigten die Verdammung dieses unsinnigen Irrthumes, welcher der Kirche zwei Häupter gab. Dagegen ermangelten die Anhänger der neuen Lehre nicht, gegen das päbstliche Dekret eine Schrift herauszugeben; allein dieselbe wurde auf Befehl des Königs öffentlich durch die Hand des Henkers zerrissen und verbrannt. Man sieht hier wohl, wie die Sektirer immerhin bethätigt sind, das Ansehen der Kirche herabzusetzen, und das Band der Einigkeit zu zerreißen. Wir werden aber nun sehen, daß sie sich eben so wenig mit der bürgerlichen Staatsgewalt vertragen können.

Karl I., König in England, war, wie schon weiter

oben angeführt wurde, mit seinen eigenen Unterthanen wegen Einführung der englischen Liturgie zerfallen, und sogar genöthigt worden, gegen dieselben die Waffen zu ergreifen. Man kämpfte von beiden Seiten mit abwechselndem Glücke, und wenn auch der König einige Siege erfocht, so halfen ihm diese weiter nichts, als daß sein Ansehen immer tiefer herabgesetzt wurde.

So zwangen die Empörer den schwachen Fürsten, daß er das Todesurtheil des tapfern Grafen Staffort, Vizekönigs in Irland, eines seiner treuesten Diener unterzeichnen mußte. Damit nicht zufrieden, richteten sie ihre Wuth auch auf den Primas von England, Wilhelm Lawd, Erzbischof von Kantelberg, der, obschon selbst ein eifriger Protestant, doch unter dem Beile des Henkers sterben mußte. — Sie gingen nun in ihren kühnen Forderungen immer weiter, bildeten ein bestehendes Parlament, welches nicht einmal der König auflösen konnte, und nachdem sie diesem fast alle königlichen Rechte abgenommen hatten, wollten sie ihm auch noch den Oberbefehl über das Kriegsheer abnöthigen.

Nun erst, aber freilich zu spät, sah der unglückliche und so lange verblendete Monarch den schrecklichsten Abgrund, an dessen Rande er stand. Er rüstete sich zum Kriege, so gut er konnte, und ein Gleiches thaten auch die Rebellen. Es war der Zeitpunkt da, wo der Herr den Königen die Lehre, Sekten nie für ihre Stütze zu wählen, und zugleich das schaudervolle Beispiel geben wollte, wie verderblich für die königliche Gewalt alle Ketzereien sind. Die meisten der verschiedenen Sekten, dieser Ausgeburten des Lutherthums und Kalvinismus, welche die Eingeweide eines einst so glücklichen Landes zerfleischten, so sehr sie einander in ihren Grundsätzen widersprachen, vereinigten sich jetzt gegen ihren rechtmäßigen König. Es begann nun der traurigste Bürger-

krieg, welcher Engländer, Schott- und Irländer gegen einander bewaffnete und Ströme Blutes kostete.

Schien auch im Anfange das Glück die Waffen der königlichen Armee zu begünstigen, so hatte doch dasselbe keinen Bestand, und es neigte sich bald auf die Seite der Rebellen hinüber, besonders als Kromwel, dieser sonderbare Mann, eben so erfahren in den Staatswissenschaften als in der Kriegskunst, nicht weniger aufgelegt zu den größten Helden- als zu den schändlichsten Lasterthaten, den Oberbefehl über die revolutionären Truppen erhielt.

Diesem gelang es, die Sekte der Independenten, einen Auswuchs der Puritaner, zu gewinnen, die da Fanatiker vom ersten Range waren; und unter dem glänzenden Namen der evangelischen Freiheit alle sowohl kirchliche als bürgerliche Obergewalt verwarfen, um nach ihrem Sinne in völliger Unabhängigkeit zu leben, daher sie sich auch Independenten (d. i. Unabhängige) nannten. Kromwel selbst erklärte sich für diese Sekte, weil ihre Grundsätze seinen Absichten vollkommen zusagten.

Von nun an konnte aber auch nichts mehr der vereinten Macht dieser Armee, die man überdieß noch mit religiöser Schwärmerei in größere Wuth brachte, widerstehen. Es erfolgte am 24. des Brachmonates 1645 die unglückliche Schlacht bei Nasebi, welche die königliche Armee vollends zu Grunde richtete; Karl, nun beinahe ganz verlassen, stand in Gefahr, ein Gefangener seiner grimmigsten Feinde zu werden, und ergab sich freiwillig an das schottländische Kriegsheer, weil er Ursache hatte, von demselben eine bessere Behandlung zu erwarten.

Allein der unglückliche Fürst betrog sich; die Schottländer lieferten ihn gegen eine Geldsumme an die Armee der Rebellen aus, und zogen nach diesem schändlichen Hochverrathe in ihr Vaterland zurück. Nun traf Unglück über Un-

glück den bedauernswürdigen Monarchen, und seine Feinde ruheten eher nicht, bis sie sein gekröntes Haupt unter dem Beil des Henkers fallen sahen. Doch zeigte Karl in den Tagen des Unglückes und bis zum Tode eine Ergebenheit und Geistesgröße, die ihm allgemeine Achtung und mitleidige Theilnahme an seinem harten Schicksale erwarben.

Die Geschichte dieses unglücklichen Königs lehret, was die Fürsten gewinnen, wenn sie Sekten in Schutz nehmen. Zwar hat es in allen Glaubensgemeinden, selbst unter Katholiken Aufrührer und Empörungen gegeben; doch sind ihre Grundsätze so verschieden, daß aus ihnen nicht immer dieselben Folgen hervorgehen. Die Katholiken dürfen nach ihren Grundsätzen das Joch eines rechtmäßigen Fürsten, so unerträglich es auch immer scheinen, oder wirklich seyn mag, nicht abstreifen, ohne ihre Religion zu verrathen, die ihnen durch die Apostel befiehlt, ihren Herren zu gehorchen, sollten sie auch lasterhaft, hartherzig und Verfolger seyn. Der Katholik kann, wie jeder andere, ein böser Unterthan werden, und seine Pflichten vergessen. Aber seine Religion verdammt seine Verirrungen.

Vergleicht man diesen, der öffentlichen Ruhe so wesentlichen Grundsatz mit den aufrührerischen Maximen der Sekten, die sogar ihre Religion billiget, so findet man zwischen den einen und den andern einen himmelweiten Abstand. Es war unter den Presbyterianern, welche damals unter den Aufrührern Englands die gemäßigsten waren, so wie bei allen Anhängern Luthers und Kalvins, ein ungezweifelter Grundsatz, daß man sich mit gutem Gewissen, wenigstens in Ermanglung anderer kräftigen Mittel, wider den Fürsten waffnen dürfe, ja wohl auch aus Religionspflicht waffnen müsse, wenn er Eingriffe in die Religion wagt.

Die Sekte der Independenten ging noch weiter, und setzte in die Reihe der gemeinsten weltlichen Verträge die ge-

genseitigen Pflichten der Fürsten und Unterthanen, und ließ keinen andern König gelten, als den sie nach Belieben absetzen könnten, der von ihrem Urtheile und ihrer Laune abhinge, oder besser zu sagen, der im Werke selbst kein König ist. Nach solchen Grundsätzen konnte Karl, der, als Anhänger der anglikanischen bischöflichen Kirche, den übrigen Sekten sich stets entgegen setzte, seinen Thron in die Länge nicht behaupten.

Indeß hatte nicht nur der bessere Theil von Großbrittannien, sondern auch die auswärtigen Mächte, besonders Frankreich, das die Tochter des großen Heinrichs dem unglücklichen Fürsten zur Gemahlin gegeben, ja das ganze Europa Mitleiden mit dem Könige, aber auch nur ein unfruchtbares, ein unthätiges Mitleiden. Denn selbst bedrohet von innern Unruhen, und mehr oder weniger verwickelt in den unseligen Religionskrieg, der allbereits schon 30 Jahre die Eingeweide des deutschen Reiches grausam zerwühlet, und die Fackel der Verheerung selbst in die angränzenden Staaten geworfen hatte, mußten sie nur auf ihre eigene Rettung bedacht seyn, und sehnten sich vielmehr nach dem Frieden, als nach einem neuen Kriege.

Schwedens Macht, die durch die Schlacht bei Nördlingen so empfindlich war gedemüthiget worden, erholte sich durch den Muth und die Geschicklichkeit seiner Feldherren, die lauter Helden waren, gebildet in der Schule Gustavs des Großen, und von seinem Geiste beseelet. Ferdinand III., dieser erlauchte Sieger bei Nördlingen, war mittlerweile auf den kaiserlichen Thron erhoben worden, aber er war nicht im Stande, die siegreichen Fortschritte der Schweden und ihrer Bundesgenossen aufzuhalten.

Sie eroberten die festesten Plätze, drangen in Böhmen ein, und erfochten dort einen vollkommenen Sieg über die Kaiserlichen. Ferdinand zog sich nach Wien zurück, und der

Schrecken über diese Niederlage war in den österreichischen Erblanden, welche jetzt dem Feinde ganz offen stunden, so groß, daß sich die Einwohner in Menge nach Italien flüchteten, und der Kaiser sich genöthiget sah, diese Auswanderungen unter den schwersten Strafen zu verbiethen.

Indessen bleibt es immer ein merkwürdiger Zug von der unwandelbaren Religion dieses ruhmwürdigen Fürsten, daß er standhaft auf der Befolgung seines Dekretes vom Jahre 1645 beharrte, kraft dessen er aus seinen Staaten alle Ausübung der protestantischen Religion verbannte, ohne sich vor den Schweden zu fürchten, welche eben so sehr für den Irrthum, als für ihren Ruhm eiferten.

Doch abwechselnde Siege und Niederlagen, Erschöpfung der kriegführenden Mächte von beiden Seiten, und endlich das allgemeine Elend ließen den Wunsch nach dem Frieden immer lauter werden. Aber gerade diesem Wunsche war wahrer oder falscher Religionseifer (ich möchte lieber sagen, Religionshaß) am kräftigsten entgegen, seitdem die Waffen der Protestanten und ihrer Verbündeten den Katholiken das Gleich- oder Uebergewicht hielten.

Bei seinem Entstehen fiel es dem Lutherthume nicht ein, seine Habsucht bis auf die Besitzungen der Kirche zu erstrecken, die Sekte verlangte weiter nichts, als bloß geduldet zu werden. Sie hielt es für ein großes Glück in Augsburg das Interim, dann den passauischen Vertrag und den Religionsfrieden erkämpfet zu haben, worin ihren Anhängern freie Religionsübung nach der augsburgischen Konfession zugestanden wurde.

Aber dieß ist nun einmal der Charakter aller Sekten, sie stellen sich im Anfange schüchtern und kriechen; aber kaum haben sie sich verstärkt, so heben sie ihr Schlangenhaupt frech empor, kennen keine andere Schranken als ihre Kräfte, und wagen Alles, was sie vermögen.

Schon hatten die Protestanten während des unglücklichen, ganz Deutschland verheerenden Religionskrieges unzählige Besitzungen und Rechte der katholischen Kirche und des Klerus an sich gerissen, und nun spannten sie ihre Forderungen höher, als jemals. Sie begehrten, daß die Prälaten und alle, die geistliche Pfründen besäßen, derselben nicht sollten beraubt werden, falls sie auch von der katholischen Religion zum Lutherthume übergingen; daß die in dem Gebiethe eines lutherischen Fürsten liegenden Kirchengüter unter seiner Gerichtsbarkeit stehen und alle evangelischen Stände das unbeschränkte Recht haben sollen, die Religion im ganzen Umfange ihrer Länder zu reformiren.

Sie begehrten weiters, daß man den Evangelischen die Einkünften, Zehenten, Gnadengelder und Almosen verabfolgen lasse, welche in katholischen Staaten gestiftet wären für Pfarreien, Klöster und Spitäler, welche gegenwärtig die Protestanten im Besitze hatten; daß der Pabst und alle Prälaten der römischen Kirche keine Gerichtsbarkeit über irgend eine Person in dem Landesbezirke eines evangelischen Standes haben sollen. Ferners, daß man in den Reichsversammlungen, wenn von Religionsangelegenheiten die Rede ist, keine Rücksicht auf die Mehrheit der Stimmen nehmen, sondern daß der evangelische, obschon weniger zahlreiche Theil, immer gleiches Gewicht und Ansehen mit den Katholiken haben solle; daß endlich bei den Reichsversammlungen, wenn auch nichts von der Religion vorkömmt, die Zahl der Abgeordneten von beiden Theilen stets vollkommen gleich seyn solle.

Mit dieser völligen Gleichstellung noch nicht zufrieden, versuchten die Protestanten noch mancherlei Ränke, um die Katholiken noch tiefer zu erniedrigen, und dagegen auf Kosten derselben sich zu erheben. Man sieht wohl, daß auf

solche Art das heilsame Werk des Friedens ungemein erschwert werden mußte.

Doch endlich im Jahre 1648 kam der lange gewünschte Frieden zu Stande, Frankreich sowohl, als Oesterreich verlangten, der Pabst sollte der Vermittler bei dem allgemeinen Frieden seyn. Aber die Protestanten fanden diesen Vorschlag ganz unannehmbar. Ihre Abneigung gegen den Pabst, ja auch nur gegen die römischen Namen war so groß, daß man den Kongreß in zwei Städten halten mußte, zu Münster, wo sich der päbstliche Nuntius Chigi befand, der in der Folge unter dem Namen Alexander VII. Pabst geworden ist; und zu Osnabrück, wo sich die schwedischen Gesandten aufhielten.

Wir wollen hier die Hauptartikel hersetzen, über welche man in dem berufenen westphälischen Frieden in Ansehung der Religion, als des einzigen hieher gehörigen Gegenstandes, einig geworden ist. Im Anfange legte man den Passauervertrag vom Jahre 1552 und den Religionsfrieden vom Jahre 1555 zum Grunde, dann wurde im Wesentlichen beschlossen, wie folgt.

Es sollen hiefür in Deutschland nebst der katholischen Religion, auch die protestantische und die kalvinische, oder reformirte bestehen, und sich einer ungestörten Religionsübung zu erfreuen haben!

Die Religion soll überhaupt in ganz Deutschland wieder in den Stand gesetzt werden, in welchem sie am 1. Jänner 1624 war, ausgenommen die Pfalz, wo das Jahr 1619 den Zustand derselben bestimmen wird. So war denn eben das Jahr 1624 das sogenannte Normal-Jahr, nach welchem der Besitzstand sämmtlicher Kirchengüter, Rechte und anderer Emolumente der verschiedenen Religionsverwandten regulirt wurde.

Aber eben dieses war auch das unglückliche Jahr, in

welchem das der Religion seiner Väter sonst treu ergebene Haus Oesterreich noch das Uebergewicht nicht hatte, welches ihm in der Folge die Siege des Tilly und Wallenstein errungen hatten, und wodurch es in Stand gesetzt wurde, im Jahre 1630 auf die Zurückstellung sämmtlicher geistlicher Güter zu dringen, welche die Protestanten an sich gerissen hatten. So ward diesen ihr Raub gesichert!!

Jeder, der eine Kirchenpfründe besitzt und seine Religion ändert, er sey Katholik oder Protestant, soll seiner Pfründe verlustig seyn. — Dieß ist das sogenannte **Reservatum ecclesiasticum**, wovon mehreres im Kirchenrechte abgehandelt wird.

In Rücksicht der vermischten Kapitel oder Kirchen, d. i. solcher, die zum Theile katholisch, zum Theile protestantisch sind, ward beliebet, daß für immer so viele Kapitularen oder Kanoniker seyn sollten, so viel ihrer im Normal-Jahre 1624 gewesen sind. Im Falle, daß einer stirbt, muß ein anderer der nämlichen Religion des Verstorbenen an dessen Stelle gesetzt werden.

Sollte sich aber gegenwärtig an einem Orte eine größere Zahl von einer oder der andern Religion befinden, so sollen zwar diese Ueberzähligen den lebenslänglichen Genuß ihrer Pfründen haben; aber in der Folge müssen sie durch Glieder von dem andern Theile bis zur völligen Gleichheit ersetzet werden. Doch sollen in den alten Verordnungen und Statuten keine Veränderungen noch Zusätze gemacht werden, welche der Gewissensfreiheit oder den Rechten des einen oder andern Theiles entgegen wären.

Die nämliche Gleichheit wurde in allen bürgerlichen und politischen Versammlungen, beim Reichshofrathe, Reichskammergerichte, wie auch im Rathe und allen Gerichtsstellen der freien Reichsstädte fest gesetzet, so daß, wo die Religion vermischt ist, auch die Zahl der Rathsglie-

der und obrigkeitlichen Personen von beiden Religionen gleich seyn soll.

Es wird jedem unmittelbaren Reichsstande die Freiheit gestattet, in seinem Gebiethe Religionsveränderungen und andere dahin einschlagende Verfügungen zu treffen, so ferne dieselbe dem Bestande im Normal-Jahre 1624, und andern mit seinen Landen eingegangenen Verträgen nicht entgegen stehen.

Was diejenigen, welche sich im Jahre 1624 nur zu einer Religion bekannten, und überhaupt alle Fürsten und Herren betrifft, welche Unterthanen von einer andern Religion, als die herrschende des Landes ist, in ihrem Gebiethe haben, so werden sie denselben die Gewissensfreiheit gestatten, so daß ihnen erlaubt seyn soll, zu Hause ungehindert ihrer Privatandacht abzuwarten, in der Nachbarschaft den Religionsübungen ihrer Glaubensgenossen beizuwohnen, ihre Kinder außer Landes zum Studiren zu schicken, oder denselben zu Hause Lehrer aus ihrer Gemeinde zu halten.

Die Unterthanen derjenigen deutschen Fürsten, welche die in ihrem Vaterlande im Jahre 1624 eingeführte Religion verlassen wollen, sollen von ihren Landesherren geduldet werden; will man ihnen aber die Gewissensfreiheit nicht gestatten, so soll man ihnen drei Jahre Frist geben, um aus dem Lande auswandern zu können.

Endlich soll die geistliche Oberherrschaft des Pabstes, so wie die Gerichtsbarkeit der Bischöfe in Ansehung der Protestanten suspendirt seyn.

Um allen diesen Begünstigungen der Protestanten noch mehr Festigkeit und Dauer zu versichern, oder vielmehr einer möglichen Wiedervereinigung im Glauben und in der Liebe alle Wege abzuschneiden, ward beschlossen, daß ein Fürst, welcher seinen Glauben ändern würde, in seinen Staaten, was die Religionsübung und andere vorhin schon bestehenden Gesetze und Verfassungen betrifft, nichts solle abändern können.

Damit man sich auch noch überzeugen möge, wie begierig die protestantischen Fürsten bei dem katholischen Kirchengute zugegriffen, und wie sie sich in diese Beute getheilt haben, wollen wir hier nur Einiges anführen. Der Krone Schweden überließ man für immer zum Eigenthume das Erzbisthum von Bremen und das Bisthum Verden, welche zu weltlichen Herzogthümern und unmittelbaren Reichslehen erhoben wurden.

Dem Hause Brandenburg wurde das Erzbisthum von Magdeburg, die Bisthümer von Halberstadt, Minden und Kamin zugesprochen, mit der Vollmacht, zu Kamin alle Kanonikate nach dem Absterben der Kanoniker einzuziehen, und die Güter den übrigen herrschaftlichen Gefällen einzuverleiben.

Den Herzogen von Mecklenburg wurden die Bisthümer Ratzeburg und Schwerin sammt allen Kanonikaten dieser beiden Domkirchen zugetheilt. Dem Herzoge von Braunschweig wurde zugestanden, daß er in dem Bisthume zu Osnabrück mit den Katholiken abwechseln, und die reichen Klöster Walkenried und Gröningen zu eigen haben soll.

Dem Landgrafen von Hessenkassel wies man zur Entschädigung die Abtei Hirschfeld an nebst einer Summe von 600,000 Reichsthalern, welche der Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Paderborn und Münster mit dem Abte von Fulda herschießen mußten.

Auch Frankreich ging bei dieser Gelegenheit nicht leer aus, und ließ für seine den Protestanten treulich, aber nicht ehrenvoll geleisteten Dienste sich theuer bezahlen; denn es behielt nicht nur für sich die ehemals zum Reiche gehörigen lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, sondern es riß auch das ganze Elsaß und andere bedeutende Landestheile vom deutschen Reiche ab.

So wurden also durch blutige Schwertstreiche und erzwungene Federstriche die uralten und schon längst verjähr-

ten Rechte der römisch-katholischen Kirche vernichtet, die ansehnlichsten deutschen Bisthümer gingen unter, die reichsten und wohlthätigsten Stiftungen wurden verschlungen, und ihren vormaligen Zwecken ganz entfremdet.

Zwar erklärte der Pabst Innocenz X. noch im nämlichen Jahre 1648 durch eine Bulle vom 20. November, welche anfängt: **Zelo Domus Dei** diese der Kirche so nachtheiligen Artikel, so wie den ganzen Friedensschluß für ungiltig, und verwahrte sich dagegen durch eine feierliche Protestation, welche der päbstliche Legat Fabius Chigi einlegte.

Allein vergeblich war diese Protestation; die katholischen Fürsten mußten der eisernen Nothwendigkeit nachgeben, und die Protestanten konnten sich kraft dieses Friedens als eines allgemein angenommenen Reichs-Grundgesetzes darüber freuen, daß sie nun sich und ihre Kirche auf einen dauernden Rechtsbestand gegründet hatten. Doch dürfte vielleicht diese Protestation des Pabstes nicht ganz ohne Wirkung seyn in dem Falle, daß sie wieder zur katholischen Kirche zurückkehren. Wer sollte nicht wünschen, daß diese Wiedervereinigung recht bald geschehe!!!

Heinrich, Bischof von Augsburg, erlebte diesen Friedensschluß nicht mehr, so sehr er sich auch, müde der ewigen Kriege, die beinahe seine ganze Regierungsperiode beunruhigten, nach demselben sehnte. Schon im Jahre 1645 verordnete er in dieser Absicht durch sein ganzes Bisthum öffentliche Gebethstunden, um einen für die Wohlfahrt der Kirche ersprießlichen Frieden zu erflehen.

Einige Jahre früher hatte er sich seines hohen und gebrechlichen Alters wegen um einen Koadjutor umgesehen, der durch den Vorzug seiner Geburt, und durch die Macht und das Ansehen seines Hauses dem durch stete Kriegsdrangsalen so tief gesunkenen Hochstifte wieder aufzuhelfen, und es gegen auswärtige Feinde zu schützen im Stande wäre.

Dazu hatte ihm Kaiser Ferdinand III. den zehnjährigen Erzherzog Siegmund Franz, den letzten Sprossen der Innsbrucker Linie, vorgeschlagen und empfohlen. Die Absicht des Bischofes desto sicherer zu erreichen, verpflichtete sich dieser Prinz, mit Gutheißung des römischen Stuhles, die geistliche Administration des Bisthumes vor dem dreißigsten, und die weltliche vor dem fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters nicht anzutreten, und während dieser Zeit auf alle Einkünfte zu verzichten.

Etwa vier Jahre, nachdem Heinrich diese weisen Vorkehrungen für sein verarmtes Bisthum getroffen, starb er in Dilingen, wo er sich die letzten Jahre seiner Regierung gewöhnlich aufhielt, im 77. Jahre seines Alters, und im 48. seiner mühevollen Regierung 1645. „Heinrich wird mit allem „Rechte, wie einer der letzten Geschichtschreiber des Bisthu„mes t) bezeugt, unter die größten Bischöfe, nicht nur seiner „Kirche, sondern auch seiner Zeit gezählt.“

„Er bildete sich ganz nach der Vorschrift des Apostels, „war untadelhaft, nüchtern, klug, verehrungswürdig, gesittet, „ein wahres Vorbild der Gläubigen in der Lehre, im Um„gange, in der Liebe, im Glauben, in der Keuschheit; er ver„nachlässigte die Gabe nicht, die er empfangen hatte durch „Auflegung der priesterlichen Hände. Streng in seinen Grund„sätzen und in seinem Wandel, sorgte er eifrig für die guten „Sitten, besonders der Geistlichen. Er drang an diese zur „Zeit und Unzeit; er strafte, bath, drohete, aber mit Geduld „und Belehrung.“

„Sein Eifer für die Erhaltung und Verbreitung der katho„lischen Religion ging so weit, daß er aus seiner Diözes alle „Irrlehrer mit Gewalt verdrängen, und alle Irrenden in die „Kirche zurückzukehren durch die strengsten und härtesten Maß-

t) Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg. Vierter Band. S. 286.

„regeln zwingen wollte. Er litt für die Religion alles Un„gemach, Verfolgung, Verweisung, Beraubung seiner Güter „und Einkünfte, und zeigte sich bereit, für die Religion und „Kirche sein Leben zu opfern. Er wachte über die Rechte sei„nes Stiftes, und verfocht sie mit unerschütterlichem Muthe.“

Nachdem Heinrich durch den sogenannten Restitutionsvertrag Ferdinand II. alle seine Rechte auf die geistlichen Güter seines Bisthumes, und die volle Jurisdiktion wieder erhalten hatte, konnte er sich nicht mehr entschließen, auch nur eines dieser Rechte wieder zu vergeben. Er protestirte daher feierlich gegen den Vergleich, den der Stadtmagistrat von Augsburg zu Gunsten der Protestanten im Jahre 1635 mit dem kaiserlichen General Gallas abgeschlossen hatte, und erklärte dabei, daß er die Ausübung des lutherischen Gottesdienstes nie zulassen, nie genehmigen werde, und nach den Grundsätzen der heiligen Väter Ambrosius und Chrysostomus eher Leib und Leben mit Gottes Gnade zu opfern bereit sey, als durch eine solche Nachgiebigkeit Gott zu beleidigen, sein Gewissen zu verletzen, seine Pflichten zu verrathen, und seine durch den Restitutionsvertrag wohl erworbenen Rechte zu vergeben.

Um die Religion und ihren wohlthätigen Einfluß zu befördern, und die Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes und den Empfang der heiligen Sakramente zu erleichtern, wurden theils durch seine Verwendung, theils mit seiner Gutheißung in seiner Diözes mehrere Klöster gestiftet. Zu Augsburg erbauten die Grafen Fugger ein Kloster für die Franziskaner, ein anderes für die Kapuziner, ein drittes für die Dominikaner zu Kirchheim an der Mindel. Eben so siedelten sich die Väter des heiligen Franziskus, durch hohe und fromme Gönner unterstützt, in Günzburg, in Weilheim, in Dinkelsbühl, in Füssen, in Donauwerd, auf dem Lechfelde und in Schrobenhausen an.

Die Jesuiten erhielten Kollegien in Mindelheim und Neuburg, und eine sogenannte Residenz in Kaufbeuern. Zwanzig Jahre früher, als Heinrich sein Bisthum angetreten, hatte Graf Schwikard von Helfenstein und dessen Gemahlin Maria, Gräfin von Hohenzollern, ihr ganzes ansehnliches Vermögen geopfert, um diesem verdienstvollen Orden eine der schönsten Niederlassungen in Landsberg zu verschaffen.

Auch das zeitliche Wohl des Hochstiftes entging der Aufmerksamkeit dieses thätigen Prälaten nicht, und er vermehrte die Besitzungen desselben mit sehr vielen neu erkauften ansehnlichen Dorfschaften und Gütern.

Sigmund Franz trat zwar nach dem Hintritte Heinrichs das Bisthum alsobald an, doch — ließ er es in Folge des gemachten Vertrages durch einen Administrator verwalten, der zugleich die geistlichen und zeitlichen Angelegenheiten und Geschäfte besorgte. Er wählte dazu den verdienstvollen, gelehrten und tugendhaften Johann Rudolph von Rechberg, einen Mann, den seine vortrefflichen Eigenschaften den Protestanten nicht minder als den Katholiken verehrungswerth machten. Dieser bekam bald die Hände voll zu thun; denn im Jahre 1649 sollte der obenberührte westphälische Friedensschluß auch in Augsburg in Vollziehung gehen.

Da das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen wurde, so verlor das Bisthum Augsburg Alles wieder, was es durch die Bemühungen und den Aufwand des Bischofes Heinrich und durch den Restitutionsvertrag Ferdinands II. erworben hatte; doch erhielt es dafür einen Besitzstand, der nun so leicht nicht mehr gestört werden konnte.

Zu Folge den Beschlüssen dieses Friedens erhielten die Lutheraner in mehreren Städten des Bisthumes, als in Memmingen, Nördlingen, Kempten, Giengen, Aalen das ausschließliche Recht, ihren Gottesdienst auszuüben, in an-

dern, als in Augsburg, Dinkelsbühl, Kaufbeuern wurde die Parität festgesetzt.

Im Herzogthume Würtemberg gingen alle weltlichen und geistlichen Rechte und Güter, worauf die Bischöfe einst Ansprüche hatten, und damit die ansehnlichsten Abteien und Klöster, als: Anhausen, Herbrechtingen, Königsbrunn, Lorch, für immer verloren. Ein gleiches geschah im Gebiethe der Stadt Ulm und in der Grafschaft Oettingen.

In Augsburg selbst mußten den Lutheranern die Kirchen St. Anna, St. Jakob, die Barfüßerkirche und andere Gebäude, Güter und Rechte eingeräumt werden. Die Abgeordneten der katholischen Geistlichkeit, so wie die Besitzer dieser Kirchen und Güter erklärten dabei, daß sie zwar der Gewalt weichen, die Wegnahme der Schlüssel zu den Kirchen und Gebäuden nicht hindern, aber zur Vollziehung selbst auf keine Weise mitwirken werden, sondern gegen alle Besitznahme ihrer Güter feierlich protestiren.

Eine ähnliche Protestation legte der Administrator des Bisthums wider diese im ganzen Sprengel vorgenommene Vollziehung des westphälischen Friedens in der Reichskanzlei im Namen seines Bischofes nieder, um dadurch die Rechte desselben auf alle für jetzt mögliche Weise zu verwahren.

# Sechs und siebenzigstes Buch.

## Von dem westphälischen Friedensschlusse im Jahre 1648 bis zur Bekanntmachung der Bulle P. Innocenz X. im Jahre 1653.

Die Schaubühne der Geschichte öffnete sich im Jahre 1649 mit einer bisher unerhörten, aber nicht unerwarteten Gräuelthat u). Kromwel, dieser schlaue Bösewicht, ruhete eher nicht, bis er das Haupt seines unglücklichen Monarchen unter das Henkersbeil gebracht hatte. Um dieser ruchlosen That wenigstens einen Schein der Gerechtigkeit zu geben, wußte es der blutdürstende Heuchler einzuleiten, daß der König von dem Parlamente gerichtet wurde. Aber eben dieses Parlament hatte Kromwel selbst aus den schlechtesten Menschen zusammen gesetzt, die mit feiger Gefälligkeit jedem seiner Winke gehorchten.

Vor diesem Gerichte, einem Auswurfe der Menschheit, mußte der König erscheinen, und er erschien mit einer Würde und mit einem Anstande, wie es sich auf einen König geziemte; mit einer unerschrockenen Seelengröße weigerte er sich, die Gerichtsbarkeit der Kammer anzuerkennen. Aber vergebens; sein Verderben war schon vor seiner Anklage beschlossen. Er wurde nach einigen scheinbaren Rechtsförmlichkeiten wegen seiner Widerspenstigkeit als ein Tyrann, als ein Verräther und Mörder, als ein offenbarer Feind der Nation zum Schwerte verdammet. Beschuldigungen, welche gewiß nie ein Fürst weniger als Karl verdienet hat.

u) Revol. d' Anglet. T. 3. L. 9.

Nachdem das Urtheil ausgesprochen war, ließ man dem Könige die Freiheit, sich zum Tode zu bereiten, und er that es auf eine sehr erbauliche Weise, indem er sich mit völliger Ergebenheit den Anordnungen des Himmels unterwarf und seinen Mördern großmüthig verzieh. Endlich wurde der unglückliche Fürst den 19. Hornung nach Witehal geführt. Er bestieg, ohne einige Furcht zu äußern, das Schaffot, welches man vor dem königlichen Pallaste errichtet hatte.

Karl sagte mit vernehmlicher Stimme: Das einzige Mittel eines dauerhaften Friedens wäre, sich nach der festgesetzten Ordnung der Vorsehung zu fügen, und Gott, was Gottes, dem König, was des Königs, und dem Volke zu geben, was des Volkes ist, worauf er sein Haupt dem Schwerte des Henkers darboth. Die englische Nation feiert jährlich am Tage dieser schaudervollen Hinrichtung einen allgemeinen Beth-, Buß- und Fasttag. Will man die Wahrheit sagen, so fiel Karl eigentlich als ein Opfer des fanatischen Sektengeistes.

So war also in England die schrecklichste Revolution vollbracht, die königliche Würde abgeschaffet, und dafür eine Republik hergestellt. Aber dieses Spielwerk dauerte nicht lange, Kromwel, der Königsmörder, riß bald die höchste Gewalt an sich, warf sich unter dem Namen eines Protektors zum Beherrscher des Reiches auf, und ließ die Nation fast 10 Jahre lang das eiserne Szepter einer unbeschränkten Despotie schwer empfinden.

Indessen benutzte Frankreich die Lehre schlecht, welche ihm das benachbarte England gab. Vielmehr nahm es die Irrlehren des Jansenius sehr gastfreundlich auf, und pflegte dieselben mit großer Sorgfalt, woraus natürlich Zankgeist und Zwietracht sich über das ganze Land verbreitete. Der widerkatholische Eifer drang sogar über die Alpen und ver-

suchte es, selbst in dem Mittelpunkt der Einigkeit Proselyten zu machen.

Klaudius Hersent reisete unter dem Vorwande, den Jubelablaß vom Jahre 1650 zu gewinnen, nach Rom, und war frech genug, dort auf öffentlicher Kanzel seine Irrthümer über die Gnade und den freien Willen dem Volke vorzupredigen. Allein die Römer nahmen sogleich die jansenistischen Irrlehren des Predigers gewahr, und es zog sich über seinem Haupte ein gefährliches Ungewitter zusammen. Er flüchtete sich nach dem Pallaste des französischen Gesandten, und ließ seine Predigt mit einer Zuschrift an Se. päbstliche Heiligkeit drucken.

Da er auch darin seine Irrthümer mit starrsinniger Unverschämtheit behauptete, so hielt man alle weitere Schonung für unzeitig. Hersent wurde persönlich vorgeladen, und da er in der bestimmten Zeitfrist nicht erschien, ward er in den Bann gethan, seiner Würden und Vorzüge beraubt, und ihm alles Predigen und Lehren unter den gewöhnlichen Strafen untersagt. Dieser Ernst schlug den Muth des neuen Apostels nieder, und er schlich ganz in der Stille nach Frankreich, zufrieden, den Häschern des heiligen Offiziums entkommen zu seyn.

Dagegen trieben die Anhänger des Jansenius ihr Unwesen in Frankreich und selbst in der Hauptstadt ärger, als jemals. Die jungen Theologen rückten ohne Scheu die neuen und irrigen Meinungen in ihre Schultheses ein, und so gab es Schulstreite von beiden Seiten, die nicht selten von den heftigsten Schimpf- und Schmähschriften begleitet wurden.

Doktor Cornet, einer der angesehensten Männer des Kollegiums von Navarra, und Syndikus der theologischen Fakultät, klagte wider diese ärgerliche Frechheit in der Versammlung den 1. Juli 1649, und brachte, um diesen Unordnungen abzuhelfen, in Vorschlag, einige Sätze, welche

die Quelle dieser Unruhen und Verwirrungen wären, einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

Er las ihrer sechse vor, deren die ersten fünf das im Auszuge enthielten, was nach der einstimmigen Meinung der ältesten und gelehrtesten Doktoren in dem Buche des Jansenius das Anstößigste gegen den Glauben war. Ein anderer Doktor setzte noch den siebenten bei. Sie waren in folgenden Ausdrücken abgefasset:

**I.** Einige Gebothe Gottes sind für die Gerechten, welche sie zu beobachten verlangen, und sich dessen befleißigen, nach den Kräften, welche sie damals haben, unmöglich, und es mangelt ihnen die Gnade, welche diese Beobachtung ihnen möglich machen würde.

**II.** Im Stande der gefallenen Natur widersteht man der innerlichen Gnade niemals.

**III.** Im Stande der gefallenen Natur bedarf der Mensch zum Verdienste oder Mißverdienste der Freiheit von der Nothwendigkeit zu handeln nicht, sondern es genüget ihm eine Freiheit von dem Zwange.

**IV.** Die Halbpelagianer ließen die Nothwendigkeit der innerlichen und vorkommenden Gnade zu jeder Handlung, selbst zum Anfange des Glaubens zu; und sie waren nur deßwillen Ketzer, weil sie behaupteten, die Gnade sey von der Beschaffenheit, daß der Wille des Menschen ihr widerstehen oder folgen könne.

**V.** Sagen, Jesus Christus sey für Alle gestorben, oder er habe für alle Menschen sein Blut vergossen, ist ein Irrthum der Halbpelagianer.

**VI.** Die Kirche hat vormals dafürgehalten, daß die geheime sakramentalische Buße zur Nachlassung der geheimen Sünden nicht erklecke.

**VII. Eine bloß natürliche Reue ist beim Bußsakramente hinlänglich.**

In der Folge war nur von den fünf erstern Sätzen die Rede.

Aber eben diese Sätze fanden von Seite der Gegner heftigen Widerspruch, und sie verfolgten den Verfasser Cornet nach dem Brauche aller Sektirer mit Verläumdungen und Schmähschriften. Die Sache wurde immer ernsthafter, so daß es die Bischöfe in der Versammlung des Klerus vom Jahre 1650 für nothwendig erachteten, sich hierüber an den apostolischen Stuhl zu wenden.

Das Schreiben, welches Isaak Habert, Bischof von Vabres, verfasset, wurde von 85 Bischöfen, denen in der Folge noch drei andere beitraten, genehmigt, unterzeichnet, und unverzüglich nach Rom befördert. Da dieses Schreiben ein ehrwürdiges Denkmal der ächtkatholischen und ehrfurchtsvollsten Gesinnungen des französischen Klerus gegen das Oberhaupt der allgemeinen Kirche ist, so verdient es allerdings, hier wörtlich eingerückt zu werden.

„Heiligster Vater!“

„Der Glaube des Petrus, welcher nie aufhören kann, „fordert mit allem Grunde, daß man gemäß der angenom„menen, in der Kirche eingeführten Gewohnheit Vorfälle „von größerm Belange vor den heiligen apostolischen Stuhl „bringe. Zu Folge eines so billigen Gesetzes haben wir „für nöthig erachtet, Eurer Heiligkeit in Rücksicht einer „sehr wichtigen Angelegenheit, welche die Religion betrifft, „zu schreiben.“

„Seit zehn Jahren müssen wir schon mit innigem „Schmerzen sehen, wie unser Frankreich aus Gelegenheit „eines hinterlassenen Werkes des verstorbenen Herrn Korne„lius Jansenius, Bischofes von Ypern, und der darin ent„haltenen Lehren von den heftigsten Unruhen zerrüttet wird. „Freilich sollten theils durch die Aussprüche des tridentini„schen Kirchenrathes, theils durch die Bulle Urbans VIII.

„sel. Andenkens, darin er wider die Lehrsätze des Jansenius „gesprochen, und die Verordnungen Pius V. und Gre„gors XIII. wider den Bajus bestätiget hat, diese Zänke„reien lange schon gestillet seyn.“

„Auch Sie, heiligster Vater! haben die Wahrheit und „Rechtskraft dieser Bulle durch ein neues Dekret festgesetzt. „Aber da nicht jeder Satz insonderheit nach seinem Verdienste „gewürdiget und gebrandmarket ist; so gab es immer noch „Einige, die Schikanen und Ausflüchten dagegen fanden. „Wir hoffen, alle Schleichwege werden ihnen abgeschnitten „seyn, wenn Euer Heiligkeit auf unser demüthiges Bitten „deutlich und bestimmt zu erklären geruheten, wie man über „diesen Gegenstand denken solle.“

„Zu diesem Ende beschwören wir Euer Heiligkeit, ein „klares und sicheres Urtheil über jeden der folgenden Sätze „zu fällen, über welche gefährlicher und hitziger gestritten „wird.“

Nun folgen die oben benannten Sätze, und dann heißt es im Schreiben weiter: „Euer Heiligkeit haben erst neuer„lich erfahren, welche Kraft das Ansehen des apostolischen „Stuhles hatte, den Irrthum von dem doppelten Ober„haupte der Kirche zu unterdrücken. Der Sturm legte sich; „Meer und Winde gehorchten der Stimme Jesu Christi. „Dieß bewegt uns, Sie, heiligster Vater! zu bitten, über „den Sinn dieser Sätze ein klares, entscheidendes Urtheil, „welchem Jansenius selbst kurz vor dem Tode sein Werk un„terworfen hat, zu fällen, alle Dunkelheit zu zerstreuen, die „wankenden Gemüther aufzurichten, Spaltungen zu verhin„dern, und der Kirche die Ruhe und den alten Glanz wie„der zu geben.“

Der Pabst durch die französischen Bischöfe von der Gefahr unterrichtet, welche der Glaube in Frankreich lief, setzte eine besondere Kongregation nieder, um diese so wich-

tige Angelegenheit mit aller möglichen Bedachtsamkeit zu untersuchen. Wogegen die Jansenisten und ihre Gönner alle nur erdenklichen Ränke spielten, um diese Untersuchung zu hintertreiben, oder wenigstens ein ihnen günstiges Urtheil zu erschleichen.

Sie ließen zu diesem Behufe Briefe und Abgeordnete von ihrer Partei nach Rom abgehen. Allein man ging daselbst den gewöhnlichen festen und ruhigen Gang, und betrieb mit vieler Lebhaftigkeit die Untersuchung der jansenistischen Lehre, ohne darum ihren Vertheidigern die Freiheit zu benehmen, sie nach Möglichkeit zu rechtfertigen. Es ist sich daher nicht zu wundern, wenn diese Untersuchung länger als zwei Jahre gedauert hat. Es wurden in dieser Zeit mehr als fünfzig Kongregationen gehalten.

Selbst Innozenz X. war in den letzten zehn Kongregationen, die vom 10. März bis 7. April gehalten wurden, und deren jede vier volle Stunden dauerte, zugegen, und hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, ohne daß er in einem Alter von 80 Jahren über Mattigkeit klagte, oder Ueberdruß äußerte, und als man ihn bath, seine Gesundheit besser zu schonen, erwiederte er: „Ich würde mich glücklich „schätzen, wenn ich mein Leben über einem Geschäfte be„schließen könnte, von welchem der Friede der Kirche und „die Sicherheit der Religion abhängt.“

Da nun die Untersuchung beendigt, und das ganze Werk des Jansenius, insbesondere aber die fünf Sätze mit möglichster Genauigkeit, und ferne von aller Parteisucht geprüfet war, nachdem man sogar öffentliche Gebethe angestellet hatte, um von dem Vater der Lichter Erleuchtung zu erflehen, so erschien endlich unterm 31. Mai 1653 die höchst merkwürdige Bulle, der man unmöglich seinen Beifall versagen kann, und die allein hinreichet, die Irrthümer der jansenistischen Lehre zu Schanden zu machen, welche unter

so mancherlei Gestalten aus dem Reiche der Finsternisse an das Tageslicht hervorgekrochen sind.

Nachdem sie, wie gewöhnlich, sowohl an der Peterskirche, als auf dem Felde der Flora, dem volkreichsten Platze Roms, ausgehängt worden war, wurde sie an den Kaiser, an die Könige von Frankreich, Spanien und Polen, an den Herzog in Baiern, an die drei geistlichen Churfürsten und andere Fürsten am Rhein, an den Erzherzog Leopold, Statthalter in den Niederlanden, an den Bischof von Plazentia, Großinquisitor von Spanien, und an die französischen Bischöfe überhaupt abgesendet. Die Bulle lautet wörtlich so:

„Da sich aus Gelegenheit eines Buches mit der Auf„schrift: Augustinus von Cornelius Jansenius, Strei„tigkeiten vornehmlich in Frankreich, unter andern Meinun„gen dieses Schriftstellers über fünf seiner Sätze erhoben, „haben Uns eine Menge Bischöfe dieses Reiches dringend er„sucht, diese vor unsern Richterstuhl gebrachten Sätze zu „prüfen, und über jeden derselben insonderheit ein klares „und sicheres Urtheil zu fällen.“

„Mitten unter den Gegenständen, welche unabläßig Un„sere Sorgfalt beschäftigen, liegt Uns vornehmlich am Her„zen, die Unserer Verwaltung von Oben anvertraute Kirche „Gottes von Irrthümern und verkehrten Meinungen zu rei„nigen und zu sorgen, daß sie gleich einem Schiffe auf ei„nem Meere, wo sich die Wuth der Winde und Wogen ge„legt hat, sicher fortsegeln, und endlich in den gewünschten „Hafen des Heiles einfahren kann.“

„Deshalb haben Wir in Rücksicht der Wichtigkeit dieses „Geschäftes verordnet, daß die fünf Sätze, einer nach dem „andern, von mehreren gelehrten Theologen in Gegenwart „einiger Kardinäle der heiligen römischen Kirche, welche sich „zu diesem Ende oft versammelt haben, mit allem Fleiße un„tersucht werden sollen. Wir haben ihre Stimmen, welche

„sie theils schriftlich, theils mündlich gaben, reiflich und bei „guter Muße nachgesehen, und den Verhandlungen dieser „Doktoren über die erwähnten Sätze und einen jeden insbe„sondere in mehreren Kongregationen, die in Unserer Gegen„wart sind gehalten worden, zugehöret.“

„Gleich am Anfange dieser Untersuchung haben Wir so„wohl besonderes, als öffentliches Gebeth angeordnet, um „den Beistand des Himmels zu erflehen, welche Verordnung „Wir in der Folge noch mit größerm Eifer wiederholet ha„ben. Wir Selbst haben nach inbrünstig angerufenem Bei„stande des heiligen Geistes mit seiner Hilfe folgende Erklä„rung und Entscheidung ergehen lassen.“

„In Rücksicht des ersten Satzes: Einige Gebothe „Gottes sind für die Gerechten, welche sie zu beob„achten verlangen, und sich dessen befleißigen, nach „den Kräften, welche sie damals haben, unmög„lich, und es mangelt ihnen die Gnade, welche „diese Beobachtung möglich machen würde; er„klären Wir, er sey vermessen, gottlos, gotteslästerlich, mit „dem Banne belegt, ketzerisch; und als einen solchen verdam„men wir ihn.“

„Der zweite Satz: Im Stande der verdorbenen „Natur widersteht man niemals der innerlichen „Gnade. Diesen erklären Wir für ketzerisch; und als einen „solchen verdammen wir ihn.“

„Der dritte Satz: Im Stande der verdorbenen „Natur wird zum Verdienste und Mißverdienste „eben keine Freiheit von der Nothwendigkeit er„fordert; sondern dazu erklecke die Freiheit vom „Zwange. Diesen erklären Wir für ketzerisch; und als ei„nen solchen verdammen wir ihn.“

„Der vierte Satz: Die Halbpelagianer gaben die „Nothwendigkeit einer innerlichen, zuvorkom-

„menden Gnade für jede Handlung insonderheit, „sogar für den Anfang des Glaubens zu; und sie „waren aus der Ursache Ketzer, weil sie behaup„teten, diese Gnade sey von solcher Beschaffen„heit, daß es dem Menschen frei stünde, ihr zu „widerstehen, oder zu gehorchen. Diesen erklären „Wir für falsch und ketzerisch; und als einen solchen ver„dammen wir ihn.“

„Der fünfte Satz: Sagen, daß Jesus Christus „für alle Menschen gestorben sey, und für alle, „ohne Ausnahme, sein Blut vergossen habe; ist „die Sprache eines Halbpelagianers. Diesen Satz „erklären Wir für falsch, vermessen, ärgerlich, und wenn „man ihn dahin versteht, daß Christus für das Heil der Vor„herbestimmten allein gestorben sey, für gottlos, gottesläster„lich, für die göttliche Güte beleidigend und nachtheilig, und „endlich für ketzerisch; und als einen solchen verdammen wir „ihn.“

„Deswegen verbiethen Wir allen Christgläubigen bei„derlei Geschlechtes, in Rücksicht der erwähnten Sätze, „anders zu glauben, zu lehren oder zu predigen, als in „Unserer gegenwärtigen Erklärung und Entscheidung enthal„ten ist, unter den Zensuren und andern rechtlichen Strafen, „welche über die Ketzer und ihre Gönner verhänget sind.“

„So tragen Wir auch allen Erzbischöfen, Bischöfen und „jedes Ortes Ordinarien, wie auch den Ketzerrichtern auf, „schlechterdings allen, welche widersprechen, oder sich dage„gen auflehnen sollten, durch Zensuren und angeregte Stra„fen, Einhalt zu thun, und sie in die Schranken ihrer Pflicht „zurück zu weisen, und so sie es bedürfen, die Hilfe der welt„lichen Macht gegen selbe aufzufordern.“

„Durch dieses Urtheil über die fünf Sätze sind Wir nicht „gesinnet, die übrigen Meinungen, welche in dem oben ge-

„nannten Buche des Cornelius Jansenius enthalten sind, auf „irgend eine Weise zu genehmigen.“

„Rom, den 31. des Maimonates 1653.“

Die Bulle ward ohne Anstand in Frankreich, und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Königs angenommen; und eine eben so günstige Aufnahme fand sie in Spanien und in den Niederlanden. Besonders aber bethätigte der heilige Vincenz von Paul seinen Eifer, um sowohl Achtung gegen das Urtheil des Pabstes, als auch Mäßigung gegen die verurtheilte Partei zu empfehlen.

Die Bulle war eben erst in Frankreich erschienen, so machte der fromme Diener Gottes bei einigen Doktoren und den Obern gewisser Ordenshäuser, wie auch bei andern ansehnlichen Personen, welche an der Sache Gottes und der Kirche lebhaften Antheil genommen hatten, Besuche, und empfahl ihnen Mäßigung in Allem, um die Rückkehr der überwundenen Partei zu erleichtern. Er bath sie sogar, in den Aeußerungen ihrer Freude sich zu mäßigen, und vorzüglich weder in Privatgesprächen, noch auf der Kanzel Etwas zu sagen, was den ohnehin gekränkten Anhängern der verdammten Lehre wehe thun könnte, um sie nicht noch mehr zu erbittern, und ihre Bekehrung zu erschweren.

Er ging von den Worten zu der That, und besuchte zu Portroyal diejenigen, welche sich gemeiniglich daselbst aufhielten, wünschte ihnen Glück zu ihrer Unterwürfigkeit gegen die Entscheidung des heiligen Stuhles, welche sie wenigstens im Anfange heuchelten, und gab ihnen die aufrichtigsten Beweise der Hochachtung und Liebe. Daher mag es gekommen seyn, daß einige Träumer der Sekte den heiligen Vincenz für ihren Herzensfreund, ja wohl gar für einen Gönner ihrer Irrlehren ausgaben.

Allein Niemand war davon weiter entfernt, als er; daher sein eifriges Bemühen, Andere vor dem Irrthume zu be-

wahren, und die Verirrten wieder auf den rechten Weg zurück zu bringen; daher die Sorgfalt, mit der er die Priester seiner Kongregation auf die Gefahren von Seite dieser Sekte aufmerksam machte, und die unerbittliche Strenge, mit der er jeden aus derselben ausschloß, der im geringsten für die verdammte Lehre eingenommen war.

Aber es war nicht so leicht, die Verirrten zurückzubringen; nur wenige bequemten sich mit aufrichtigem Herzen zum Widerrufe, worunter der Oratorianer Thomassin, der Franziskaner Wading und Abt Bourzeis die berühmtesten sind. Die zwei letzten waren selbst unter der Zahl der Konsultoren, und vertheidigten die fünf Sätze, so lang die Untersuchung dauerte. Aber kaum hatten sie den Ausspruch des Oberhauptes der Kirche vernommen, unterwarfen sie sich auch mit gebührender Demuth. „Wenn Jemand vor dieser Entscheidung ei„nes andern Sinnes war," sagte Wading, „der ist jetzt verbun„den seinen Verstand zu beugen unter das Joch des Glaubens. „Ich erkläre demnach, daß ich alle diese Sätze verdamme in „dem Sinne, in welchem sie Se. Heiligkeit verdammen wollen."

Doch diese Beispiele einer herzhaften Demuth und eines aufrichtigen Glaubens hatten wenige Nachfolge; vielmehr fingen die Anhänger des Jansenius, so wie alle Ketzer vor ihnen, sehr bald an, sich aufzulehnen gegen den Ausspruch des Richterstuhles, auf welchen sie doch selbst mit so großem Ungestüm sich berufen hatten. Sie waren unverschämt genug, geradezu weg zu läugnen, daß diese Sätze in dem Buche des Jansenius enthalten seyen. Sie wurden darüber Lügen gestraft, und suchten nun wieder neue Ausflüchte, um die Ehre ihres Lehrmeisters zu retten, und sich selbst im Irrthume noch sicherer zu verschanzen. So windet und krümmet sich die Schlange, um ihr tödtendes Gift auszugeifern, und sie ist so lange nicht besiegt, bis ihr der Kopf zertreten ist.

# Sieben und siebenzigstes Buch.

## Von der Verdammung des Jansenismus im Jahre 1653 bis auf die Bulle Alexander VII. im Jahre 1656.

Sehr leicht begreiflich ist es, daß die Bulle Innocenz X. von Seite der Gegner Widersprüche fand, denn dieß war von jeher, seit dem Konzilium von Nizäa bis auf jenes von Trient, das Schicksal der kirchlichen Entscheidungen, gegen welche die Sektirer nie ermangelten Klage zu führen. Nie wurden dadurch die Gemüther vereinigt, vielmehr wuchs nur die Erbitterung und Hartnäckigkeit der Ketzer. Aber that darum die Kirche in ältern Zeiten, that Innocenz X. unrecht, durch die gemachten Entscheidungen und Verdammung der Irrthümer? Lehrt nicht die Erfahrung, daß die Ketzereien um so frecher und weiter um sich griffen, je mehr man ihnen nachgab, und sie öffentlich zu verdammen sich säumte?

Indeß hatte die päbstliche Entscheidung die zweifache gute Wirkung, daß außer den erklärten Kalvinisten fast Niemand mehr die fünf Sätze öffentlich vertheidigte, und daß diejenigen, welche im Grunde noch dieser Lehre beipflichteten, ihre Zuflucht zu Subtilitäten nehmen mußten, der dem größten Theile der Gläubigen unverständlich, aber darum redlichen Seelen verdächtig, und im Ganzen vielweniger schädlich als vorhin waren.

Da indessen mehrere Schriften zum Vorschein kamen, worin man das Urtheil des Pabstes zu entkräften, und was bisher geschehen war, zu vereiteln suchte, so ließen es die

französischen Bischöfe keineswegs an ihrer Pflicht ermangeln, den Sektirern auch diese Ausflüchten abzuschneiden, und versammelten sich 38 an der Zahl in dem königlichen Pallaste zu Paris.

Hier begannen sie am 9. Mai 1654 unter dem Vorsitze des Kardinals Mazarini die Untersuchung mehrerer solcher Schriften, die zu Gunsten des Jansenius ans Licht getreten waren, und worin behauptet werden wollte, daß die fünf Sätze in dem Buche Jansens nicht enthalten, oder von diesem nicht in dem Sinne genommen seyen, in welchem Rom sie verdammet hatte, und daß die Lehre des Bischofes von Ypern ganz mit jener des großen Kirchenlehrers Augustinus übereinstimme.

Man prüfte alle diese Schriften mit möglichster Genauigkeit, man kam den Verfassern auf die Spur, wie unredlich sie die Stellen des heiligen Augustinus aus dem Buche Jansens angeführt haben, und man zeigte ihnen, wie der heilige Augustin mit den Entscheidungen der Bulle eben so genau übereintreffe, als er den Meinungen des Jansenius entgegen sey.

Endlich, nachdem zehn Sitzungen waren gehalten worden, wurde beschlossen, gerichtlich zu erklären, wie man auch wirklich nach den beiderseits vorgelegten Urkunden erklärte: daß diese fünf Sätze in dem Buche des Jansenius enthalten seyen; daß die Bulle dieselben als Sätze des Jansenius und in dem Sinne des Jansenius verdammet habe. Die Versammlung schickte dieses ihr Urtheil an den Pabst, und ließ in gleicher Absicht ein Schreiben an sämmtliche Bischöfe des Reiches ergehen.

Das Schreiben dieser Prälaten ward in Rom mit größtem Beifall aufgenommen, und der Pabst erließ an die allgemeine Versammlung der Geistlichkeit dieses Reiches, welche demnächst sollte gehalten werden, ein Breve, worin er Alles

genehmiget und bestätiget, was sie in Rücksicht seiner Bulle verfüget hatten. Der Pabst erklärte mit ausdrücklichen Worten, daß er durch seine Konstitution vom 31. Mai 1653 in den fünf Sätzen die Lehre des Cornelius Jansenius, wie sie in seinem Augustinus enthalten wäre, verdammt habe.

Heißt es also nicht recht unverschämt lügen, wenn einige Schriftsteller der Partei behaupten wollen, man könne mit keiner authentischen Urkunde aufkommen, daß Jansens Buch untersucht worden sey? Der Pabst empfahl den Prälaten in seinem Breve, nebst der Bulle noch ein anderes Dekret zu vollziehen, welches er in der Folge erlassen hatte, und in dem er 40 zur Vertheidigung des Augustinus von Ypern herausgekommene Werke verdammet hatte. Auch diesem Dekrete ward von den französischen Bischöfen mit ehrerbiethigem Gehorsam Folge geleistet.

Das Breve Innocenz X. von dem 29. September 1654 an die Versammlung der französischen Geistlichkeit war der letzte Zug seines Eifers gegen die Neuerer dieses Reiches, welche aber noch weit entfernet waren, sich gelehrig zu zeigen, oder auch nur ruhig zu halten.

Dieser Pabst starb Nachts den 6. oder 7. Jänner in einem Alter von mehr denn 80 Jahren, im eilften seines Pabstthumes. Ob er sich schon seit dem 27. Dezember sehr übel befand, wollte ihm doch, welches das gewöhnliche Schicksal der Großen ist, Niemand sein nahes Ende ankünden.

Endlich drang Kardinal Azolini an den Beichtvater Sr. Heiligkeit, ihm diese Bothschaft zu bringen. Innocenz vernahm sie mit einer Standhaftigkeit, welche alle Welt erbauete. Er ließ den Jesuiten Oliva, seinen Prediger, zu sich rufen, daß er ihm im Tode beistünde. Als er den Kardinal Sporzia an seinem Bette stehen sah, sagte er: „Sehen „Sie, welch' ein Ende alle Größe eines Pabstes nimmt!“ Während dreien Tagen standen die Thore des Pallastes Je-

dermann offen, damit alle ohne Unterschied dieses Schauspiel menschlicher Eitelkeit betrachten und benützen könnten.

Innocenz X. besaß bei einer feurigen und lebhaften Gemüthsart viele Klugheit, Beurtheilung und Seelengröße. Er war unerschütterlich in seinen Entschließungen, die er vorher reif durchgedacht hatte. Prächtig in den nothwendigen Ausgaben, hütete er sich vor den überflüssigen, und schonte seine Unterthanen, die er zärtlich liebte, und zu deren Besten er auf eine strenge und schleunige Rechtspflege hielt. Er hinterließ Ersparnisse, deren es wenige Beispiele gab.

Doch muß man gestehen, daß er seiner Halbschwester Olympia Maldachini und der Prinzessin von Rosanne, seiner Nichte, zu viel Herrschaft über sich und zu großen Einfluß in die öffentliche Verwaltung gelassen habe, woraus die Feinde seiner Person, oder seiner Bullen und Verordnungen Anlaß nahmen, seine Dekrete und seine Sitten zu tadeln. Aber welcher Pabst hat wohl nicht seine Fehler nach dem Urtheile der Sektirer, die er verdammet hat?

Einige Monate vor dem Hinscheiden dieses Pabstes starb den 8. September 1654 ein gemeiner Ordensmann, dessen Andenken in den Jahrbüchern der Kirche wohl auch unvergeßlich bleiben wird. P. Petrus Claver aus der Gesellschaft Jesu verdient diese Ehre nicht allein wegen seinen heldenmüthigen Tugenden, wie sie Benedikt XIV. in Rücksicht auf die Heiligsprechung in einem Breve erkläret hat, sondern vorzüglich seines ganz besondern Eifers wegen.

Dieser ehrwürdige Priester eröffnete sich zu Carthagena in Südamerika ein weites Feld, wo er die Werke der christlichen Liebe an solchen unglücklichen Menschen ausüben konnte, die in den Augen der Welt die verächtlichsten sind. Carthagena, mit einem guten Hafen an dem Meerbusen von Meriko gelegen, war damals wenigstens sehr berühmt we-

gen des verabscheuungswürdigen Sklavenhandels, der dort sehr stark getrieben wurde.

Mit Wehmuth sah der fromme Diener Gottes, wie die armen Neger mit der größten Unmenschlichkeit behandelt wurden, und er faßte den Entschluß, sich ganz ihrem Dienste zu widmen. Als er seine feierliche Profession ablegte, setzte er den übrigen Gelübden mit Erlaubniß seiner Obern noch ein eigenes bei, nämlich sich ganz dem Dienste dieser Unglücklichen hinzugeben, und er unterschrieb: Petrus, ein lebenslänglicher Sklav der Neger. So schwer dieses Gelübd war, so treu und pünktlich wurde es erfüllt.

Zuerst sorgte der Mann Gottes dafür, diesen bedauernswürdigen Menschen die leiblichen Bedürfnisse zu verschaffen, um dadurch ihre Liebe zu gewinnen, und dann mit desto besserm Erfolge an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Sobald demnach ein Schiff mit Negern ankam, so eilte er mit einem Vorrathe von Branntwein, Zwieback, ja sogar mit Eingemachtem herbei, um ihnen gleichsam ein Fest zu geben, und sie zu erquicken.

Gewöhnlich hatte er alle Neger, Landsleute der neuen Ankömmlinge, bei sich, die ihm bei dieser Gelegenheit an die Hand gingen. Er stieg selbst in das Schiff, führte sie ans Land, und trug die Kranken auf den Schultern heraus, und legte sie liebevoll auf Karren, die er zu dieser Absicht immer bereit hielt, und verließ sie eher nicht, als sie am Orte ihrer Bestimmung angekommen waren, wo er sie ihrem Herrn dringend empfahl, mit dem Versprechen, sie nicht zu vergessen.

Nachdem er auf diese Weise ihr Zutrauen gewonnen, suchte er sie auch Gott zu gewinnen. Anfänglich suchte er die Kinder auf, welche auf der Reise geboren worden waren, um sie zu taufen, dann die gefährlich darniederliegenden Kranken, säuberte und verband ihre Wunden, versah sie

mit Medizinen und Speisen, umarmte sie beim Abschiede auf das zärtlichste, so ekelhaft auch ihr Ansehen war, und verließ sie ganz bezaubert von einem so liebevollen Betragen.

Um so leichter fand nun auch sein Unterricht Eingang in ihre Herzen. Diesen ertheilte er ihnen gemeinschaftlich in ihrem gewöhnlichen Aufenthalte zu bestimmten Stunden. Mit einem Stabe in der Hand, der auf ein Kreuz auslief, mit einem Kruzifix auf der Brust, und mit einem Quersack auf den Schultern, worin Chorrock und Stola, geistliche Bilder und Erquickungen für Kranke waren, ging er von einem Dolmetschen begleitet in diese Wohnungen hin, die mehr einem feuchten, dunkeln und nackten Stalle, als einem menschlichen Aufenthalte glichen, und mit einer so verdorbenen und übelriechenden Luft angefüllt waren, daß es wenige Europäer über eine Stunde aushalten würden.

Aber P. Claver, der nur auf den Werth der durch das Blut Jesu Christi erkauften Seelen sah, fand inniges Behagen in diesen gräulichen Löchern. Er errichtete einen kleinen Altar, stellte darauf ein rührendes Bild, richtete Stühle und Bänke zurecht, und fing dann seinen Unterricht an, mit einer Geduld und Sanftmuth und Liebe, die alle die Rohheit, Unwissenheit und Plumpheit seiner Neger nicht ermüden konnte. Sein Eifer bei diesem Geschäfte war unerschöpflich und unermüdet; denn er wollte aus diesen verwilderten Menschen nicht nur bloße Namenchristen machen, sondern im Glauben gut unterrichtete, in den Sitten ordentliche, fromme und tugendhafte Bekenner des Evangeliums aus ihnen bilden.

Mit dem Unterricht und der Pflege der Neger war Claver nicht zufrieden; seine Liebe ohne Gränzen trieb ihn in die Gefängnisse, in die Kranken- und Leprosen-Häuser und an solche Orte, vor denen selbst die Natur mit Ent-

setzen zurückschaudert. Die ekelhaftesten Kranken waren ihm der angenehmste Gegenstand der zärtlichsten Pflege; er reichte ihnen mit eigener Hand die Speisen und Arzneimittel, küßte ihre Wunden, setzte selbst seinen Mund, nicht nur ein und das andere, sondern mehr als tausend Mal an die scheußlichsten Geschwüre, und sog den darin versteckten Eiter aus, um ihre Heilung zu befördern.

Aber noch viel näher als die leibliche Genesung lag dem eifrigen Pater das ewige Heil dieser elenden Menschen am Herzen, die leider! nur gar zu oft tief im Sündenwuste versunken waren. Es gelang ihm durch ein Wunder der Gnade, gar viele, und zwar die verrufensten Bösewichte zur Buße zu bewegen. Doch sein Hauptgeschäft blieben stets seine armen, von aller Welt verlassenen Neger.

Nichts übertrifft die Geduld, mit der er sie bei Annäherung hoher Feste zum würdigen Genusse der heiligen Sakramente der Buße und des Altars vorbereitete. Schon um drei Uhr früh Morgens war er an solchen Tagen im Beichtstuhle, und harrete darin bis zur letzten Messe aus, die er gewöhnlich für sie las, indem er sichs zur Ehre rechnete, der Hofkaplan dieser verachteten Glieder Jesu Christi zu seyn.

Sobald ein Neger zum Beichtstuhle kam, wies er alle andern, selbst Damen ab, die ihn zum Gewissensrath erwählet hatten, und hieß sie einen andern Beichtvater suchen, oder so lange zu warten, bis er seine Neger würde angehört haben. Dagegen liebten sie ihn auch wie ihren Vater, und er konnte mit ihnen anfangen, was er wollte. Ein ernsthaftes Wort, oder auch nur ein Blick von ihm hielt sie in den Schranken, oder führte sie wieder auf den Weg der Tugend zurück, wenn sie ihn verlassen hatten. Auch die boshaftesten, wenn sie ihm begegneten, fielen voll Ehrfurcht vor ihm nieder, und bathen um seinen Segen.

Bei allen diesen vielen und angreifenden Arbeiten war der heilige Mann im höchsten Grade streng gegen sich selbst; er aß unter Tags fast nie, und Abends bei seiner Heimkunft begnügte er sich mit einem Stück Brod aus Mais und einigen unter der Asche gebratenen Erdbirnen, oder mit ein wenig Reis in Wasser abgekocht, unter dem Vorwande, daß diese Art Speisen für seinen Magen die gedeihlichsten wären.

Dann ging er auf sein Zimmer, geißelte sich dort bis auf das Blut, brachte drei oder vier Stunden im Gebethe zu, und legte sich endlich, in seinen Mantel gehüllet, auf der Erde oder auf einem Brette zur Ruhe nieder. Wer muß nicht über diese Selbstverläugnung und Selbstkreuzigung erstaunen, die man wohl ein Wunder nennen dürfte?

Diese Abhärtung war aber keine Folge einer rohen Unempfindlichkeit. Aus einem der ersten Häuser in Katalonien geboren, hatte er eine standesmäßige und beinahe verzärtelte Erziehung bekommen. Er war ein Mann von großem Geist und vielen Kenntnissen, und hatte daher Ansprüche auf die ersten Aemter seines Ordens. Sein entschiedener Geschmack für die niedrigste Verrichtung und für eine so wunderbare Selbstverläugnung hatte demnach der Natur nichts zu verdanken, und war ganz das Werk der Gnade.

Dagegen erzählt man aber auch von diesem demüthigen Diener der Negersklaven eine Menge Wunder, Vorhersagungen außerordentlicher Ereignisse, Heilung jeder Art Krankheiten, sogar Erweckungen der Todten, welche von ansehnlichen Zeugen verbürget werden, und dereinst in dem Prozesse seiner Heiligsprechung erscheinen dürften.

Doch wir müssen nun wieder auf die Erzählung jener Begebenheiten zurückkommen, die von allgemeinem Belange für die Kirche sind. Drei Monate nach dem Tode Innocenz X. folgte ihm den 7. April Fabius Chigi, aus einem

vornehmen Hause zu Siena gebürtig, unter dem Namen Alexander VII. auf dem päbstlichen Stuhle nach. Nie hat wohl ein Pabst die Huldigung des heiligen Kollegiums mit größerer Bescheidenheit angenommen, als dieser.

Er ließ gar keine Freude über diese Erhebung an sich blicken, vielmehr lockte ihm der Schmerz die bittersten Thränen ab, an deren Aufrichtigkeit Niemand zweifelte. Er sah bei allem Schimmer der Würde nur die Last, welche man ihm aufbürdete, und der Glanz einer dreifachen Krone, welche für viele andere so blendend ist, zeigte seinem Auge nur die Dornen. Doch ward er allmälig mit seinem schweren Amte vertraut, und mit der Zeit tröstete er sich über diese Bürde.

Besonderes Aufsehen machte in eben diesem Jahre 1655 der Uebertritt der Königin Christina von Schweden zur katholischen Religion. Diese sonderbare Frau von nicht gemeinem Geiste, schon in der frühen Jugend gebildet zu allen Wissenschaften und dann eine vorzügliche Gönnerin derselben, bezeugte nie viele Achtung für das Lutherthum. Sie schwur demselben auf ihrer Reise nach Rom zu Innsbruck am 1. November ab, und nahm mit großer Feierlichkeit wieder den alten Glauben ihrer Väter an. Sie war damals 28 Jahre alt, ließ aber öffentlich bekannt machen, daß sie Luthers Lehre schon seit dem Gebrauche ihrer Vernunft verlassen habe.

Christina hatte, ehe sie zur katholischen Kirche überging, die Krone zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustavs, Pfalzgrafen zu Zweibrücken und Urenkels des großen Gustav Wasa, abgelegt. Sie machte nach diesem Schritte viele Reisen durch Flandern, Deutschland, Frankreich und Italien, kam sogar wieder nach Schweden zurück, und nahm endlich, bis sie starb, in Rom ihren beständigen Aufenthalt. Sie war sich zwar in ihrem Betragen sehr ungleich und

sonderbar in ihrem Geschmacke, und man will wissen, daß sie neben den wunderlichen Launen ihres Geschlechtes auch viele Schwachheiten desselben an sich gehabt habe. Allein daraus läßt sich, wie die Herren Protestanten gerne möchten, doch nicht beweisen, daß sie nur aus Leichtsinn und ohne Ueberzeugung ihre Religion verändert habe.

Während das Licht des Glaubens in der Königin Christina über den Irrthum siegte, entstand in Frankreich die lächerliche Sekte der Präadamiten. Isaak de la Peyrere, von Bordeaux gebürtig, ließ sich durch einige Worte aus dem Briefe an die Römer irre führen, und wollte daraus beweisen, daß es eine doppelte Erschaffung der Menschen gebe. Die erste am Anfange der Welt, da Gott nach diesem Träumer mit einem Male in allen Theilen der Welt Männer und Weiber schuf, von denen die Heiden abstammten. Die andere soll erst lange Zeit hernach geschehen seyn, da Gott den Adam zum Vater seines, d. i. des jüdischen Volkes, aus dem Nichts hervorrief.

Der Irrlehrer gründete sein Lehrgebäude auf die übel verstandene Stelle des heiligen Paulus an die Römer 5, 13. Denn die Sünde war schon vor dem Gesetze in der Welt, wurde aber von dem Gesetze nicht erkannt. Er behauptete, daß diese Worte von dem mosaischen Gesetze nicht könnten verstanden werden, weil, wie wir aus der heiligen Geschichte wissen, die Sünde Kains, der Sodomiten und anderer die Menge in jenen ersten Zeiten wären gestraft worden; demnach müsse man sie von einem dem Adam gegebenen Gesetze verstehen. Daraus schließt er, daß es vor dem Adam Menschen gegeben habe, denen die Sünden nicht angerechnet wurden.

Diese thörichten Meinungen, den menschlichen Leidenschaften wenig schmeichelnd, machten ihr Glück sehr schlecht. Peyrere selbst ging zwei Jahre nach der Erfindung dieser

seltsamen Lehre von der reformirten Kirche zu der katholischen über, und schwur seinen Irrthum zu den Füßen des Pabstes ab. —

Größeres Aufsehen machten die Träumereien des Georg Fox, welcher in England eben zu der Zeit, als daselbst der Geist der Empörung und des Irrthums herrschte, die unsinnige Sekte der Quäker zur Welt brachte. Dieser verächtliche Schuhmacher aus dem Dorfe Breton in der Provinz Leicester, ein unwissender Mann, bei dem es seiner schwermüthigen Laune wegen nicht gar zu richtig im Kopfe stand, verließ mit einem Male seine Werkstätte, und gab vor, er habe vom Himmel den Auftrag erhalten, das menschliche Geschlecht zu verbessern.

Er verkündigte im Tone und mit den Gebärden eines Propheten, daß alles Fleisch die Wege des Herrn verlassen habe, und vom Grunde aus verdorben sey. Der unsinnige Schwärmer fand bald Anhänger in der Menge, die sich, so wie er, himmlischer Offenbarungen rühmten. Mitten in ihren Versammlungen, deren ganzer Gottesdienst und alle Zeremonien in einem finstern Stillschweigen bestehen, während dem sie die Ankunft des heiligen Geistes erwarten, erhob sich bald ein Mann, bald ein Weib oder ein Kind, um die Befehle des Himmels anzukünden, denen man mit Ehrfurcht entgegen horchte.

Forens Weib ward durch ihre Predigten eine der berühmtesten Personen in der Sekte. Diese Prediger von jedem Geschlechte, Stande und Alter liefen nach den Kirchen, unterbrachen die gewöhnlichen Prediger, brachten ganz neue Lehren zu Tage, und hetzten das Volk wider die Wortsdiener auf. Einige schwärmten in einer lächerlichen Kleidung auf den öffentlichen Plätzen und in den Gassen herum, heulten fürchterlich, lästerten die Obrigkeiten, und prophezeiten den nahen Untergang des Reiches.

Die Regierung begnügte sich, diese Leute in das Tollhaus zu sperren, und ließ sie wieder frei, sobald sie versprachen, sich künftig ruhig zu verhalten. Doch ließ man einen gewissen Taylor, als einen Gotteslästerer, mit Ruthen streichen. Er war gottlos genug zu dulden, daß ihn ein Trupp Leute, die ihm nachliefen, den König von Israel, die Sonne der Gerechtigkeit und den eingebornen Sohn Gottes nannten, und bei seinem Einzuge in Bristol vor ihm her riefen: Hosanna dem Sohne Davids!

Dessen ungeachtet machte die schwärmerische Sekte beträchtliche Fortschritte, und zwar nicht nur unter dem Pöbel, sondern auch Leute von Ansehen und Gelehrsamkeit ließen sich bethören. Unter andern schlug sich Wilhelm Penn, der Sohn eines englischen Admirals, ein seiner Talente sowohl, als seiner Geburt wegen angesehener Mann, zu dieser Sekte, und ward in der Folge der eifrigste Beschützer derselben. Ihm hat sie es zu verdanken, daß man sie forthin in England duldete, was sie bis dahin noch nicht hatte erhalten können.

Zu diesem Ende gab Penn verschiedene Schriften heraus, worin er heftig auf eine allgemeine Duldung drang, deren sich ohnehin bei den Britten jede Sekte, nur die Religion ihrer Väter ausgenommen, zu erfreuen hat. Man ließ sich auch von dem unbescholtenen Wandel, welchen diese Sektirer öffentlich zeigten, von dem Geiste der Eintracht und brüderlichen Liebe, die unter ihnen herrschte, und durch das Einfache in ihrem ganzen Betragen täuschen.

Sie zeichneten sich sogar durch ihre ernsthafte Miene, durch ihre bedächtliche und frostige Langsamkeit im Reden aus, wodurch sie ihren Abscheu nicht nur vor der Lüge, sondern auch vor jedem gewagten Machtspruche an Tag legen wollten. — Der Gebrauch des Eides ist unter ihnen gänzlich abgeschaffet, und sie verwerfen überhaupt alle Kriege,

als eine tollsinnige Wuth, welche besser für wilde Thiere, als für vernünftige Geschöpfe sich ziemt.

Nach ihren Lehrbegriffen sollte unter den Menschen Alles gemein seyn, und Niemand über den andern eine Gewalt oder Herrschaft ausüben; Niemand soll man Herr oder Meister nennen, Jeden ohne Unterschied duzen, und die ganze Komplimentensprache verbannen. In Rücksicht des Glaubens verwarfen sie das öffentliche Gebeth, allen äußerlichen Gottesdienst und den Gebrauch der Sakramente.

Nach den Grundsätzen der Wiedertäufer lehrten sie, die Seele sey ein Theilchen der Gottheit; Jesus Christus habe keinen andern, als einen sittlichen oder mystischen Leib, nämlich seine Kirche, Jeder werde durch seine eigene Gerechtigkeit gerechtfertigt, und außer dieser Welt sey kein anderes Leben, weder Himmel noch Hölle, zu erwarten.

Einige gingen in ihrer Schwärmerei so weit, daß sie sich Christus, ja wohl gar Gott nannten. Andere sagten, sie wären Gott gleich, weil sie wesentlich von einem und eben demselben Geiste, wie Gott, beseelet würden. Alle behaupteten, daß Jeder überflüssige Einsicht habe, die Schrift zu verstehen und auf dem Wege des Herrn zu wandeln. Daraus erhellet wohl anschaulich, daß diese neue Sekte ihren Ursprung der unseligen Reformation zu verdanken hat, wo der Privatgeist der Ausleger der heiligen Bücher und der einzige Schiedrichter in Religionssachen ist.

Die Schutzschrift, welche Barkley für die Quäker geschrieben hat, taugt weiter zu nichts, als die Veränderungen und die Widersprüche jeder Sekte, die den Privatgeist zum Führer hat, zu beweisen. Dessen ungeachtet bestehen diese schwärmerischen Sektirer noch in unsern Tagen, und es gibt ihrer viele in Holland, England, Frankreich und Deutschland. Doch haben sie sich vorzüglich und sehr frühzeitig in Nordamerika angesiedelt, in der Provinz Pensylvanien, deren



Bischöfliche Bibliothek • Pas

Hauptstadt sie zum ewigen Andenken ihrer brüderlichen Vereinigung Philadelphia nannten.

Die französischen Neuerungsgeister gingen zwar etwas behutsamer zu Werke, darum verfolgten sie aber nicht weniger eifrig ihren Zweck, nämlich die Vernichtung der Erblehre und die Abwürdigung der christlichen Glaubenslehre. Besonders thätig war in diesem Betrachte der Doktor Arnaud, welcher um diese Zeit zwei Briefe herausgab, um zu beweisen, daß sich die Unfehlbarkeit der Kirche nicht bis auf den Sinn der Schriftsteller erstrecke, wenn sie darüber urtheilet. Anlaß zu dem ersten Briefe nahm Arnaud daher, weil der Pfarrer zu St. Sulpiz dem des Jansenismus verdächtigen Herzoge von Liancourt die Lossprechung verweigert hatte.

Der Verfasser getrauete sich, in diesem Briefe geradeweg zu behaupten, daß weder er, noch seine Freunde in einen Irrthum gefallen seyen, da sie, einerseits die fünf von dem Pabste verworfenen Sätze, in welchem Buche sie immer stünden, aufrichtig und ohne Ausnahme verdammten, und andererseits sich in Rücksicht der Gnade lediglich nur an die Lehre des heiligen Augustin hielten.

Diesen Brief beantworteten mehrere Schriftsteller, und behaupteten, daß diese Art die fünf Sätze zu verdammen nicht hinlänglich sey, indem die Meinung des Pabstes gewesen sey, die fünf Sätze, wie sie aus dem Buche des Jansenius waren ausgehoben worden, und in jenem Sinne zu verdammen, in welchem sie dieser Bischof gelehret hat. Sie forderten daher von den Jansenisten eine unverdächtige Erklärung, die mit jener des Pabstes und der französischen Bischöfe gänzlich übereinstimmte.

Auf diese Schriften erfolgte von Seite Arnauds ein zweiter Brief an einen Herzog und Pair. Darin vertheidigte er offenbar das Buch des Jansenius, und behauptete, nicht achtend auf die Widersprüche, in die er sich verwickelte, der

Bischof von Ypern habe nie diese fünf Sätze gelehret, wenigstens nicht gelehret in dem Sinne, wie sie von dem Pabste wären verdammet worden.

Man sieht hier wohl, daß Arnaud und seine Anhänger sich eine neue Ausflucht in der listigen Unterscheidung der Rechts- und der Thatfrage zu verschaffen suchten, um dadurch das Urtheil der Kirche zu entkräften, und ihr Ansehen herabzuwürdigen.

Die Rechtsfrage, ob die Kirche in Glaubenslehren unfehlbar entscheiden könne, gaben sie gerne zu; aber die Frage, ob diese oder jene Lehre in diesem Buche enthalten sey, ob der Verfasser sie in diesem oder einem andern guten oder bösen Sinne gelehret habe, war ihnen eine bloße Thatfrage, deren Gewißheit sich nur auf das Zeugniß der Menschen gründe, darin, wollten sie, könne die Kirche irren, und habe sich auch wirklich mit dem Buche Jansens geirret.

Wenn diese Unterscheidung Grund hätte, welche Kraft könnte wohl das untrügliche Urtheil der Kirche haben? Könnte nicht darin jeder Irrlehrer sichern Schutz finden, und den kirchlichen Aussprüchen Hohn biethen? Ja, müßten nicht sogar die guten Katholiken an ihrem Glauben irre werden, und selbst auf die Entscheidungen der Kirche Mißtrauen setzen, wenn dieselbe den richtigen Sinn der heiligen Schriften erkläret.

Doch Arnaud ging in diesem Briefe noch unverschämter mit der Sprache heraus, und behauptete, daß das Evangelium und die Lehre der Kirche in dem heiligen Petrus einen Gerechten aufstellen, welchem die Gnade, ohne die man nichts vermag, bei einer Gelegenheit gemangelt habe, wo er doch nach Aller Geständnisse gesündiget habe; woraus anschaulich folget, daß es Gebothe gibt, welche die Gerechten nach ihren gegenwärtigen Kräften nicht beobachten können, und daß ih-

nen für diesen Fall die Gnade mangelt, welche ihnen diese Beobachtung möglich machen würde.

Aller Gegenbemühungen und Ränke ungeachtet, mit welchen die jansenistische Partei es darauf anging, die theologische Fakultät von der Untersuchung dieser ärgerlichen Briefe abzubringen, ließ sich dieselbe vielmehr die Prüfung derselben alles Ernstes angelegen seyn. Die Folge davon war, daß Arnauds Behauptung in dem zweiten Briefe, wo er sagt, Jansenius habe die fünf Sätze nie gelehret, als verwegen, ärgerlich und falsch verworfen wurde.

Ein noch strengeres Urtheil erging über die Anführung des Falles des heiligen Petrus, woraus Arnaud folgerte, daß es Gebothe gebe u. s. w. Dieser Satz wurde als vermessen, ruchlos, gotteslästerlich, mit dem Bannfluche schon einst belegt, und ketzerisch verdammet. Zugleich beschloß man, den Schriftsteller, so ferne er sich innerhalb 14 Tagen der Zensur nicht unterwerfen und sie unterzeichnen würde, aus der Fakultät zu verstoßen, und seinen Namen aus der Liste der Doktoren wegzustreichen.

Ferner verordnete die Fakultät, daß man Niemanden mehr zu einer literärischen Ehrenstufe befördern, und nicht einmal einem Doktor den Zutritt zu den Versammlungen gestatten werde, er habe dann zuvor die wider Arnaud ergangene Zensur unterzeichnet. Sollte aber Jemand sich erdreisten, die verdammten Sätze des berufenen Schreibers zu genehmigen, zu vertheidigen, zu lehren, zu predigen, oder schriftlich zu verbreiten, so werde man ihn ohne alle Nachsicht aus der Fakultät stoßen.

Ueberdem ward verfüget, daß diese Zensur gedruckt und angeheftet werden sollte, damit alle Welt wisse, wie sehr die heilige Fakultät diese schädliche und giftige Lehre verabscheue. Diese Verdammung wurde noch einmal abgelesen, und den 1. Hornung 1655 bestätigt.

Allein Arnaud ließ sich zum Widerrufe nicht bewegen, er und mit ihm eine nicht unbedeutende Zahl der Doktoren verweigerten hartnäckig die Unterzeichnung der Zensur. Eben so fest blieb aber auch die Sorbonne bei ihren Beschlüssen, und sie schloß unerbittlich diese Widerspänstigen von ihrer Mitte aus. Man kann sich nun leicht denken, wie diese ehrwürdige Schule von Arnaud und seinen Anhängern geschimpft und gelästert wurde.

Doch wollten diese Lästerer sich auch mit Scheingründen rechtfertigen. Sie waren unverschämt genug, zu behaupten, der den heiligen Petrus betreffende, und von der Sorbonne verdammte Satz stehe Wort für Wort in den Schriften des heiligen Augustinus und Chrysostomus. Aber zum Unglücke ist die Stelle des Erstern aus der 144. Rede ausgehoben, welche nach dem Urtheile aller guten Kritiker, und selbst derjenigen Benediktiner, welche die Werke dieses heiligen Vaters herausgaben, nicht von dem heiligen Augustinus. Uebrigens läßt sich aber auch diese Stelle mit der Lehre des heiligen Bischofes unschwer in Uebereinstimmung bringen.

Was aber den heiligen Chrysostomus betrifft, so ist kaum zu vermuthen, daß ihn Arnaud im Ernste für sich anführen wollte. Denn wie konnte dieser Bischof glauben, daß dem heiligen Petrus alle Gnade mangelte, da er diese gänzliche Verlassenheit nicht einmal bei den Juden jener Zeiten zugibt, sondern behauptet, daß sie nur darum nicht glauben konnten, weil sie nicht glauben wollten?

Doch nirgends war man eifriger, die Sache Jansens zu vertheidigen, als in dem Portroyal, woselbst sich eine nicht geringe Anzahl sehr ansehnlicher Gelehrten gleichsam zu einer Innung mit einander verbunden hatten, durch Schriften aller Art, sowohl durch gelehrte Werke, als beißende Satyren die Ehre des neuen Augustinus zu retten. Sie lebten da in klösterlicher Abgeschiedenheit, und zwar auf den

Schein sehr strenge, beschäftigten sich gleich den eifrigsten Ordensleuten mit geistlichen Uebungen, sie ahmten sogar die alten Einsiedler nach, indem sie sich auch der Handarbeit widmeten, doch die mehreste Zeit wurde von ihnen auf Schriftstellerei verwendet.

Und mit welchem Erfolge, ist eine bekannte Sache. Sie überschwemmten die Welt mit einer Menge prächtig gedruckter Werke, welche reif durchdacht, in einem der abgehandelten Materie angemessenen Style, schön, leicht, natürlich geschrieben, und was die äußerliche Einkleidung betrifft, Meisterstücke der Kunst und des Geschmackes sind. Die Sprach- und Redekunst, die Gottesgelehrtheit, die Physik, Metaphysik, die Meßkunst, die Sittenlehre, die alte und neue Literatur, kurz: alle Wissenschaften umfaßten sie, und überall zeichneten sie sich zu ihrem Vortheile aus.

Man muß es gestehen, so viele arbeitsame und gelehrte Männer hätten der Kirche wesentliche Dienste leisten können, wenn sie den Glauben mit eben dem Eifer vertheidigt hätten, mit welchem sie ihn bestritten, und wenn sie sich eben so viele Mühe gegeben hätten, das Ansehen des apostolischen Stuhles zu erhalten, wie sie sich bemüheten, dasselbe herab zu setzen und zu erschüttern. Denn endlich muß man doch auf die Hauptgrundsätze des christlichen Glaubens kommen. Entweder hat sich Portroyal bei allem Anscheine eines heiligen Lebens zur Ketzerei bekennet, oder die ganze übrige Kirche, der diese frommen Einsiedler so dreist widersprachen, stecket im Irrthume.

Nun aber sollte selbst ein Engel uns ein anderes Evangelium predigen, oder dasselbe anders, als die Kirche auslegen, so müßten wir ihn mit Paulus für einen Engel der Finsterniß halten und verfluchen. Wie lange wird man noch vergessen, daß man von den Personen nicht auf die Lehre, sondern von der Lehre auf die Personen schließen müsse?

Wer immer die Kirche nicht hört, was er auch sonst uns Schönes und Erbauliches vorzuschwätzen für gut findet, und so fromm und so tugendhaft er zu leben scheint, so muß er doch von uns einem Heiden und öffentlichen Sünder gleich gehalten werden.

Aber gerade die eifrigsten und gelehrtesten Einsiedler des Portroyals waren doch immer diejenigen, welche es sich vorzüglich angelegen seyn ließen, die vom Pabste und von den Bischöfen verdammte Lehre auszubreiten. Paskal, dessen Name seiner Gelehrsamkeit wegen berühmt wurde, verdient hier vor Allen genannt zu werden. Er gab achtzehn Briefe heraus, die er Provinzialbriefe nannte, und in denen er vorzüglich als ein rüstiger Kämpfer zur Vertheidigung des Jansenius und seiner Lehre sich auszeichnete, ohne dem Ansehen des heiligen Stuhles zu schonen.

Die Waffen, deren er sich in diesem Kampfe bediente, waren beißende Satyre, Lügen und Verläumdungen. Er scheute sich nicht die Gegner seiner Partei als Pelagianer zu verschreien. Doch vor Allen mußten die Jesuiten herhalten, über deren Kasuistik, ihre verderblichen Grundsätze in der Moral und besonders über den Probabilismus er den bittersten Spott ausgoß; als ob die Jesuiten zuerst und nicht schon früher eine Menge Doktoren aus andern Orden, besonders aus jenem der Dominikaner, ja sogar Professoren an der Sorbonne und Bischöfe, diese Lehre erfunden hätten.

Indessen erhielten doch diese Provinzialbriefe, sich empfehlend durch ihre zierliche und launigte Schreibart, überall in Frankreich den größten Beifall. Nicole übersetzte dieselben in die lateinische Sprache, und begleitete sie mit Noten, die noch giftiger waren, als selbst der Text v). Diese Ueber-

---

v) Nicole versteckte sich unter den erdichteten Namen Wilhelm Wendrock.

setzung machte auch außer Frankreich ihr Glück, und fand aller Orten eine günstige Aufnahme.

Doch war diese Betäubung nicht von langer Dauer. Das Parlament von Provence war das erste, welches der Verführung Einhalt that, und die Provinzialbriefe verbrennen ließ als eine Schrift, welche von Verläumdungen, fälschlichen Beschuldigungen, Lügen und Lästerungen strotzte. In der Folge wurden sie von mehrern Bischöfen und den 6. September 1657 auch vom Pabste verdammet.

Drei Jahre darnach ließ sie der König mit den Noten des Nicole, und mit den Untersuchungen des Paulus Irenäus w) vom Grunde aus prüfen, und es ward verordnet, daß die ehrenrührerische Schrift durch die Hand des Henkers zerrissen und verbrannt werden sollte. Das Portroyal ermangelte nicht, diese Bischöfe und Richter in die Klasse der Pelagianer zu setzen.

Während die scheinfrommen Einsiedler im Portroyal sich die Ahndung von beiden Mächten zugezogen hatten, erweckte der Schutzgeist Frankreichs zwei andere geistliche Gemeinden, die sich vorzüglich durch ihren Eifer würdige Priester zu bilden, um die Kirche verdient machten. Es sind dieses die zwei ehrwürdigen Versammlungen des heiligen Sulpiz und des heiligen Niklas von Chardonnet, welche es sich angelegen seyn ließen, die alte Lehre und Zucht der Kirche zu handhaben, und den wahren Geist des Priesterthums zu wecken oder zu unterhalten.

Adrian Bourdoise, der Stifter der Pflanzschule des heiligen Niklas von Chardonnet, ward zu Perche von armen, aber tugendhaften Eltern geboren. Er hatte sich schon den

---

w) Diesen Namen hatte Nicole, der Verfasser der Untersuchungen, ebenfalls erborgt.

wahren Begriff von der ganzen Vortrefflichkeit der priesterlichen Würde gemacht, und das ächte Bild eines vollkommenen Geistlichen bei sich entworfen, als er in einem Alter von 20 Jahren seine Studien anfing. Er ließ sich nur auf den ausdrücklichen Befehl seiner Obern weihen, und entsprach vollkommen seinem Berufe. Seine Liebe war unermeßlich, und seit der Einweihung zum Kirchendienste bis ans Ende seines Lebens verband er die zärtlichste Andacht mit den mühseligsten Verrichtungen des Priesterthumes und mit dem reinsten Eifer eines Apostels.

Ganz im Geiste des Kircheurathes von Trient entwarf er den Plan der geistlichen Pflanzschulen, welche sich in der Folge nach dem Muster derjenigen, die er zu St. Niklas in Chardonnet errichtet hatte, durch das ganze Reich verbreiteten. Missionen, geistliche Konferenzen, katechetische Unterweisungen, Alles umfaßte sein unermüdeter Eifer, und diese Thätigkeit dauerte so lange, als sein Leben, welches er endlich 1655 in einem Alter von 72 Jahren heilig beschloß.

Das Seminarium des heiligen Sulpiz stiftete Johann Jakob Olier. Er machte seine Studien zu Paris in seiner Vaterstadt, und zeichnete sich in den theologischen Wissenschaften rühmlichst aus. Er ließ an sich eine ungewöhnliche Andacht und eine besondere Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl, als den Mittelpunkt der katholischen Einigkeit, merken, und machte eine Reise nach Rom und Loretto. Nach der Rückkehr in sein Vaterland knüpfte er das Band einer heiligen Freundschaft mit dem berühmten Diener Gottes Vincenz von Paul.

Sobald er die Priesterweihe empfangen hatte, widmete er sich den Missionen, die überall den segenreichsten Erfolg hatten. Kardinal Richelieu trug ihm die Würde eines Koadjutors bei dem Bischofe von Chalons an der Marne an, aber der demüthige Missionär schlug dieses Anerbiethen standhaft

aus. Seinen frommen Absichten entsprach vielmehr seine Beförderung zu der Pfarrei des heiligen Sulpiz in Paris. Er versammelte um sich her mehrere Geistliche von ausgezeichneter Tugend, und legte mit diesen den Grund des Seminars vom heiligen Sulpiz, welches unter seiner weisen Leitung herrlich aufblühte, und eine segenvolle Pflanzschule ward, welche Frankreich mit den würdigsten Seelenhirten versah.

Indessen lag dem frommen Stifter doch noch immer das Missionswerk vorzüglich am Herzen, und er hielt, nachdem er Krankheits halber von seiner Pfarrei abgetreten war, noch eine allgemeine Mission in Vivarais. Da hatte er noch den Trost, die Uebung der katholischen Religion in dem Städtchen Privas wieder einzuführen, woraus selbe seit mehr als 30 Jahren war verbannet gewesen.

Endlich lähmte ihm ein Schlagfluß die eine Seite des Leibes. Aber durch seine Ermahnungen und Beispiele, durch seine Sorge, und durch seine Mitbrüder erhielt er das große Werk noch immer aufrecht, dem er selbst in Person nicht mehr vorstehen konnte. Er starb leider! zu frühe, aber reif an Verdiensten und im Ruhme der Heiligkeit am 2. April 1657, da er erst 40 Jahre alt war. Neben den häufigen Früchten seiner Berufsarbeiten hinterließ er noch viele Erbauungsbücher und andächtige Schriften, die von den Freunden des innerlichen Lebens sehr hochgeachtet werden.

Der Eifer für den Glauben und selbst für die strengste Kirchenzucht breitete sich indeß immer weiter aus, auch in fernen Ländern, welche noch in den Finsternissen des Un- und Aberglaubens lagen. So groß aber übrigens der Eifer der verschiedenen Missionäre für den Fortgang des Evangeliums war, eben so sehr waren sie dafür besorgt, vornehmlich in China, dasselbe in seiner ganzen Reinheit ohne Beimischung von heidnischem Aberglauben fortzupflanzen.

Es ist schon oben erwähnt worden, wie P. Morales, ein Predigermönch zu Rom, eine Verordnung erhalten hat wider die Ehrenbezeugungen, welche die Chineser dem Konfuzius und ihren verstorbenen Vorältern erweisen und die er als abergläubig geschildert hatte. Mehrere Missionäre verschiedener Orden waren einer andern Meinung, und P. Martini, aus der Gesellschaft Jesu, glaubte, er müsse nach Europa schiffen, um den Pabst über die wahre Beschaffenheit der Sache genauer zu unterrichten.

Seine Erklärung, daß die Ehrenbezeugungen, welche die Chineser dem Konfuzius und ihren verstorbenen Vorältern erweisen, lediglich nur ein bloß politisches und bürgerliches Zeremoniel seyen, und weder Abgötterei noch Aberglaube mitunterlaufe, überzeugte den Pabst Alexander VII., es wäre der Klugheit gemäß, in China diese nur politischen Zeremonien ferner zu dulden, zumal da die Abschaffung derselben der Fortpflanzung des Glaubens höchst nachtheilig würde gewesen seyn.

Es wurde daher unterm 23. März 1656 von ihm ein Dekret erlassen, welches den Chinesern die fernere Beibehaltung dieser ihnen so ehrwürdigen Gebräuche gestattete. Ueberdem ließ man es jedem Missionär frei, nach seinem Wissen und Gewissen zu handeln, und es war demnach Alles so ziemlich ruhig bis zu der Ankunft derer, welche mit der Vollmacht apostolischer Vikarien im Jahre 1684 im Reiche anlangten x).

---

x) Geschichte der Streitigkeiten über die chinesischen Gebräuche. (Augsburg, bei Nicol. Doll. 1791.) B. 1. S. 130 flg. Dieses Werk besteht aus drei Bändchen, und ward nach dem lateinischen Manuskripte übersetzt, dessen Verfasser der berühmte Jesuit und hungarische Historiograph, P. Georg Pray ist. Angehängt sind noch einige Briefe des Jesuiten P. Augustin Grafen von Hallerstein, welcher als Astronom zu Pekin lebte, von den Jahren 1743 bis 1766.

Die Missionen in Syrien, obgleich weniger berühmt, als die von China, genossen hingegen wegen der bessern Verträglichkeit ihrer Missionäre Frieden und Ruhe y). Die Väter der Gesellschaft Jesu und die Franziskaner lagen mit einander in vollkommener Eintracht den apostolischen Verrichtungen ob, und dieses gute Einverständniß erlaubte den Jesuiten fünf Niederlassungen, oder Hauptplätze anzulegen, von denen aus die Missionäre einen gewissen Bezirk bereisen konnten, um daselbst mit Ordnung den Weinberg des Herrn zu bauen.

Es waren zwei dieser Plätze in den zwei vornehmsten Häfen Syriens, zu Tripoli und Sayd, oder dem alten Sidon. Zwei andere hatten sie in den zwei Hauptstädten dieser weitschichtigen Provinz zu Aleppo und zu Damaskus und den fünften in dem Flecken Antura in Kesram angelegt. Die Mission von Aleppo, welche das ehemalige Hierapolis und eine der Hauptstädte des ottomannischen Reiches ist, wurde zuerst gestiftet, und kann als die Mutter der übrigen angesehen werden.

Die ersten Missionäre aus der Gesellschaft Jesu, welche von Pabst Urban VIII. dahin gesendet wurden, fanden eine sehr ungünstige Aufnahme, und mußten bald nach ihrer Ankunft nach Europa zurückkehren. Sie wandten sich nach Konstantinopel, und erhielten durch die Verwendung des französischen Gesandten von dem Großherrn die Erlaubniß, in Aleppo mit aller Freiheit ihre geistlichen Verrichtungen auszuüben.

Sie kehrten also wieder zurück, und gewannen sich bald durch ihre Unverdrossenheit in Unterweisung der Jugend, noch mehr aber durch ihre großmüthige Liebe, mit welcher sie den Pestkranken beisprangen, allgemeines Zutrauen, wel-

---

y) Lettr. edifiant. Edit. 1780. T. I. L. 2.

ches den Missionen den größten Vorschub that. In wenigen Jahren fanden sich unter den griechisch-maronitisch- und armenischen Christen Katholiken in großer Menge. Sie sollen an die 50,000 reichen, ohne die vielen Europäer zu rechnen, die sich des Handels wegen in dieser berühmten Stadt niedergelassen haben.

Die Mission von Antura in dem eigentlichen Lande der Maroniten, oder in Libanons Gebirgen wurde im Jahre 1656 gestiftet z). Die standhafte Beharrlichkeit dieser kleinen Nation im katholischen Glauben, mitten unter Ungläubigen, Abtrünnigen und Ketzern, gleicht einem Wunder. Sie hat ihren Namen und ihre Anhänglichkeit an den alten Glauben dem Abte Maron, einem Syrier, zu verdanken, welcher im vierten Jahrhunderte lebte, und den man von einem beinahe gleichzeitigen, berüchtigten Monotheliten eben dieses Namens wohl unterscheiden muß.

Dieser Abt, welchen die Maroniten mit Recht verehren, führte ein klösterliches Leben, und war der Lehrmeister einer großen Menge Schüler, die er zur christlichen Vollkommenheit bildete. Er ward wegen dem Ruhme seiner Heiligkeit allgemein geehret. Sein Nachfolger Johann Maron war mit gleichem Eifer der römisch-katholischen Kirche und dem Oberhaupte derselben, als dem Mittelpunkte der Einigkeit ergeben, und er war der erste von dem römischen Stuhle eingesetzte Patriarch der Maroniten. Seit dem bis auf unsere Tage haben seine Nachfolger nie ermangelt, die Bestätigung ihrer Wahl und das Pallium in Rom nachzusuchen.

Der unwandelbare Glaube der Maroniten ist um so wunderbarer, da sie die Nachbarn und großen Theils auch Unterthanen der Drusen sind a). Diese rühmen sich Abkömmlinge jener Franzosen zu seyn, die zur Zeit der Kreuz-

---

z) Lettr. edif. T. I. p. 238. a) Lettr. edif. T. II. p. 273.

züge, um das heilige Land zu erobern, in diese Gegenden gekommen sind. Sie nennen sich Christen, aber nur zum Schimpfe dieses ehrwürdigen Namens, denn ihre Religion ist weiter nichts, als ein abentheuerliches Gemische von christlichen und mahometanischen Gebräuchen, welche letztere sie theils aus Gelegenheit ihres steten Umganges mit den Türken, noch mehr aber aus Furcht vor denselben angenommen haben.

Da nun diese in einem Lande mit den Maroniten wohnen, so sind ihre Ausschweifungen für dieselben desto ansteckender. Die Verhütung dieser Gefahr war einer der Hauptbeweggründe, die Mission von Antura zu stiften, und man darf sagen, der Himmel fügte es gleichsam durch ein Wunder, daß diesen armen Christen Missionäre zugeführt wurden. P. Lambert, ehemals Kaufmann und französischer Resident in Sayd, aus Marseille gebürtig b), spätérhin persischer Missionär, und endlich durch eine höhere Stimme von Meliapor bis nach Rom in die Gesellschaft Jesu berufen, P. Lambert mit zwei andern Jesuiten waren die Hirten, welche die Vorsehung für die verlassene Heerde bestimmt hatte.

Sie schifften sich alle drei auf einem Schiffe ein, welches zu Sayd oder Tripoli landen sollte. Allein der Himmel verhängte es, daß das Schiff an die Küste von Autura verschlagen wurde. Auf den Anblick eines Fahrzeuges in einer Gegend, wo kein Hafen war, und kein Handel getrieben wurde, hielt man es für ein Raubschiff, und die Küstenbewohner ergriffen die drei Missionäre mit einigen ihrer Reisegefährten, und führten sie zu dem Befehlshaber des Bezirkes.

Dieser Offizier, Abunofel mit Namen, stellte den P. Lambert und seine zwei Ordensbrüder zur Rede, welche

---

b) Lettr. edif. T. I. p. 222.

aufrichtig gestanden, wer sie waren, und die offenen Briefe ihres Generals vorwiesen, woraus sich ergab, daß sie Jesuiten und für die syrischen Missionen bestimmt wären. Sogleich trat die süßeste Hoffnung an die Stelle der bisherigen Besorgnisse. Abunofel war der reichste und angesehenste Maronit auf dem ganzen Gebirge des Antilibanon, und noch überdieß der tugendhafteste und eifrigste Katholik.

Ob er schon unter den Barbaren und dem Joche der Dienstbarkeit von Eltern mittlern Standes war geboren worden, würde er doch bei der Erhabenheit seiner edeln Seele selbst einen Thron geschmücket haben. Sein überlegener Geist wußte Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, zu geben, sich die Liebe seiner Nation zu gewinnen, und auch fremden Fürsten Dienste zu erweisen, ohne bei der ottomannischen Pforte Mißtrauen zu erwecken, so daß ihn mit Genehmigung, ja sogar mit Beifall des Großherrn selbst die Venetianer ersuchten, die Stelle ihres Konsuls zu vertreten, welche Würde ihm auch Ludwig XIV. für die französische Nation übertrug.

Geehrt von den größten Monarchen erneuerte Abunofel im Orient die edle Einfalt der ersten Patriarchen, er war ungemein gastfreigebig gegen Fremdlinge, und wohlthätig gegen die Armen. Sein theilnehmendes Gefühl an Allem, was die Religion interessirte, ging über alle Ausdrücke. Er konnte von den Gewaltthätigkeiten, welche die viehischen Mahometaner von Zeit zu Zeit an den Christen ausübten, ohne Weinen nicht reden hören; und schien Jemand über seine Weichherzigkeit betroffen, so sprach er: „Ich trage alle „Christen in meinem Herzen, kann man ihnen wohl eine „Wunde schlagen, ohne mich selbst zu durchbohren? Trotz „der Entfernung der Orte empfinde ich doch jeden Streich, „welcher unsere Mitbrüder im Bagno (in den Kerkern) zu „Konstantinopel trifft.“

Dieser wahrhaft edle und große Mann freuete sich unbeschreiblich über die Ankunft der Missionäre, welche die Vorsehung ihm zugeführt hatte. Um Gottes Absichten zu dienen, entschloß er sich, eine besondere Mission für die Maroniten im Gebirge zu stiften, welche an den andern Missionen nur mit den größten Beschwernissen Theil nehmen konnten. Er wies den Missionären einen Platz in seinem Gebiethe, nicht weit von dem Flecken Antura an, wo sie eine Kapelle bauen konnten, schenkte ihnen ein Haus mit einem Garten, und trug alle Baukosten.

Die Errichtung dieser Mission brachte unschätzbare Vortheile, und trug besonders sehr viel dazu bei, daß viele der Verirrten wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten. So geschah es, daß Bischöfe und Patriarchen der unseligen Trennung entsagten, und die grausamsten Behandlungen, die sie dieses Schrittes wegen erfahren mußten, mit christlichem Heldenmuthe erduldeten.

Der Patriarch von Aleppo, Ignaz Petrus, bekam achtzig Stockschläge auf die Fußsohlen, und wurde mit dem Erzbischofe dieser Stadt ins Gefängniß geworfen, von wo man sie nach dem Schlosse Adore brachte, und für immer in eine gräßliche Keuche vergrub. Doch der Tod erlösete sie bald von ihren Leiden, und der Patriarch erneuerte noch kurz vor seinem Ende sein Glaubensbekenntniß mit der Erklärung, daß er sich dem Nachfolger des heiligen Petrus zu Füßen werfe, und als ein gehorsamer Sohn der katholisch-apostolischen und römischen Kirche sterbe.

Nach diesem Marterthume kehrten die griechischen Patriarchen von Damaskus und Alexandria in den Schooß der katholischen Einigkeit zurück. Ihr Beispiel war um so kräftiger, da alle drei sowohl ihrer Gelehrsamkeit als Frömmigkeit wegen in großem Ruhme standen. Der von Alexandria ergab sich dem Lichte der Wahrheit, so bald es seinem Auge

leuchtete, und schickte sogleich sein Glaubensbekenntniß an den Pabst, worin er erklärte, daß er ihn als den Statthalter Jesu Christi und das Haupt der allgemeinen Kirche anerkenne.

Cyrill von Damaskus, der mächtigste und angesehenste aus den dortigen Patriarchen, zauderte etwas länger; doch bezeigte er sich den Katholiken sehr günstig, und äußerte sich sogar, daß er seinen Vorfahren wegen ihrer Trennung von dem päbstlichen Stuhle wenig Dank wisse. Endlich riß ihm eine glückliche Drangsal die Binde von den Augen, indem er von der türkischen Regierung gleich einem Uebelthäter ins Gefängniß geworfen ward, obgleich er unschuldig war.

In dieser Lage nahm er sich die Eitelkeit der vergänglichen Güter tief zu Gemüthe. Er mußte sich die Freiheit mit schwerem Gelde erkaufen. Kaum war er zu Hause angekommen, erhielt er ein Breve von Rom, worin ihm der Pabst mit den verbindlichsten Ausdrücken für die Achtung, die er der römischen Kirche bewies, dankte, und ihn als seinen Mitbruder in Jesu Christo beschwor, selbst die Heilsmittel zu benützen, die er seinem Volke verschaffte, und an die Worte des Evangeliums zu denken: „Was nützet es dem „Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?“

Auf die Stimme des ersten Hirten, mit welcher die Gnade Gottes kräftig wirkte, ergab sich der Patriarch, erbath die Missionäre zu sich, erklärte seinen gefaßten Entschluß, und überschickte sein Glaubensbekenntniß sammt seinem Bischofstabe, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, an den römischen Pabst. —

Der Patriarch der Maroniten verdient ohne Zweifel in einer andern Rücksicht eine eben so ausgezeichnete Aufmerksamkeit, als jene, deren so eben ist erwähnet worden. Der gewöhnliche Aufenthalt dieses Prälaten ist das Kloster von

Cannobin, welches in Libanons steilsten Gebirgen, einer wilden, heut zu Tage beinahe unwegsamen Gegend liegt, wo man aber noch die ehrwürdigsten Spuren der ehemaligen einsamen Buße, und die vortrefflichsten Muster wahrer Frömmigkeit findet.

Der Patriarch und so die Mönche, wie einige moranitische Bischöfe, welche stets um ihn sind, leben mit einer wunderbaren Einfalt und Regelmäßigkeit zusammen. So arm auch das Kloster ist, übt man doch gegen die Vorbeireisenden die großmüthigste Gastfreiheit. Die Klosterkirche ist zur Ehre der seligsten Jungfrau eingeweihet, und um die Kirche herum liegen die Zellen der Mönche.

Unfern von Cannobin steht die Kapelle der heiligen Marina, zu der die ganze Umgegend eine ausgezeichnete Andacht trägt. Niemand zweifelt an der Lebensgeschichte dieser in einen Mönch verkleideten Jungfrau, welche man eines Fehltrittes beschuldigte, den sie ihres Geschlechtes wegen nicht hatte begehen können. Sie ertrug diese Verläumdung stillschweigend, ohne sich zu entdecken, wodurch sie doch so leicht ihre Ehre hätte retten können.

Die Kapelle, wo man heut zu Tage ihre Tugend verehret, welche man erst bei dem Begräbniß ihres Leichnams entdeckte, ist eben jene Grotte, wo sie bei einem heldenmüthigen Schweigen ihre lange Buße vollendet hat. Man findet übrigens in der dortigen Gegend noch andere Klöster, deren Bewohner sowohl in der Reinheit des Glaubens, als in der strengen Lebensweise getreu in die Fußstapfen der ersten heiligen Einsiedler treten.

Daß aber in eben diesen Gegenden sich der ächt römisch-katholische Glaube erhalten hat, davon gebühret wenigstens großen Theils die Ehre den syrischen Missionen. Denn es ist doch ihr Verdienst, daß sie die dortigen Christen gegen die Seuche der Spaltung und Ketzerei verwahrten, und mehrere

in den Schooß der Kirche, die sie verlassen hatten, zurückführten. Durch den Unterricht der Sklaven, und die zärtlichste Pflege der Pestkranken brachten die Apostel dieser östlichen Länder eine Menge Seelen zu Gott, die ihm so lieb und werth sind, als die Seele eines Monarchen.

Ob es gleich beinahe unmöglich ist, in der Türkei die Bekehrung der Mahometaner zu versuchen, so bleibt doch immer noch ein unermeßliches Feld zu bauen übrig. Denn nichts zu sagen von der Spaltung der Griechen, richten daselbst die Ketzereien des Nestorius und Eutyches große Verwüstungen an. Der Nestorianismus herrschet vorzüglich in Syrien, und der Eutychianismus in Egypten.

Die Eutychianer sind in Egypten unter dem Namen der Kopten bekannt, welches ein verstümmeltes Wort, und von den Sarazenen eingeführt worden ist statt der Benennung Jakobiter, welche diese Ketzer von einem gewissen Mönche, Jakob Zangale, einem Schüler des berüchtigten Eutychianers Severus, eingedrungenen Patriarchen von Antiochia, ererbet haben. Indessen glauben die Kopten die Vermischung der zwei Naturen in Jesu Christo in dem Sinne des Eutyches nicht, vielmehr verabscheuen sie diesen Ketzer, und geben zu, daß die göttliche und menschliche Natur verschieden seyen, doch so, daß sie nur eine ausmachen, wie Leib und Seele nur eine menschliche Natur bilden.

Uebrigens gibt es unter tausend Kopten kaum Einen, der über seine Religion gründlich nachdenken will oder kann, selbst ihre Priester sind im hohen Grade roh und unwissend, und man darf sagen, ihr ganzer Glaube besteht in einem dummstolzen Eigensinn. Worüber man sich aber wundern muß, ist dieses, daß sich bei diesen Sektirern nach einer Trennung von 1200 Jahren noch immer eine gewisse Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl erhalten hat.

Ihr Patriarch, welcher sich einen Nachfolger des heili-

gen Evangelisten Markus nennet, erkennet den Pabst als den Nachfolger Petri, und sie gestehen diesem den Vorrang über die andern Apostel zu. So halten sie sich auch nicht darüber auf, wenn man ihnen sagt, daß der heilige Geist vom Vater und Sohne zugleich ausgehe, und es scheint, sie wissen nichts um den Streit, welcher über diese Lehre die griechische und lateinische Kirche entzweiet hat; müßten sie eine von beiden Parteien ergreifen, so würden sie sehr wahrscheinlich sich an die Lateiner anschließen; denn gegen die Melchiten (so nennen sie die Griechen) tragen sie einen unversöhnlichen Haß.

Alle diese Ketzer gegen Osten stimmen sonst in vielen Glaubenswahrheiten mit der römischen Kirche überein. Sie erkennen die wahre und beständige Gegenwart Jesu im Altarsgeheimnisse, die Nothwendigkeit der Ohrenbeicht, und die Siebenzahl der heiligen Sakramente. Sie geben Almosen, verrichten Gebethe und andere gute Werke zum Trost der Seelen im Reinigungsorte. Sie verehren die Heiligen, so wie ihre Bilder, und tragen eine ganz besondere Andacht zur göttlichen Mutter.

Ihre gottesdienstlichen Gebräuche in der alexandrinischen Kirche scheinen vom ersten Alterthume herzustammen, sind aber freilich auch durch mancherlei Aberglauben verunstaltet. Wer muß aber nicht auch hier die Vorsehung anbethen, indem selbst seit Jahrhunderten bestehende Sekten für so viele wichtige Gegenstände des katholischen Glaubens Zeugschaft geben müssen? Nun wird dem denkenden Christen leicht begreiflich der Ausspruch des Apostels: „Es ist noth„wendig, daß es Ketzereien gebe.“

Uebrigens ist diese ehemals so blühende alexandrinische oder egyptische Kirche in den tiefsten Verfall gerathen, und wie P. Sicard, ein Missionär aus der Gesellschaft Jesu, der selbst diese Gegenden bereisete, bezeuget, so sind jetzt die vor-

hin so heiligen und so zahlreichen Klöster, eines heiligen Antonius, Makarius, Pachomius, und so vieler andern Stifter des vollkommenen Lebens in Schutthaufen verwandelt, oder in armselige Hütten, welche unwissende, abergläubische, in ihrer Ketzerei und Spaltung verhärtete Mönche bewohnen.

Wie eben dieser Missionär bemerkt, sind diese Mönche sonst gutmüthige Leute, und führen ein sehr strenges und bußfertiges Leben; desto mehr ist es zu bedauern, daß sie so tief im Irrthume und in der Unwissenheit stecken, und sich so schwer, oder gar nicht wollen belehren lassen. Allein Ungelehrigkeit und stolzer Eigensinn waren ja von jeher ein charakteristischer Zug aller derer, die den Weg der Wahrheit verlassen, und sich von der Einigkeit der Kirche getrennt haben. Davon geben uns in den letzten Zeiten ein Beispiel die Jansenisten in Frankreich.

Kaum hatte Pabst Innocenz X. die fünf Sätze des yprischen Augustinus durch eine feierliche Bulle verdammet, so versuchten die Verehrer desselben alle Wege, um die Entscheidung des heiligen Stuhles zu entkräften. Sie glaubten, sich vorzüglich durch die listige Unterscheidung zwischen der Rechts- und Thatfrage (die oben schon erwähnet wurde) durchwinden, und auf diese Art ihren Ungehorsam gegen den Ausspruch der Kirche rechtfertigen zu können. Die französischen Bischöfe berichteten hierüber den Pabst Alexander VII., der mittlerweile den römischen Stuhl bestiegen hatte.

Alexander war vollkommen überzeugt, daß die Jansenisten, deren Schritte er seit langer Zeit beobachtet hatte, nichts anderes suchten, als die verdammten Irrthümer zu bergen. Er war mit allem dem vollkommen bekannt, was während der Untersuchung der fünf Sätze in Rom vorgegangen war, da er einer der ersten von Innocenz in dieser Sache aufgestellten Kommissäre war, und also am Besten die Absichten dieses Pabstes und den Sinn seiner Bulle kannte.

Er glaubte daher, er dürfe nicht länger zögern, die Gläubigen darüber zu unterrichten.

Deshalb erließ er den 16. Oktober 1656 eine neue Verordnung, worin er Stück für Stück die Bulle Innocenz X. bestätigte, welche er sogar in die seinige einrückte. Er nennt diejenigen Kinder der Bosheit und Störer der öffentlichen Ruhe, welche sich mit großem Aergerniße der Gläubigen erfrechten zu behaupten, daß sich die fünf Sätze in dem Buche des Jansenius nicht befänden, oder nicht in dem Sinne dieses Schriftstellers wären verdammet worden. Er versichert im Gegentheile als Augenzeuge bei diesem Geschäfte, daß in Rücksicht des Jansenius Alles mit einer Genauigkeit sey untersuchet worden, welche nicht größer hätte seyn können.

Dem zufolge, und um allen künftigen Zweifeln vorzubeugen, erklärte er, daß er die Bulle, die Erklärung und Entscheidung Innocenz X. genehmige und erneuere, so wie er auch selbst erkläre und entscheide, daß die fünf Sätze aus Jansens Buche, Augustinus genannt, ausgehoben und in jenem Sinne, in dem sie Jansenius gelehret hat, seyen verdammet worden. Endlich verdammt er dieses Buch auf ein Neues, wie auch alle gedruckte oder geschriebene Werke, welche zum Schutze dieser verdammten Lehre erschienen sind, oder künftig erscheinen dürften.

# Acht und siebenzigstes Buch.

## Von der Bulle Alexanders VII. im Jahre 1656 bis zu der Wahl Klemens IX. im Jahre 1667.

Wer hätte nun nach dieser bestimmten Erklärung des römischen Stuhles nicht vermuthen sollen, daß sich die Jansenisten einmal zur Ruhe geben, und die Sache als beendigt ansehen würden. Allein diese stolzen Anhänger des falschen Augustinus von Ypern waren ganz fremde dem Geiste der Ehrfurcht, von welchem der große Kirchenlehrer Augustinus gegen das Oberhaupt der allgemeinen Kirche erfüllet war, der in der Streitsache des Pelagius sich so kurz und kräftig erkläret hat: Von daher (von Rom) ist die Antwort gekommen; die Sache ist also schon entschieden!!

Da sie gestehen mußten, daß die Kirche die Lehre der fünf Sätze in Jansens Buch gefunden zu haben glaubte, so behaupteten sie jetzt, sie habe sich in dieser Art von Thatsache geirrt, denn in dem Urtheile über den Sinn eines Buches, weil dieß Thatsache wäre, sey die Kirche nicht unfehlbar. Die Rechtsgelehrten, von denen die Theologen diese Ausdrücke geborgt haben, nennen nämlich eine Thatfrage, wenn sich fragt, ob z. B. ein solches Verbrechen begangen worden, eine Rechtsfrage aber, wenn die Rede vom Sinne eines Gesetzes ist.

In wie weit übrigens bei theologischen Untersuchungen diese Unterscheidung in That- und Rechtsfragen Platz habe, will man hier nicht entscheiden. Gewiß aber ist, daß diese

zwei Fragen bei solchen Untersuchungen unzertrennlich verbunden sind, also auch nothwendig mit einander stehen oder fallen müssen. Ein Beispiel soll die Sache beleuchten.

Die römische Kirche hat ein andersmal gewisse Glaubenssätze über die Lehre von der Gnade gegen die Pelagianer vorgetragen, und durch den Ausspruch des Pabstes erklärt, daß diese Lehre dieselbe sey, welche der heilige Augustin in seinen Schriften wider die Ketzer vertheidigt hätte. Hier ist nun ein Recht und eine That, wenn man es so nennen will. Diese und diese Sätze enthalten die Lehre der Kirche; dieser Punkt betrifft das Recht. Die in diesen Sätzen enthaltene Lehre ist die Lehre des heiligen Augustin; dieß ist die Thatsache. Aber beide stehen beisammen in folgendem Satze: „Diese und diese, aus dem heiligen Augu„stin ausgehobenen Sätze enthalten die Lehre der Kirche.“

Nun sind aber nach den Anhängern des Jansenius Kraft der päbstlichen Erklärung Recht und That so enge verbunden, daß sie nicht mehr getrennt werden können. Es ist gewiß, sagen sie selbst durch Arnauds Mund, daß sich die Kirche, da sie die Lehre Augustins guthieß, in dem Verstande des Sinnes dieses Vaters nicht geirret hat. Nun dieß vorausgesetzt, daß die Kirche die Lehre Augustins vollkommen eingesehen und genehmiget hat, so ist ja die Lehre dieses Heiligen unabsonderlich mit der Lehre der Kirche verbunden, und es läuft auf eines hinaus, behaupten, daß der heilige Augustin eine solche Meinung gehabt, oder nicht gehabt habe; und behaupten, daß diese Meinung wahr oder falsch, rechtgläubig oder ketzerisch ist.

Die Unzertrennlichkeit des Rechtes und der That und hiemit auch der Rechts- und der Thatfrage ist demnach von den Jansenisten zum Vortheile des heiligen Augustin festgesetzt worden. Aber aus demselben Grunde ist sie auch festgesetzt gegen den Jansenismus. Denn konnte die Kirche

den Sinn des heiligen Augustin einsehen, so konnte sie auch den Sinn des Jansenius einsehen. Hat sie nun aber Jansens Lehre eingesehen und verdammt, so läuft seine Lehre offenbar gegen die Lehre der Kirche; und behaupten, daß eine solche Meinung die Meinung des Jansenius sey oder nicht sey, heißt eben so viel, als behaupten, daß diese Meinung falsch oder wahr, irrig oder rechtgläubig ist.

Dieß merkte Arnaud wohl. Daher schrieb er, es gebe gewisse Thatsachen, daraus man nothwendig auf die Wahrheit einer Lehre schließe, und dieß seyen jene, welche die Erblehre der Kirche enthalten. Daraus z. B., daß die Väter etwas von jeher als einen Glaubenssatz gelehret haben, folget, daß dieß wirklich ein Glaubenssatz ist. So ist denn klar, fährt er fort, daß die Kirche, welche unfehlbar ist in der Entscheidung der Glaubenssätze, auch unfehlbar seyn muß in der Entscheidung jener Thatsachen, welche nothwendig von den Glaubenslehren abfließen, und die nöthigen Mittel sind, um zur Erkenntniß der Glaubenslehre zu gelangen.

Die Unzertrennlichkeit der That von dem Rechte, wie man sich selbe gegenwärtig vorstellen muß, hat überall Statt, wo die Kirche That und Recht mit einander vereiniget hat. Hat sie sich betrügen können über den Sinn Augustins und Jansens in Hinsicht auf die Gnade, so hat sie sich auch betrügen können über den Sinn anderer Väter in Hinsicht anderer Glaubenslehren. Es würde demnach für die Erblehre von keinem Glaubenssatze, den die Ketzer bestreiten, gut stehen können, und alle christlichen Wahrheiten würden zweifelhaft und ungewiß seyn, und aller Glaube aufhören.

Doch die Kirche kannte ihre Pflichten und ihre Rechte besser. Sie verdammte von jeher nicht nur die falsche Lehre der Ketzer, sondern auch ihre Bücher, und forderte eine

gänzliche Unterwürfigkeit des Geistes gegen ihre Entscheidung, ohne den Sinn der Bücher von den Ketzereien zu trennen, auf welche sie den Bannfluch legte. Also mußten in dem Konzilium von Nizäa Eusebius von Nikomedia und Theognis von Nizäa die Verdammung des Arius in dem Sinne dieses Ketzers unterzeichnen, obwohl man ihn, wie sie behaupteten, nicht recht verstanden hatte. Also verdammte der Kirchenrath von Ephesus das Schreiben des Nestorius als eine dem Glauben der Kirche widersprechende Schrift, und Johannes von Antiochia mit andern Bischöfen wurde so lange nicht zur katholischen Gemeinschaft gelassen, bis sie der Verdammung seiner Lehre beitraten, obwohl sie den Sinn dieses Prälaten für rechtgläubig hielten.

Ohne dieses Recht könnte die Kirche ihre Pflichten nicht erfüllen. Sie hat aber die Pflicht die Gläubigen zu lehren; sie muß die Heerde Jesu Christi weiden, also auch die gesunde Weide von der giftigen, die guten Bücher von den bösen, die Wahrheit vom Irrthume unterscheiden können. Könnte sie dieses nicht, so würde der Gläubige, da er der Kirche gehorchet, zum Irrthume verleitet, und der wahre Glaube der Antheil ungelehriger Starrköpfe werden. Welcher Widersinn, welche Gottlosigkeit!

Doch müssen wir noch bemerken, daß man durch den Sinn des Jansenius nicht denjenigen versteht, den er sich damals mag gedacht haben, als er sein Buch verfaßte, sondern welchen sich der Leser bei seinen Worten natürlicherweise denkt, und der sich aus der gemeinen Bedeutung der Worte und dem Zusammenhange des Werkes ergibt. Doch heißt man diesen den Sinn des Verfassers, weil sich nicht vermuthen läßt, daß sich ein Schriftsteller auf eine Art ausdrücken werde, welche ganz was anders sagt, als was er bei sich denket. Ob er aber bei solchem Ausdrucke wirklich das gedacht habe, was die Worte, in ihrem natürli-

chen Verstande genommen, sagen wollen, ist eine persönliche Thatsache, worüber die Kirche nicht urtheilet, und also auch nicht gesprochen hat.

Immer mag also Jansenius die Lehre behauptet haben, welche die Kirche in seinem Buche gebrandmarket hat, ohne daß man ihm darum eine Ketzerei Schuld geben kann; nicht allein, weil er es gut gemeint haben mag, sondern weil er seine Gedanken beim Schreiben schief ausgedrückt hat. Daher man ihn nie als Ketzer verdammet. Es kommt also bei der auf den Schein noch so verwickelten Thatfrage nur darauf an, ob die Worte jenes Werkes in ihrem natürlichen und buchstäblichen Verstande eben die Ketzerei ausdrücken, welche die fünf von der Kirche verdammten Sätze enthalten.

Die Bulle Alexanders VII., welche diese Frage entschied, und Innocenzens Ausspruch über diesen Gegenstand bestätigte, wurde der Versammlung des französischen Klerus den 14. März 1657 übergeben. Aber die Berathschlagung darüber setzte man bis auf den 17. d. M. aus, um auch jene Bischöfe dazu einzuladen, welche damals, ohne eben von der Versammlung zu seyn, sich in Paris befanden c). Sie erschienen, und nachdem Alle die Bulle mit Ehrfurcht angenommen hatten, ward verordnet, daß sie auf die gewöhnliche Weise bekannt gemacht und auf Befehl der Bischöfe in allen Sprengeln vollzogen werden solle.

Um sich wegen der Befolgung der apostolischen Verordnungen sicherer zu stellen, wurde eine Glaubensformel aufgesetzt, welche der neuen Konstitution beigefügt werden sollte, und man ermahnte die Prälaten, selbe innerhalb einer Monatsfrist in ihren Diözesen unterzeichnen zu lassen.

Das Formular war in folgenden Ausdrücken abgefaset: „Ich unterwerfe mich aufrichtig der Konstitution Inno=

c) Act. du Clerge an. 1657.

„cenz X. vom 31. Mai 1653 nach ihrem wahren Sinne, „welcher durch die Konstitution unsers heiligsten Vaters „Alexanders VII. vom 16. des Weinmonates 1656 ist be„stimmet worden. Ich erkenne mich im Gewissen verbunden, „diesen Konstitutionen zu gehorchen, und ich verdamme mit „Mund und Herz die Lehre der fünf Sätze des Cornelius „Jansenius, die in seinem Buche Augustinus genannt, ent„halten ist, welche diese zwei Päbste und die Bischöfe ver„dammet haben, und welche Augustins Lehre nicht ist, die „vielmehr Jansenius wider den wahren Sinn dieses heiligen „Vaters unrichtig verstanden und übel ausgelegt hat.“

Allein diese Verordnung des Klerus fand nicht überall gleich gute Aufnahme, und sobald von der Unterzeichnung einer Glaubensformel die Rede ging, erhoben die Anhänger der verdammten Lehre gewaltigen Lärm. Eine der ersten Schriften, welche über diesen Gegenstand erschienen, war der berüchtigte Gewissensfall, welchen Doktor Arnaud ans Licht stellte.

Er warf darin drei Fragen auf, nämlich: ob ein Doktor, der überzeugt ist, daß die fünf verdammten Sätze in dem Buche des Jansens nicht enthalten, noch in dem Sinne des Verfassers verdammet sind, nun seine Ueberzeugung aufgeben, und das Gegentheil glauben müsse? Ob derselbe, wenn er nicht verbunden ist, seine Meinung zu ändern, doch das Formular unterzeichnen könne? Endlich ob dieser Doktor in diesem Falle schweigen könne, oder mit Anstand einwenden dürfe, daß der Pabst nicht gehörig seye informirt worden.

Dieser Gewissensfall ward nebst andern Prälaten an den Bischof von Alet geschrieben, welcher die Fragen und Entscheidungen des Doktors bündig und in ächt katholischem Sinne beantwortete. Allein Arnaud ließ sich von seiner geheuchelten Ueberzeugung weder durch die Gründe noch durch

die Erinnerungen dieses Bischofes abbringen, und es gelang in der Folge der jansenistischen Partei, eben diesen Prälaten durch mancherlei Ränke auf ihre Seite herüber zu ziehen.

Arnaud ließ die Gründe drucken, welche ihn hinderten, dem Urtheile des Bischofes beizutreten. Jeder Mensch, sagte er, vornehmlich ein Doktor, ist in dem, was ihm anschaulich gewiß dünkt, sein erster, ja sein einziger Richter unter den Menschen; und daraus schloß er, daß er sich dem Ausspruche des Pabstes, gegen seine Ueberzeugung, nicht unterwerfen dürfe. Allein ein Anderes ist, daß jeder einzelne Mensch allein urtheilen kann, ob ihm eine Sache anschaulich gewiß dünke; ein Anderes, daß jeder einzelne Mensch allein urtheilen könne, ob das, was ihm anschaulich gewiß dünket, auch anschaulich gewiß ist, oder nur gewiß zu seyn scheinet, oder ob seine Ueberzeugung eine wahre oder nur eine scheinbare, ja wohl gar eine falsche sey.

Sollte Arnaud behaupten, er sey von der Wahrheit seines Urtheils anschaulich überzeugt, so sagt er dadurch nichts anders, als was vor ihm Luther und Kalvin sagten, um sich dem trientinischen Kirchenrathe nicht unterwerfen zu müssen. So könnte man allen Entscheidungen der Konzilien und Päbste ausbeugen; allen Spaltungen, Ketzereien, stünden Riegel und Thore offen, ohne daß man je eine Streitigkeit in der Kirche durch jenes Ansehen beilegen könnte, daß doch Gott, als das einzige Mittel, darin festgesetzt hat. Denn alle, welche irren, irren aus der Ursache, weil sie für gewiß halten, was nicht gewiß ist.

Wäre demnach jeder einzelne Mensch der rechtmäßige Richter, wenn es darauf ankommt, die wahre Gewißheit von der falschen zu unterscheiden, so wären die Ketzer und Abtrünnige nicht mehr gehalten, sich in dem, was sie anschaulich gewiß dünkt, nach dem Urtheile der Kirche zu fü-

gen; oder vielmehr, es gäbe keine Abtrünnige und Ketzer mehr, wenn Niemand verbunden wäre, die Kirche in dem, was ihm anschaulich gewiß dünkt, zu hören, oder seine sogenannte Ueberzeugung, ich möchte lieber sagen, seinen Eigensinn und Stolz dem Urtheile und Ausspruche jener Kirche zu unterwerfen, durch deren Mund allein der Geist der Wahrheit spricht.

Zur Schadloshaltung für die vielen Verdrießlichkeiten, welche dem Pabste durch die jansenistischen Händel verursachet wurden, hatte er von einer andern Seite her die Freude, daß einer seiner sehnlichsten Wünsche erfüllet ward. Es hatte nämlich Alexander **VII.** der Republik Venedig erst neuerlich gegen die Türken kraftvollen Beistand geleistet. Diese glaubte daher, sie dürfe seinem Verlangen, die Jesuiten wieder aufzunehmen, nicht entstehen. Es wurde demnach am 19. Jänner 1657 im Senate die Zurückberufung dieser Väter mit 116 Stimmen gegen 53 beschlossen.

So wurden also nach einem mehr als 50jährigen Exil die Jesuiten wieder aufgenommen; aber zu ihrem vorigen Ansehen gelangten sie nie wieder zur großen Freude vieler Ordensleute, weil, wie ein berühmter und gewiß unparteiischer Schriftsteller sagt d), ihr erbaulicher und ordentlicher Wandel gegen die Ausschweifungen der andern zu sehr abstach, und Ursache war, daß selbe den Weltleuten greller in die Augen fielen.

In eben diesem Jahre verdammte Pabst Alexander Arnauds und die Provinzialbriefe und mehrere Werke der Anhänger der neuen Lehre. Ein Freund der strengsten Unparteilichkeit, und ein Feind des Irrthumes verdammte er auch das Buch von einem ungenannten Theologen und Lehrer des geistlichen Rechtes, unter der Aufschrift: Recht-

---

**d) Amelot Hist. du gouv. de Venise p. 281.**

fertigung der Casuisten gegen die Anschuldigungen der Jansenisten.

Es ward P. Pirot aus der Gesellschaft Jesu als der Verfasser angegeben, der sich wenigstens dadurch grob gegen die Bescheidenheit verfehlte, daß er auch die tadelnswürdigsten Entscheidungen der alten und neuen Casuisten gegen die Jansenisten rechtfertigen wollte. Das Buch machte in Frankreich großes Aufsehen, und es liefen dawider laute Klagen ein, worauf der Pabst sich veranlasset fand, dasselbe unterm 12. August 1659 zu verdammen.

Man behauptet, es haben sich gleich im Anfange mehrere Ordensbrüder des P. Pirot der Herausgabe dieses Buches widersetzt; gewiß aber ist es, daß alle Jesuiten die unbeschränkteste Unterwürfigkeit gegen die päbstliche Verordnung bezeugt haben, und daß es keinem einfiel, wie die Jansenisten wünschten, nach ihrem Beispiele zu behaupten, daß man den Sinn des verdammten Buches nicht begriffen habe, daß das Urtheil eine Thatsache betreffe, worüber weder die Bischöfe noch der Pabst entscheiden könnten, und daß sich die Kirche in der Untersuchung der Thatfälle und im Verstande des eigentlichen Sinnes der Stellen wohl irren könne.

Während diesen ärgerlichen Unruhen und Streitigkeiten versuchte es die noch kaum gebildete Kongregation des heiligen Vincenz von Paul, in der mittägigen heißen Zone auf der Insel Madagaskar, den Samen des Evangeliums auszustreuen e). Die unerträgliche Hitze, und die unermeßlichen Arbeiten rieben in wenigen Jahren sieben Missionäre auf, und eilf oder zwölf andere wurden vom Sturme verschlagen, doch ließ der heilige Stifter den Muth nicht fallen.

Als einige Klüglinge seine Beharrlichkeit tadelten, antwortete er: Die Kirche wurde durch den Tod des Sohnes

---

e) Vie de S. Vinc. de Paul. L. II. c. 1.

Gottes gestiftet, durch die Hinrichtung der Apostel und ersten Päbste gegründet, und das Blut der Martyrer ist stets ein fruchtbarer Same der Christen gewesen. Der Herr prüfet durch Widerwärtigkeiten die, welche er bestimmet hat, seine großen Absichten auszuführen. Die Zeit ist gekommen, wo Gottes Güte mehr als jemals zu verstehen gibt, ihr Wille sey, daß die Erkenntniß seines Namens unter allen Völkern verbreitet werde.

Die Ahndung des frommen Dieners Gottes blieb nicht unerfüllt; die Missionen hatten auch unter diesen wilden Völkern einen erfreulichen Fortgang. Ein einziger dieser Missionarien, der unermüdete und gottselige P. Bourdoise, hat mehrere Fürsten bekehret, und eine Gemeinde von 600 ihrem Namen entsprechenden Christen errichtet. Schade, daß der Untergang der französischen Kolonie Madagaskar auch den Verfall dieser Mission nach sich zog.

Schottlands Gebirge, wie auch die orkadischen und Westernesinseln auf der kaledonischen See waren in Rücksicht der Religion ebenfalls alles Beistandes beraubt. Die katholischen Priester waren nach Brittanniens Abfall aus dem Reiche vertrieben worden, und ein so armes Land, wo selbst die Edelleute auf dem Stroh liegen und Haberbrod essen müssen, hatte für die protestantischen Wortsdiener wenig Anziehendes.

Dagegen nahm der heilige Vincenz von Paul das Seelenbedürfniß dieser rohen, aber guten Leute sich tief zu Gemüthe. Er that einigen schott- und irländischen Priestern seiner Kongregation den Vorschlag, ihren Landsleuten beizuspringen. Er wußte ihnen den heldenmüthigen Eifer mitzutheilen, von dem er selbst entzündet war, und sie verachteten alle Gefahren, welche unter Kromwels tyrannischer Regierung den katholischen Priestern drohten.

Sie reiseten als Kaufleute verkleidet nach Schottland

ab, und langten glücklich daselbst an. Schon ihr erster Eintritt war gesegnet, denn es folgten demselben ansehnliche Bekehrungen. Mit eben so gutem Erfolge arbeiteten die Missionäre auf den Inseln Westernes und in dem nördlichen Schottland, wo sie eine Menge Einwohner, auch vom ersten Range, in den Schafstall der Kirche zurückbrachten.

Es würde wahrscheinlich gleiche Bewandtniß mit den orkadischen Inseln gehabt haben, wo man sich nicht erinnerte einen katholischen Priester vor ihnen gesehen zu haben. Ihre Arbeiten fingen schon zu fruchten an, als auf Anstiften der Prädikanten von Kromwel der Befehl ankam, die papistischen Priester aufzusuchen, und sie nach aller Strenge der Gesetze zu strafen.

P. le Blank wurde mit einem Jesuiten im schottländischen Gebirge angehalten und ins Gefängniß gebracht. Da man aber nach dem Buchstaben des Gesetzes sie nicht hinlänglich überweisen konnte, daß sie Messe gelesen, oder eine priesterliche Amtsverrichtung ausgeübt hätten, wurden sie nach einem fünf- bis sechsmonatlichen Verhafte wieder entlassen, mit dem strengsten Verbothe, zu taufen, zu predigen, die Sakramente auszuspenden unter der Strafe, im Betretungsfalle ohne weitere Untersuchung gehangen zu werden.

Aber dieß hinderte ihn nicht, sich wieder ins Gebirge zu wagen, und nach wie vor unter beständiger Todesgefahr an dem Heile der Seelen zu arbeiten. Er und seine Gefährten brachten gewöhnlich den ganzen Tag, zuweilen auch mehrere Tage nach einander ohne alle Speise zu, und dann bestand ihre ganze Mahlzeit in einem Stücke Gersten- oder Haberbrod mit Käse oder gesalzener Butter.

Wie vielmehr noch machten sich die Söhne des heiligen Vincenz von Paul Verdienste durch die Missionen in der Barbarei! Davon nur ein Paar merkwürdige Züge. — Unter den Sklaven zu Tunis, deren Seelenheil sie besorgten,

waren zwei junge Christen, einer ein Franzose, der andere ein Engländer. Gleichheit des Alters und des Schicksales hatte bald beide durch die innigste Freundschaft verbunden, und es glückte dem Franzosen, seinen liebsten Freund von der Wahrheit unserer heiligen Religion zu überzeugen, welcher nun beide mit gleichem Eifer anhingen.

Es kamen einige Engländer nach Tunis, um die Sklaven, welche ihres Volkes und ihres Glaubens waren, loszukaufen. Der junge Britte sollte von der Zahl seyn; aber auch nur zu verschweigen, daß er katholisch geworden, schien ihm Verläugnung. Er erklärte laut, daß er katholisch sey, und katholisch bleiben wolle, blieb daher gefangen. Die Herren dieser beiden Jünglinge schienen zu wetteifern, wer am ersten durch grausame Mißhandlung seinen Gefangenen zwingen würde, Jesum Christum zu verläugnen. Sie ließen ihnen manchmal nach türkischer Manier so viele Streiche auf die Fußsohlen geben, daß sie halbtodt auf der Erde liegen blieben.

In diesem Zustande fand einst der Engländer seinen Freund. Er rief ihn beim Namen, und fragte ihn, ob er noch lebte? Mit schwacher Stimme antwortete jener: „Ich „bin ein Christ und will es bleiben!“ Tief gerührt warf sich der junge Engländer hin auf die Erde, und küßte die Füße seines Freundes. So fanden ihn einige Tuneser und fragten, warum er das thue? Er antwortete: Ich ehre die Glieder, welche dieß erlitten haben für Jesum Christum, meinen Heiland und meinen Gott! Mit Schmähungen jagten ihn die Muselmänner aus dem Hause.

Einige Zeit nachher, als die Wunden des Franzosen geheilet waren, besuchte er den Engländer, und fand ihn auf einer Strohmatte liegen in Gesellschaft seines grausamen Herrn und anderer Muselmänner, die ihn so eben unmenschlich mißhandelt hatten. Empört durch diesen Anblick fragte

er seinen Freund, wen er mehr liebe, Jesum Christum oder Mahomet? Dieser bezeugte laut, daß er Jesum Christum über Alles liebe, daß er ein Christ sey, und als Christ sterben wolle.

Der Ungläubigen Zorn wandte sich nun gegen den Franzosen, und einer von ihnen, der nach Art jener Seeräuber zwei Messer im Gurte trug, ging gerade auf ihn zu und bedrohte ihn, daß er ihm die Ohren abschneiden wolle. Flugs sprang der Franzose auf ihn zu, riß ihm das eine Messer aus dem Gurte, schnitt sich selbst das eine Ohr ab, und fragte ihn, ob er auch das andere begehrte? Man riß ihm das Messer aus der Hand, und die Ungläubigen verzweifelten nun daran, diese muthigen Jünglinge zum Abfalle zu bringen, und ließen sie daher unangefochten. Im folgenden Jahre nahm Gott beide zu sich, indem sie zu gleicher Zeit von der Pest ergriffen wurden.

Ein anderes noch auffallenderes Beispiel sah man in Algier. Peter Bourgoin, gebürtig aus der spanischen Insel Majorka, war Sklave zu Algier bei einem Herrn, der ihn zum Dienste der Galeeren des Großherrn nach Konstantinopel verkaufen wollte, wo er wenig Hoffnung würde gehabt haben, je wieder frei zu werden. In dieser Noth ging er zum Dey, und bath ihn um seinen Schutz. Der Dey hieß ihn seinem Glauben entsagen, sich Mahomets Gesetze unterwerfen, sogleich würde er frei seyn.

Da dieses Versprechen ihn abtrünnig zu machen nicht vermochte, begann der Dey zu drohen, und fuhr so lange fort, bis jener gelockt von der Freiheit und geschreckt vor Furcht der Qual, sich bewegen ließ, Jesum Christum zu verläugnen. Er wurde bald inne, daß die äußere Freiheit mit dem Verluste der Freiheit des Gewissens zu theuer bezahlt wird. Getrieben von Unruhe, von Angst gequält, härmte er sich ab, und war manchmal schon im Begriffe, den Wider-

ruf laut auszusprechen, ward dann aber wieder abgeschreckt von der Vorstellung der Qualen, die er zu erdulden haben würde.

Gleichwohl ließ er manchmal in Gegenwart von Muselmännern Worte gegen ihre Lehre fallen, um das über sich herbeizuführen, zu dessen kühner Aufforderung durch freimüthiges Bekenntniß ihm noch die Kraft des Entschlusses fehlte. Endlich ermannte er sich. Im festen Vertrauen auf den Beistand des Sohnes Gottes, den er aus Schwäche verläugnet hatte, der den Jammer seiner bußfertigen Seele sah, und froh zu sterben für den, der für ihn gestorben war, ging er hin zum Dey.

Unerschrocken rief er ihm zu: „Du hast mich verführet, „aber ich schwöre Mahomet ab, ich bin ein Christ, und be„reit, jede Quaal zu erdulden für Jesum Christum meinen „Heiland!“ Staunend und wüthend befahl der Dey, daß er auf der Stelle lebendig sollte verbrannt werden. Als er auf dem Richtplatze ankam, und sich von Muselmännern, Renegaten und Christen umringt sah, rief er: Es lebe Jesus! Seine Religion herrsche und siege; denn außer ihr ist kein Heil zu finden!! So gab er freudig unter den Flammen seinen Geist auf.

Welchen Trost mußten dem heiligen Vincenz von Paul diese Wunder der Gnade gewähren, weil seine Söhne, die Priester der Mission, daran so großen Antheil hatten! Sein erhabener Geist war ihr Leitstern, er empfahl den Missionären vorzüglich Liebe und Sanftmuth gegen die unglücklichen Christensklaven, damit, wie er sagte, diese bedauernswürdigen Leute nicht vollends zur Verzweiflung gebracht würden, wenn zu dem, was sie wirklich schon leiden, noch eine strenge Behandlung von Seite ihrer geistlichen Väter käme.

Eben so weislich warnete er die Missionäre, daß sie ja nicht aus unzeitigem Eifer sich mit dem Bekehrungsgeschäfte

der Mahometaner und Renegaten abgeben sollten, weil sie dadurch ihrem eigenthümlichen Berufe mehr schaden, als frommen würden. Er schrieb ihnen: Man hat euch nicht zu Seelsorgern für die Türken und Renegaten bestellt, eure Sendung erstrecket sich nicht auf sie, sondern lediglich nur auf die gefangenen Christen.

Eben so nachdrücklich legte er ihnen ans Herz, in allen Unternehmungen mit Nachsicht, Bescheidenheit und einer klugen Langmuth zu Werke zu gehen. Sein Wahlspruch war dieser: Das Gute, so Gott will, geschieht beinahe für sich selbst und ohne daß man daran denket. Betraget euch also dabei, so zu reden, vielmehr leidend als wirkend, Gott wird für euch thun, was alle Menschen zusammen ohne ihn nicht würden thun können.

So arbeitete der fromme Mann zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen fort bis in das 85. Jahr seines Alters, ohne daß er wegen seinen, oft schmerzlichen Krankheiten in seinem thätigen Eifer und in seiner strengen Lebensart etwas nachließ. Vornehmlich die zwei letzten Jahre verursachte ihm eine Geschwulst an den Schenkeln und Geschwüre an den Füßen unaussprechliche Schmerzen, so daß er sich nicht bewegen konnte, ohne Gefahr, in Ohnmacht zu fallen. Gleichwohl besorgte er noch alle Geschäfte seiner Kongregation, verschiedener Missionen und aller gottseligen Werke, von denen er stets die Seele war.

So lange es ihm nur möglich war, las er täglich die heilige Messe; bald konnte er nicht mehr die Stufen der Sakristei steigen, und mußte, was sonst nur die Bischöfe thun, die Meßkleider vor dem Altare an- und ablegen. Er sagte daher lächelnd, nun sey aus ihm ein großer Herr geworden. Endlich versagten ihm die alten und seit 45 Jahren kranken Beine auch noch den Dienst des Stehens. Er konnte fortan die heilige Messe nicht mehr lesen, hat ihr aber täglich bei-

gewohnet bis zu seinem Sterbetage, obgleich er mit erstaunlichen Schmerzen, gestützt auf Krücken, sich von seinem Zimmer in die Kapelle der Kranken schleppen mußte.

Aber nun war auch die Stunde seiner Auflösung nahe; er verschied mit allen heiligen Sterbsakramenten versehen am 25. September 1660 ohne Fieber, ohne einen außerordentlichen Zufall, ohne Todeskampf, bloß aus Entkräftung, wie eine Lampe erlischt, wenn der letzte Tropfen Oehl verzehret ist. In der That hatte er alle seine Kräfte im Dienste Gottes zugesetzet, und sein Tod war so sanft, daß er nicht so fast zu sterben, als in die Ruhe des Herrn hinüber zu schlummern schien.

Wenige Menschen sind von so vielen und so herzlich beweinet worden, wie Vincentius. Selbst die Welt, die kalte Welt ehrte diesen großmüthigen, und nicht weniger demüthigen Wohlthäter der Menschheit, und sprach laut das Lob aus, welches ihm gebührte. Die Jansenisten waren die einzigen, welche ihn weder für einen großen Mann, noch für einen großen Heiligen wollten gelten lassen. Warum? — Weil er mit fester Anhänglichkeit an die Kirche ihre Neuerungen verwarf, und die Sekte in ihrer Blöße den Augen der Welt darstellte f).

Indessen kamen auch die aufrührerischen Engländer wieder zur Besonnenheit; müde der Tyrannei, die sie unter Kromwels Protektorate schwer empfunden, und den Gräuelscenen, die sie während der Revolution selbst erfahren hatten, setzten sie im Jahre 1660 Karl II. wieder auf den Thron seines Vaters. Dieser Fürst irrte nach der unglücklichen

---

f) Zur Erbauung und Belehrung für alle Christen, denen ihre Religion lieb ist, vorzüglich aber den Priestern und Seelsorgern möchte ich hier empfehlen: Das Leben des heiligen Vincentius von Paulus, von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Münster 1818.

Schlacht bei Worchester, wo die Tyrannei ihren Triumph vollendete, lange Zeit in seinem eigenen Reiche, bald in einen Bauern, bald in einen Bedienten verkleidet, unter tausend Lebensgefahren umher.

Dabei waren es meistens die Katholiken, denen er sich vertraute, die ihn so vielen Gefahren entrissen, und endlich glücklich an die französische Küste brachten. Aber auch nachdem er den Händen seiner feindseligen Unterthanen entgangen war, hatte er noch lange mit dem bittersten Schicksale zu kämpfen. Bald suchte er in Frankreich, bald in den spanischen Niederlanden eine Zuflucht, aber beinahe nirgends konnte er sich einiges Schutzes erfreuen, und oft gerieth er in die drückendste Noth, bis ihn endlich seine Unterthanen wieder in sein Reich zurückriefen.

Karl vergaß alles Vergangene, behandelte seine Gegner und Feinde mit aller Güte, und ließ sich nichts so sehr angelegen seyn, als alle seine Unterthanen durch das Band des Friedens und der Eintracht zu vereinigen. Allein da er während der neun Jahre seiner Unglücksfälle sich überzeugt hatte, daß die Römischkatholischen seine getreuesten Unterthanen waren, denen er nach Gott seine Flucht und die Rettung seines Lebens zu verdanken hatte; so trug er immer viele Achtung gegen sie, bis an sein Ende, wo er noch das Glück hatte, ihren Glauben anzunehmen.

Dagegen nahmen in Frankreich die Religionsstreitigkeiten und die Widersetzlichkeit gegen die Entscheidungen der Kirche mit jedem Tage zu. Zwar schlichen die Gönner der neuen Lehre nur so im Finstern, doch ließen sie nichts unversucht, um ihre verderblichen Grundsätze immer weiter und vorzüglich auch unter dem Volke auszubreiten, zu welchem Behufe sie Andachtsbücher nach ihrem Geiste ans Licht förderten.

Von der Art waren: die Uebersetzung des römischen Meßbuches, welches Doktor Voisin in Paris herausgegeben

hatte; dann auch die jansenistischen Tagzeiten, welche Herr Leval unter der Aufschrift: „Andachten aus den Kirchenge„bethen gezogen, zum gemeinschaftlichen Gebrauche christli„cher Familien," zusammen getragen hatte. Beide wurden, wie sie es verdienten, von der theologischen Fakultät gebrandmarket, und die Gläubigen vor dem darin verborgenen Gifte gewarnet.

Endlich war auch der König müde der Ränke, welche sich die jansenistische Partei noch immer erlaubte, und ließ an die Versammlung des französischen Klerus, welche am Ende des Jahres 1660 anfing und im nächstfolgenden noch fortdauerte, die dringendste Ermahnung ergehen, kräftige und schleunige Mittel gegen die Sekte zu ergreifen, wobei er den Klerus mit seinem ganzen Ansehen zu unterstützen versprach.

Es wurde demnach beschlossen, daß alle Welt- und Ordensgeistlichen das in der letzten Versammlung entworfene Glaubensformular unterschreiben sollten. Diese Verordnung und die Furcht vor den Drohungen der königlichen Gewalt machten zwar einen etwas stärkern Eindruck; doch suchten wieder nicht wenige Anhänger des Jansenius mit List sich durchzuwinden, und einige weigerten sich sogar, das Formular unbedingt zu unterschreiben.

An deren Spitze sah man zu nicht geringer Verwunderung die Bischöfe von Alet und Pamiers, die sich in dieser Sache zu nichts weiter als zu einem ehrfurchtsvollen Stillschweigen verstehen wollten. Noch viel lauter ließen ihre Klagen hören die unbeugsamen Nonnen im Portroyal, die sich keineswegs zum Gehorsame und zur Ruhe geben wollten.

Da nun diese Umtriebe zu weiter nichts taugten, als die Unterzeichnung des Formulars zu verzögern, erließ der Staatsrath eine Verordnung vom 1. März 1662, welche alle Bischöfe ermächtigte, diese Unterzeichnung ohne Ausnahme und Erklärung zu fordern. Dieß war der zweite

Schritt der weltlichen Behörde, welcher dem Geschäfte aber nicht bessern Vorschub that, als der erste. Man schlug nun den Weg der Unterhandlungen vor, welcher angenommen wurde, so wenig Gutes sich davon hoffen ließ.

Gilbert von Choiseul, Bischof von Comminges, und der Jesuit P. Ferier, Professor der Gottesgelehrtheit zu Toulouse, glaubten, eine Unterredung mit den Gegnern dürfte das wirksamste Mittel seyn, die Streitigkeiten einmal zu beendigen. Der König genehmigte diesen Vorschlag, und es erschienen von Seite der Jansenisten die Doktoren Lalane und Girard. Man trat zusammen, vernünftelte und stritt viel, konnte aber doch über nichts einig werden.

Man legte den Abgeordneten der Partei fünf Artikel, welche das Gegentheil der fünf verdammten Sätze waren, und eine Erklärung vor zum Unterzeichnen, daß sie sich dem Verdammungsurtheile, welches Pabst Alexander über die fünf Sätze ausdrücklich in Jansens Sinne gefällt hatte, unterwerfen. Die fünf Artikel litten keine Schwierigkeit; aber als man verlangte, daß sie aufrichtig sich dem Urtheile des Pabstes unterwerfen sollten, so war dieß einzige Wörtchen aufrichtig der Stein des Anstoßes, an dem sich das ganze Geschäft zerschlug. Man ging also unverrichteter Dinge wieder auseinander.

Der Bischof von Comminges, welcher durchaus den Frieden hergestellt wissen wollte, machte noch einen andern Vorschlag. Man sollte dem heiligen Vater einen Brief in tiefster Ehrfurcht schreiben, die fünf Sätze darin verwerfen, und beifügen: Falls Se. Heiligkeit noch weiter etwas verlangten, wäre man erböthig, seine Wünsche zu erfüllen. Der Prälat schrieb selbst nach Rom und legte seinem Briefe noch fünf Artikel bei, welche die Deputirten des Portroyals zur Erklärung ihrer Lehre entworfen hatten.

Der Pabst ließ diese Artikel untersuchen, man fand

Verfänglichkeit darin, und dieß war die Ursache, warum von Rom nicht einmal eine Antwort darauf erfolgte. Dafür erließ der Pabst ein Breve an die französischen Bischöfe, worin er ihren Eifer für die Beobachtung der apostolischen Verordnungen belobte, und sie ermahnte, stets mit gleicher Festigkeit darauf zu beharren. Dieß hieß nun nichts weniger, als die fünf Sätze genehmigen, wie die Gönner des Jansenius bald nach Erscheinung dieses Breve unverschämt in die Welt hinaus schrieben.

Dagegen legte der König seinen Eifer zur Aufrechthaltung der reinen Lehre auf die rühmlichste Weise an Tag. Er versammelte die Bischöfe, welche zu Paris waren, um gemeinschaftlich zu überlegen, wie denn einmal die Starrköpfe zum Gehorsame zu bringen wären. Die Versammlung stimmte für die Unterzeichnung des Formulars, und bath den König dahin sein ganzes Ansehen zu verwenden, daß nach dem Wunsche des heiligen Vaters die Unterzeichnung sobald möglich zu Stande käme. Der Monarch ließ von seiner Seite nichts ermangeln, und befahl durch ein königl. Patent die Vollziehung des Breve zu betreiben.

Nicht weniger thätig für die gute Sache bewies sich der Staatsrath, welcher im Jahre 1664 das Tagebuch des Saint-Amour durch des Henkers Hand verbrennen ließ, und sowohl den Verfasser als den Drucker in gefängliche Haft zu bringen befahl. Dieß Tagebuch war weiter nichts, als eine lügenhafte Erzählung von alle dem, was sich rücksichtlich des Jansenius vom Jahre 1646 bis 1654 zu Rom und Paris soll zugetragen haben. Jansens Irrlehren wurden darin wieder aufgewärmt, die Anhänger derselben beinahe vergöttert, und die Gegner auf die ärgerlichste Weise beschimpfet, selbst das Ansehen der Kirche tief herabgewürdiget.

Zufolge der kurz oben erwähnten Erklärung des Königs, betreffend die Unterzeichnung des Formulars, erließ

Perefixe, Erzbischof von Paris, im Jahre 1664 am 17. Juni sein Kreisschreiben, worin die Unterzeichnung des Formulars anbefohlen wurde. Um so manchen Vorwürfen auszubeugen, erklärte der Erzbischof in dem Kreisschreiben, daß die päbstlichen Konstitutionen in Rücksicht der Thatsache des Jansenius keinen göttlichen, sondern nur menschlichen oder kirchlichen Glauben fordern, welcher den Christen verbindet, sein Urtheil dem Urtheile der geistlichen Obern zu unterwerfen.

Aber auch mit dieser Vorsicht entging der Erzbischof dem Tadel der Partei nicht, und machte sich selbst den Gutgesinnten verdächtig. Es entspann sich daraus ein neuer Streit über den göttlichen oder bloß menschlichen und kirchlichen Glauben. Redete man mit den Jansenisten von einem göttlichen Glauben, so schrieen sie über Gottlosigkeit, und wollte man sich mit einem nur menschlichen genügen lassen, so rühmten sie sich gewonnener Sache.

Indessen begann der Erzbischof die Vollziehung seines Kreisschreibens zuerst im Portroyal, als dem Hauptsitze des Jansenismus. Allein er fand dort eine Widersetzlichkeit, die ihres Gleichen nicht hatte, so daß man sich genöthiget sah, den Widerspänstigen die heiligen Sakramente zu versagen, und einen großen Theil derselben in ein anderes Kloster zu versetzen.

Ein ganz entgegengesetztes Beispiel zur Erbauung der Rechtgläubigen gab um diese Zeit der Abt von la Trappe, Armand Johann Bouthillier von Rance, aus einer der ansehnlichsten Familien in Frankreich entsprossen. Er hatte zwar für sich den geistlichen Stand gewählt, aber geblendet von der Gunst des Glückes und eitler Ehre führte er ein mehr weltliches als geistliches Leben. Doch der Himmel öffnete ihm die Augen vor dem Abgrunde, an dem er stand. Er ging in sich, verkaufte alle seine Güter, entsagte allen

seinen reichen Pfründen, und behielt für sich nur die Abtei von la Trappe, wo er die Lebensweise der Cisterzienser einführte mit einer Strenge, wie man sie kaum bei den ersten Einsiedlern gefunden hatte.

Die Abtei la Trappe des Ordens des heiligen Bernards, in der Diözese von Senz, war von Natur eine schauerliche Wildniß, die Kirche und die Klostergebäude fast ganz im Verfall, und die wenigen Mönche daselbst in ärgerliche Zuchtlosigkeit gerathen. Allein gestärkt von Oben herab griff der Abt muthig das Werk der Verbesserung an, er ging selbst überall mit seinem Beispiele den Andern voraus, und so gelang es ihm, eine ganz neue und wahrhaft heilige Klostergemeinde zu bilden.

Wie streng war daselbst die Lebensart! Die Nahrung arm, schlecht gewürzt und wenig; der Gebrauch des Weines, des Fleisches, der Fische und der Butter war von diesem Bußorte gänzlich verbannet; nur Gemüse, Hülsenfrüchte, Kohl und Wurzelgewächse mit unschmackhaftem Zwieback sah man auf dem Tische. An Fasttagen, welche den größten Theil des Jahres fortwähren, kam keine andere Würze, als Salz und Wasser zu den Speisen.

Die Kollation bestand in Regelfasttagen aus drei, an Kirchenfasttagen aus zwei Unzen Brodes. Weder an hohen Festen, noch sonst war es erlaubt, mehrere oder bessere Nahrung zu nehmen. Nur in schweren Krankheiten war der Genuß der Eier und des Fleisches gestattet. Leinenzeug war schlechterdings ungebräuchlich selbst für Kranke, sie ruheten, wenn man es ihnen recht bequem machen wollte, auf Strohsäcken, die nicht durchgenäht waren, sonst aber auf durchgenähten, auf denen es härter als auf Brettern zu liegen war.

Es ist hier der Ort nicht, weitläufig von den strengen Bußübungen zu reden, welche in diesem schauerlichen Orte gebräuchlich waren; die weichlichen Kinder dieser Welt wür-

den sich entsetzen darüber. Der schwertönige Chorgesang dauerte im Ganzen 8 bis 9 Stunden, wovon 2 oder 3 auf jede Nacht trafen. Die ganze Erholung bestand jedes Tages in dreistündiger Arbeit, welche mehr ermüdend als erquickend war. Sonst waren diese der Welt ganz abgestorbenen Mönche für immer inner den Mauern ihres Klosters eingeschlossen, wo ewiges Stillschweigen herrschte. Doch genug! Schon der Name la Trappe allein erweckt einen schauerlichen Begriff von der strengen Lebensart der Einsiedler, die daselbst wohnten.

So sehr auch die Anhänger der neuen Lehre diesen erhabenen Beispielen der Tugend und vorzüglich der Buße ihren Beifall gaben, so beharrten sie doch immer in ihrer ärgerlichen Widersetzlichkeit gegen die Verordnungen der Kirche. Sie versuchten es wieder, durch neue Ränke die Bulle Alexanders **VII.** zu entkräften, und nöthigten durch ihr unredliches Betragen diesen Pabst, eine neue Konstitution zu erlassen, welche ein bestimmtes Formular enthielt, das nun unterzeichnet werden sollte.

Das Formular lautete wörtlich so: „Ich Unterzeichneter unterwerfe mich der apostolischen Konstitution Sr. päbstlichen Heiligkeit Innocenz **X.** vom 31. Mai 1653, wie „auch jener Alexanders **VII.**, seines Nachfolgers, vom 16. „Oktober 1656, und ich verwerfe und verdamme aufrichtig „die aus Cornelius Jansens Buche, Augustinus genannt, „ausgehobenen fünf Sätze, in dem eigentlichen Sinne eben „dieses Schriftstellers so, wie sie der päbstliche Stuhl durch „die genannten Konstitutionen verdammet hat. Das beschwöre „ich. So helfe mir Gott und seine heiligen Evangelien.“

Diese neuere Bulle, oder Konstitution war gefertigt unterm 15. Hornung 1665, und schon am 29. des Ostermonates erließ der König ein Edikt, welches die unbedingte Unterzeichnung dieses Formulars befahl, und in Gegenwart

des Monarchen in den Parlamentsakten einregistrirt werden mußte. Beinahe alle Bischöfe gehorchten mit größter Ehrfurcht diesem Befehle des Pabstes sowohl, als des Königes, nur einige erlaubten sich die verfängliche Erinnerung, daß doch die Thatsache, betreffend den eigentlichen Sinn des Jansenius, keine Glaubenswahrheit, und es genug sey, wenn man nur glaube, Jansenius habe daran unrecht gehabt.

Nur vier Bischöfe, nämlich die von Alet, Pamiers, Angers und Beauvais trennten sich von allen übrigen, und waren kühn genug, schismatische Kreisschreiben gegen die päbstliche Konstitution an ihre Diözesanen herauszugeben. Sie erneuerten wieder das Wortgezänk über die Rechts- und Thatsache, und forderten in Betracht der letztern bloß ein ehrerbiethiges Stillschweigen aus Achtung gegen den römischen Suhl.

Doch der König vernichtete diese gewagten Entscheidungen durch einen Beschluß, der unterm 20. Juli vom Staatsrathe erging. Auch in Rom wurden die Kreisschreiben der vier Bischöfe verdammet, und damit war der eifrige Monarch noch nicht zufrieden; es mußten auf sein Verlangen neue Prälaten des Reiches ernennet werden, welche die Widerspänstigen kanonisch richten sollten.

Selbst unter diesen verdrießlichen Händeln verlor Alexander VII. keineswegs seine andern Hirtenpflichten aus dem Gesichte. Besonders wachbar über die Erhaltung der reinen Sittenlehre verdammte er in den Jahren 1665 und 1666 fünf und vierzig Sätze einer sehr lockern und verderblichen Moral, welche gerade den ersten und unläugbarsten Grundsätzen des Evangeliums entgegen waren g).

---

g) Wer diese ärgerlichen Sätze zu lesen wünschet, kann sie finden in dem: **Apparatus omnigenae conditionis, Opera Franc. Ant. Zachariae. Pag. 247 – 254.**

Ungefähr ein paar Jahre darnach erklärte der nämliche Pabst, daß man lehren dürfe, die Reue, welche von der Furcht ewiger Peinen herkomme, erflecke im Bußsakramente, so ferne nur der Büßer die Vergebung hoffet, und allen Willen zu sündigen ablegt. Doch setzte er noch bei: Man könne bei der Reue auch die Nothwendigkeit einer gewissen göttlichen Liebe zulassen. Dagegen verboth er mit aller Strenge, die, welche über diesen Gegenstand verschiedener Meinung wären, gegenseitig mit theologischen Zensuren zu belegen oder zu verdammen. Dieses Verboth betraf die Universität von Douay, wo dieser Streit mit Hitze betrieben wurde, und leicht zu Aergernissen hätte Anlaß geben können.

Beinahe um eben diese Zeit, nämlich am 1. Jänner 1666, bestätigte Alexander VII. durch eine Bulle das Institut der zu Caen unter dem Titel unser Frau von der Liebe gestifteten Klosterfrauen. Sie bekannten sich zu der Regel des heiligen Augustin, und legten nebst den drei gewöhnlichen Gelübden noch das vierte ab, an dem Heile der Weiber und Mädchen zu arbeiten, welche ihr schändliches Gewerb zu verlassen und sich zu bekehren gedächten.

Diese Stiftung war eine Frucht der rührenden Predigten des P. Eudes. Dieser fromme Priester hatte selbst auch eine Kongregation der Missionarien, die man nach seinem Namen Eudisten nannte, errichtet, und sie ganz nach dem Geiste des heiligen Vincenz von Paul gebildet, um durch eine erbauliche Verwaltung und Besorgung der geistlichen Seminarien, denen sie vorzüglich ihre Dienste weihten, der Kirche taugliche Diener zu verschaffen.

Eine besondere Probe seines Eifers für die Ehre Gottes und seiner Heiligen gab um diese Zeit Ludwig XIV., König in Frankreich. So gebildet sonst auch immer diese Nation seyn wollte, so war doch damals Fluchen und Gott lästern die herrschende Sprache selbst in den vornehmern Ge-

sellschaften. Ludwig erließ daher unterm 20. Juli 1666 ein sehr strenges Gesetz wider diesen abscheulichen Mißbrauch.

Er befahl, daß alle die, welche überwiesen wären, den Namen Gottes, der seligsten Jungfrau, oder der Heiligen gelästert zu haben, das erste Mal zu einer der Größe ihres Verbrechens angemessenen Geldbuße sollten verurtheilt werden, welche bei öfterem Wiederfalle zwei-, drei- und vierfach zu erhöhen wäre. Das fünfte Mal sollte man diese Verbrecher an Sonn- und Festtagen von acht Uhr Morgens bis ein Uhr Nachmittags auf den Pranger stellen.

Ja beim sechsten Rückfalle sollte ihnen auf der Schandbühne mit einem glühenden Eisen die Oberlippe, und wenn sie das siebente Mal dieses Verbrechens sich schuldig machten, auch die Unterlippe weggebrannt werden. Erfolgte noch keine Besserung, so sollte man ihnen die Zunge ausreißen, um sie gänzlich außer Stand zu setzen, in diesem Stücke noch weiter Aergerniß zu geben. Selbst über jene wurde eine Geldstrafe verhängt, die Jemanden Gott lästern hörten, und ihn binnen 24 Stunden bei dem Ortsrichter nicht anzeigten.

So sehr übrigens der französische Monarch mit einem lobenswürdigen Eifer den oben berührten Prozeß gegen die vier widerspänstigen Bischöfe betrieben wissen wollte, so ging es doch damit sehr langsam, und die Sache bekam sogar Stillstand, da in der Zwischenzeit Alexander **VII.** im dreizehnten Jahre seiner Regierung mit Tod abging. Dieser Pabst starb den 22. Mai 1667.

Kaum hatte er die Augen geschlossen, entstund ein allgemeines Lärmen von Seite der Sekte gegen diesen Pabst, der für die Erhaltung der geheiligten Hinterlage des Glaubens viel zu sehr eiferte, als daß ihn die Feinde desselben hätten schonen können. Sie hatten aus demselben Grunde Innocenz **X.** einer sündhaften Leidenschaft gegen Olympia

Maldachini beschuldigt, der doch den Ruhm unbescholtener Sitten bis in sein 72. Jahr, wo er Pabst wurde, erhalten hat. Erst in einem so hinfälligen Alter, das mit einer ungezäumten Ausgelassenheit dieser Art so unvereinbarlich ist, soll er sich dieser Leidenschaft überlassen haben. Wer sieht nicht die Grundlosigkeit dieser Beschuldigung ein? Alexander hatte seinen Kaltsinn gegen diese Dame eben um die Zeit, als sie am mächtigsten war, zu deutlich an Tag gelegt, als daß man ihm dießfalls etwas nachsagen konnte. Aber dafür machte man ihn zu einem Heuchler, zu einem albernen Frömmler, zu einem schwachen Kopfe, zu einem eiteln, anspruchvollen Manne, der sich durch kostbare, für seine Unterthanen äußerst drückende Gebäude zu verewigen suchte, und was sonst noch ungebundene und giftige Lästerzungen in die Welt hinaus lästern.

Mögen auch die letzten Regierungsjahre Alexanders abstechen gegen die ersten, wo dieser Pabst, der ein Kardinal war, den alle Welt der dreifachen Krone würdig hielt, selbst auf dem Throne alle Einfalt eines bescheidenen Prälaten und die Strenge eines eifrigen Ordensmannes zeigte, jede Woche zweimal zu fasten fortfuhr, seinen Sarg stets vor sich im Zimmer hatte, um sich immer an die Hinfälligkeit aller menschlichen Größe zu erinnern, und allen seinen Befreundeten verboth, ohne ausdrückliche Erlaubniß von ihm nach Rom zu kommen.

Was seinem Geschmacke für große Gebäude und Denkmäler, als das Kollegium der Weisheit, oder die Sapienza genannt, und ihre reiche Bibliothek, belangt, so war ja dieß von jeher die Leidenschaft großer Männer, ja selbst großer Päbste gewesen, welche dadurch den Künsten und Wissenschaften so rühmlich wieder emporhalfen. Ist aber dieser Geschmack für das Große eine Eigenschaft kleinlicher Seelen und schwacher Köpfe?

Uebrigens war Alexander nach dem Urtheile aller unparteiischen Leute ein scharfsinniger Kopf, ein rechtschaffener Mann, ein einsichtsvoller Mittler. Beim münsterischen Friedensschlusse, ausgerüstet mit allen für einen Priester und Pabst wesentlichen Tugenden, von einem festen Charakter, von einem sichern Blicke, und besonders in Gegenständen, worüber er entschieden hat, vollkommen bewandert. Auf seine Entscheidungen hielt er aber auch mit einem Nachdrucke und einer Standhaftigkeit, die uns leicht errathen läßt, wem man so viele Schmäh- und Stachelschriften zuschreiben muß, mit denen die Neuerungsgeister Frankreich und die Niederlande überschwemmt haben.

Einige Monate vor seinem Hintritte hatte Alexander **VII.** noch den Bischof von Augsburg Johann Christoph bestätiget, und ihm die Erlaubniß ertheilt, die Probstei Elwangen noch acht Jahre lang mit der Bedingung beizubehalten, daß er den dritten Theil der Einkünfte derselben zur Tilgung der auf seinem Hochstifte noch lastenden Schulden verwende.

Es hatte zwar dießfalls sein Vorfahrer, der Erzherzog Siegmund Franz, sehr Vieles durch seine wahrhaft fürstliche Uneigennützigkeit geleistet, doch hinderte ihn eine andere Entschließung, diese ganze Last zu heben. Er verlor im Jahre 1662 seinen Bruder Ferdinand Karl, der ohne Kinder starb, und trat hiemit als letzter Erbe in den Besitz der Grafschaft Tirol und Markgrafschaft Burgau ein.

Da er der einzige Sprosse dieses ansehnlichen österreichischen Stammes war, und die Priesterweihe noch nicht erhalten hatte: so entschloß er sich zur Fortpflanzung dieses Hauses, mit Bewilligung des römischen Stuhles, die Bisthümer Augsburg, Trient und Gurk niederzulegen, und sich zu vermählen. Aber an eben dem Tage, den 15. Juni 1665, als ihm seine Braut, eine Prinzessin aus dem pfälzischen Hause Sulzbach, zugeführt werden sollte, traf ihn ein

Schlagfluß, da er von der Jagd nach Hause kam, und machte seinem Leben im 35. Jahre seines Alters nach zwei Stunden ein Ende.

Siegmund Franz war übrigens von Jugend auf ein frommer, auferbaulicher Prinz, und leuchtete seinen Untergebenen mit den schönsten Beispielen vor. Neunzehn Jahre lang verwaltete er durch zwei kluge und geschickte Administratoren das Bisthum mit Ruhm, und seiner Wohlthätigkeit und Sparsamkeit verdanket das Hochstift die Rettung vom drohenden Untergange und einen neuen Wohlstand.

Sein Nachfolger Johann Christoph stammte aus dem Hause der Baronen von Freiberg-Eisenberg, und war bei seiner Erhebung auf den bischöflichen Sitz bereits Domprobst und Administrator des Bisthumes in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten. Ganz gebildet nach der Vorschrift des Apostels, in den Wissenschaften, besonders in den geistlichen Rechten wohl erfahren, und sehr belesen in der heiligen Schrift, machte dieser eifervolle Bischof für die Bedürfnisse seiner Kirche, die er während seiner Administration genau kennen gelernet, die heilsamsten Verordnungen.

Er hielt seine Geistlichkeit nachdrücklich an, die theologischen Wissenschaften gründlich zu studiren, und drohete den Nachlässigen, im Falle sie in den Prüfungen nicht bestünden, sie auf keine Pfründe zu befördern, oder wohl auch von den schon erhaltenen zu entfernen. Er forderte die Seelsorger auf, den öffentlichen Gottesdienst, die Predigten und Christenlehren fleißig und gewissenhaft zu halten, und die in den christlichen Glaubenswahrheiten unwissenden Pfarrangehörigen so lange nicht zum Sakramente der Ehe zu lassen, bis sie nicht gehörig unterrichtet sind.

Er schrieb ihnen gute Ordnung in ihrem Hauswesen, Anstand und Würde in ihrem äußerlichen, eine ihrem Stande geziemende Kleidung, und vorzüglich das stete Bestreben

vor, ihrer Heerde durch gute Beispiele vorzuleuchten. Um aber zur Bildung würdiger Priester auch für eine längere Zeit mitzuwirken, trug er schon früher zur Gründung eines Seminars für die sogenannten Bartholomäer in Dilingen, wovon oben die Rede war, sehr Vieles bei.

Auch die Erziehung der weiblichen Jugend entging seiner Aufmerksamkeit nicht. Schon im Jahre 1662 kam Maria Boinz de Acton Ireton, aus England abstammend, dritte Oberin des Instituts der engländischen Fräulein, nach Augsburg, und ließ sich in der Stadt nieder, um sich dem Unterrichte der weiblichen Jugend zu widmen. Johann Christoph nahm sie bei dem Antritte seines Bisthumes in seinen besondern Schutz, schenkte dem Institute zur bessern Unterhaltung ein Kapital von 6000 fl., und legte auf diese Weise den ersten Grund zu dieser vortrefflichen Schul- und Erziehungsanstalt, die sich bis auf unsere Zeiten erhielt h).

---

h) Geschichte der Bischöfe von Augsburg, von Plac. Braun. 4. Band.

# Neun und siebenzigstes Buch.

## Von der Wahl Klemens IX. im Jahre 1667 bis zur Wahl Innocenz XI. im Jahre 1676.

Der päbstliche Stuhl blieb nach dem Hinscheiden Alexanders VII. nicht gar einen Monat unbesetzt, denn schon am 20. Juni bestieg denselben der Kardinal Julius Rospiglioſi, ein edler Florentiner, der sich Klemens IX. nannte. Dieser Pabst war der jansenistischen Sekte so wenig günstig als sein Vorfahrer, und befahl den Prozeß gegen die vier Bischöfe, welche indessen die Staatsminister, einige Prinzessinnen vom Geblüte, sehr viele Doktoren und sogar neunzehn ihrer Amtsbrüder auf ihre Seite gebracht hatten, alles Ernstes fortzusetzen.

Seine Gesinnung gegen die Jansenisten offenbarte sich schon dadurch, daß er gleich im ersten Jahre seines Pabstthumes die Uebersetzung des neuen Testaments von Mons verdammte; welches ein Produkt des Portroyals war, und als ein Meisterstück der Gelehrsamkeit angerühmt wurde. Der Pabst verboth unter Androhung der selbst durch die That schon verwirkten Bannstrafe es zu lesen, als eine vermessentliche, schädliche, von der Vulgata abweichende Uebersetzung der heiligen Bücher, wodurch die Einfältigen leicht könnten geärgert werden. Selbst der Staatsrath verwarf dieses Werk als ein Erzeugniß widerspänstiger, gegen die Kirche notorisch ungehorsamer Leute.

Auch das Ritual des Bischofes von Alet verdammte der Pabst als ein Buch, welches sonderbare und falsche, in der Uebung gefährliche, irrige, dem gemeinen Gebrauche der

Kirche widersprechende und solche Sätze enthielt, welche die Gläubigen unvermerkter Weise zu den schon verdammten Irrthümern verleiten könnten.

Indessen ging das Geschäft der vier Bischöfe fort. Der Pabst, anstatt auf einen Brief, den sie an ihn geschrieben hatten, zu antworten, schickte ein neues Breve, um ihren Prozeß so viel möglich zu beschleunigen. Es nahmen sich nun aber alle die neu gewonnenen neunzehn Bischöfe dieser ihrer verklagten vier Mitbrüder an, und es gelang der Partei durch mancherlei Kunstgriffe, daß das gerichtliche Verfahren gegen die benannten Bischöfe aufgehoben wurde, indem Personen von Ansehen die Aufrichtigkeit derselben bezeugten.

Es kam nun zu einem Vertrage, welchen der Pabst annehmbar fand. Den vier Bischöfen wurde aufgetragen, das Formular zu unterzeichnen, und selbes in ihren Archiven niederzulegen, überdieß aber noch an den apostolischen Stuhl ein Schreiben zum Beweise ihrer aufrichtigen Unterwerfung ergehen zu lassen. Sie thaten, was man verlangte, aber nicht mit der Redlichkeit, wie man es verlangte. Denn sie verwahrten sich noch immer in dem Hinterhalte zwischen der Rechts- und Thatfrage, und beharrten im Geheim auf der Behauptung, daß die Kirche wohl die Rechts- niemals aber die Thatfragen unfehlbar entscheiden könne, ohne je zwischen dogmatischen und pur persönlichen Thatfragen einen Unterschied zu machen, der doch hier so wesentlich ist.

Die Bischöfe, welche zu Gunsten der Beklagten die Vermittlung auf sich genommen, gaben dem Pabste von dem Ausgange der Sache unverzüglich Nachricht. Der Bischof von Chalons, einer aus den Vermittlern, der damals eben in Paris war, ließ sogar eine Erklärung kund machen, worin er versicherte, daß die vier Bischöfe und der übrige Klerus redlich und aufrichtig gehandelt haben, und diese Erklärung unterzeichnete auch der berüchtigte Doktor Arnaud, der

Häuptling der jansenistischen Sekte. Sie wurde dem in Paris anwesenden päbstlichen Nuntius zugestellt und von demselben nach Rom geschickt.

Somit, wie der Kardinal Rospigliosi, ein Neffe Klemens IX., berichtet, glaubte nun der Pabst, die vier Bischöfe haben vollkommen Gehorsam geleistet und das Formular mit aller Aufrichtigkeit unterzeichnet. Damit zufrieden, war er der Meinung, daß ihm zureichende Genugthuung geschehen sey, und beehrte zum Beweise seiner Zufriedenheit die vier Bischöfe mit folgendem Breve, welches vom 19. Jänner 1669 datirt, und dieses Inhalts war:

„Ehrwürdige Brüder! Unsern Gruß und apostolischen „Segen! Unser Nuntius an dem französischen Hofe hat uns „ein Schreiben von euch übersendet, darin ihr mit den größ„ten Aeußerungen der schuldigen Unterwürfigkeit gegen den „heiligen Stuhl berichtet, daß ihr dem zu Folge, was un„sere Vorfahren Innocenz X. und Alexander VII. in ihren „herausgegebenen apostolischen Verordnungen vorgeschrieben „haben, das in der Bulle dieses letzten Pabstes enthaltene „Formular selbst unterzeichnet, und von Andern habt unter„zeichnen lassen."

„Und ob wir gleich aus Gelegenheit eines sich verbrei„tenden Gerüchtes i) langsamer verfahren zu müssen glaub„ten (denn wir würden uns in dieser Rücksicht gemäß unse„rer unerschütterlichen Anhänglichkeit an die Konstitutionen „unserer Vorfahren zu keiner Ausnahme oder Einschränkung „verstanden haben) so haben wir doch gegenwärtig nach „neuen gewichtigen Versicherungen, die uns aus Frankreich „zugegangen sind über den wahren und vollkommenen Ge„horsam, mit welchem ihr das Formular aufrichtig unter-

---

i) Es wollte nämlich nicht nur in Frankreich, sondern auch in Rom selbst verlauten, daß die vier Bischöfe nicht ganz redlich zu Werke gegangen seyen.

„schrieben, die fünf Sätze in dem Sinne, in welchem sie „von dem apostolischen Stuhle sind verdammet worden, ver„dammet habet und also weit entfernet seyd, die in diesem „Stücke von eben dem Stuhle verworfenen Irrthümer zu „erneuern, euch hier ein Merkmal unserer väterlichen Wohl„gewogenheit geben wollen, und wir vertrösten uns, ihr „werdet nicht unterlassen, uns künftig mit jedem Tage neue „Beweise eines aufrichtigen Gehorsams und jener Unterwür„figkeit zu geben, die ihr bei dieser Gelegenheit geäußert „habet."

Zu gleicher Zeit schrieb Klemens IX. an die Bischöfe von Sens, von Laon und Chalons, welche in dieser Sache die Vermittler waren. Er drückt sich in diesem Breve so aus, als wäre er von dem vollkommenen Gehorsam der vier Bischöfe gegen den heiligen Stuhl und von der aufrichtigen Unterzeichnung des Formulars nach der in den Konstitutionen vorgeschriebenen Weise ganz überzeugt. Er wünschet auch diesen Vermittlern Glück, als welche sich große Verdienste um die Kirche erworben hätten durch ihre Verwendung, die vier Bischöfe zu dem schuldigen Gehorsam gegen den Statthalter Christi durch die gänzliche und unbeschränkte Vollziehung der apostolischen Bullen zu vermögen.

Diese Breven, welche der Nuntius dem König überreichte, drückten dem sogenannten klementinischen Frieden oder dem Frieden der Kirche das Siegel auf. Man gestand eine allgemeine Amnestie zu, von der Niemand ausgenommen wurde. Sogar den Klosterfrauen im Portroyal, welche man ihrer Widerspänstigkeit wegen in verschiedene Klöster vertheilet hatte, ward gestattet, in ihr Kloster zurückzukehren, die heiligen Sakramente zu empfangen, und die Tagzeiten im Chore abzusingen.

Es ist unglaublich, wie viel Rühmens die Jansenisten aus diesem Frieden machten. Sie ließen eine Denkmünze

prägen, mit der Umschrift: Wegen der wiederhergestellten Eintracht der Kirche. Und doch waren sie die Ersten, welche diese Einigkeit wieder zerrissen. Dagegen seufzeten alle wahren Katholiken über diesen Frieden, der sowohl in seinen Präliminarien als in der Vollendung ein ewiges Schandmal der jansenistischen Verschlagenheit bleiben wird.

Klemens IX. starb noch in eben dem Jahre dieses ihm arglistig abgenöthigten Friedens. Der Kardinal Aemilius Altieri folgte ihm im nächstkommenden Jahre 1670 am 19. April nach unter dem Namen Klemens X.; ein Pabst, welcher in einem vorzüglichen Grade jene Tugend besaß, welche der Grund aller übrigen ist. Seine aufrichtige Demuth sträubte sich alles Ernstes gegen diese Erhöhung, und nur sein Eifer für das Beste der Kirche konnte ihn zur Einwilligung bewegen.

Kaum war der Friede Klemens IX. geschlossen, so brachen die Jansenisten schon wieder mit ihren feindseligen Gesinnungen gegen die Kirche und die getreuen Verehrer derselben los, vorzüglich ließen sie ihre Rache die Jesuiten empfinden. Sie hatten schon ein Werkchen, betitelt: Die sittliche Gottesgelehrtheit der Jesuiten, an das Licht gegeben, worin sie die Väter dieser Gesellschaft mit allen nur erdenklichen Verläumdungen überhäuften.

Aber es widerfuhr dieser Schmähschrift, was sie verdiente. Sie wurde von der Sorbonne verdammt als ein Buch, welches voll von Betrügereien, Verläumdungen, von Verfälschungen und Zügen einer groben Unwissenheit, mit falschen, ketzerischen und ärgerlichen Sätzen überfüllet wäre. Endlich ward es auf Befehl des Parlaments von des Henkers Hand zerrissen und ins Feuer geworfen.

In eben diesem Jahre 1670 gab Benedikt Spinoza, der im Jahre 1632 von jüdischen Eltern zu Amsterdam geboren war, seine theologisch-politische Abhandlung heraus, welche

der Entwurf eines eben so gottlosen als unsinnigen Lehrgebäudes war, das man in seinen hinterlassenen Werken noch weiter ausgeführt findet.

Dieser berufene Atheist behauptete, Gott sey kein unendlich vollkommenes, nicht einmal ein verständiges Wesen, die Gottheit sey weiter nichts, als jene unbestimmte Kraft der Natur, welche in den Menschen denket, in den Thieren empfindet und in den Pflanzen wächst, und allen leblosen Dingen einwohnet; eine rohe Gottheit, wenn man sich so ausdrücken darf, welche nach einer blinden Naturnothwendigkeit handeln müßte, woraus dann folgte, daß auch das Daseyn aller Dinge nothwendig und eben darum ewig wäre. Kurz: nach dem Spinoza gäbe es nicht mehr als eine einzige, verschieden modifizirte, und in jedem Sinne unendliche Substanz, das ist, dieser Gottlose erhob alle Geschöpfe zur Gottheit und die Gottheit selbst vernichtete er.

Indessen kann man ihm Witz und Einsichten nicht absprechen; er soll sogar ein Mann von unbescholtenen Sitten gewesen seyn. Was thut aber dieß zur Sache? Spinoza's abentheuerliche Irrthümer rührten daher, daß er mit einem unheiligen Vorwitze und mit stolzester Verwegenheit die Geheimnisse der Religion ergründen, und die Werke Gottes nach einer übel verstandenen Geometrie meistern wollte. Man bemerkt auch, daß er in der biblischen Kritik, ja sogar in der jüdischen Literatur, obschon er ein Jude gewesen, schlecht bewandert war.

Die Werke dieses Gotteslängners erregten einen so allgemeinen Abscheu, daß sie von den Generalstaaten der vereinigten Niederlande, deren Unterthan er war, verbothen wurden. Spinoza starb im Jahre 1677; aber leider! ging seine verderbliche Lehre mit ihm nicht zu Grabe, vielmehr fand sie im folgenden Jahrhunderte unter den Feinden aller Religion knechtische Nachbether und heftige Vertheidiger.

Dagegen siegte sogar in den Ländern der Ungläubigen der wahre Glaube unter den abtrünnigen Griechen über die gottlosen Neuerungen. Weder das schwer drückende ottomanische Joch, noch die Schmeicheleien der Sektirer Deutschlands, noch das Beispiel des Patriarchen zu Konstantinopel, welchen diese Irrlehrer verführt hatten, vermochten es, den morgenländischen Christen ihre Verehrung gegen das heiligste Altarssakrament, und ihren Glauben an die wesentliche Gegenwart Christi in demselben aus dem Herzen zu reißen, oder auch nur zu schwächen.

Dositheus, Patriarch von Jerusalem, hielt im Jahre 1672 zu Bethlehem ein Konzilium, welches die von Cyrillus Lukar im Orient eingeführten protestantischen Irrthümer verdammte. Dionysius, damaliger Patriarch zu Konstantinopel, bestätigte in eben diesem Jahre das Glaubensbekenntniß, welches Parthenius im Jahre 1642 den ketzerischen Unternehmungen Cyrills entgegen gestellt hatte.

Mit einem eben nicht so lobenswürdigen Eifer begann im Jahre 1671 aufs neue der Streit darüber, wer der Verfasser des vortrefflichen Büchleins von der Nachfolge Christi sey. Während eines großen Theils des 16. Jahrhunderts hielt man dieses Werk für das Erzeugniß Johann Gersons, Kanzlers an der Universität zu Paris. Allein Gerson war kein Ordensgeistlicher, und in der Nachfolge Christi kommen einige solche Stellen vor, die den Verfasser deutlich als einen Mönch bezeichnen, und demnach diese Erbauungsschrift dem Kanzler Gerson absprechen.

Dagegen wollten nun die Benediktiner einem gewissen Johann Gerson, oder Gersen, Abte zu Vercelli, aus ihrem Orden dieses berühmte Büchlein zueignen, was aber die regulirten Chorherren des heiligen Augustinus nicht zugaben, mit der Behauptung, Thomas von Kempen k), ihr Ordens-

k) Thomas von Kempen, sonst Hämmerlein genannt, war in dem

bruder, sey der einzig rechtmäßige Verfasser der Nachfolge Christi. Indessen wurde dieser Streit mit Heftigkeit betrieben, und doch nicht entschieden. Was liegt aber daran, sey der Verfasser, wer er wolle, wenn nur wir die Goldkörner, die in diesem kostbaren Büchlein überall zu finden sind, sorgfältig auffammeln und treu bewahren? —

Von ganz einem andern Geiste war das Buch, welches ein ungenannter Verfasser um diese Zeit ans Licht gab, mit der Aufschrift: Mariens heilsame Erinnerungen an ihre unbescheidenen Verehrer. Der anonyme Verfasser, wahrscheinlich ein verstockter Jansenist, ging es darauf an, die Verehrung Mariens ganz zu vernichten. Die Universität von Mainz verdammte dieses Werk, als ein solches, darin sich Spuren des Jansenismus, und ganz folgerecht auch lutherische und kalvinische Irrthümer vorfänden. Bald darauf erfolgte auch die Verdammung von Rom, worüber die Jansenisten nicht genug schmähen konnten, und im Gegentheile dieses Werk nicht nur mit Lobsprüchen überhäuften, sondern es auch in mehrere Sprachen übersetzten.

Schon daraus sieht man, wie es den Jansenisten mit dem klementinischen Frieden Ernst war; aber ihre böse Gesinnung hat sich bald noch deutlicher veroffenbaret. Der Bischof von Angers, Herr Arnaud, eben einer von jenen vie-

---

Städtchen Kempen, in der Provinz Overyssel, der Diözese Köln, im Jahre 1380 geboren. Er ging im Jahre 1399 in das Kloster der regulirten Kanoniker des heiligen Augustins auf dem Berge der heiligen Agnes, unfern Swoll. Endlich starb er im Jahre 1471, dem 91sten seines Alters, und hinterließ nach seinem Tode mehrere geistreiche ascetische Schriften.

Aus diesen hat Hr. Domprediger Weinzierl zu Regensburg sechse ausgewählt, und sie ins Deutsche übersetzt; diese erschienen in Duodezformat bei Nicol. Doll in Augsburg 1818. Möge auch dieses Werkchen in recht viele Hände kommen, und gute Früchte für das ewige Leben hervorbringen!

ren, die sich so scheinbar gehorsam gegen den heiligen Stuhl bezeuget hatten, ließ unterm 4. Mai 1676 an die Universität zu Angers mit Bedrohung der Bannstrafe das Verboth ergehen, von Jemanden das im Formulare vorgeschriebene Glaubensbekenntniß ohne Unterschied zwischen That und Recht abzufordern.

Dieser Schritt wurde von dem Hofe als ein gefährliches und verderbliches Wagestück angesehen, und der Bischof sah sich genöthiget, einige Monate später ein anderes Dekret herauszugeben, worin er erklärte, daß er nie Willens gewesen sey, die unbedingte Unterzeichnung des Formulars denen zu verbiethen, die sich nach Ueberzeugung und aus Gewissenspflicht dasselbe unbedingt zu unterschreiben verbunden glaubten.

Doch zur Ehre der Universität muß man sagen, daß sie, oder wenigstens die meisten und ansehnlichsten Doktoren derselben dem kühnen Unternehmen des Bischofes nichts weniger als Beifall gaben, vielmehr verbothen sie, folgend dem Beispiele der hohen Schule zu Paris, Jemand aufzunehmen in ihre Mitte, der nicht zuvor der päbstlichen Konstitution gemäß das Formular ohne alle Ausnahme beschworen hätte.

Indeß gab es hier wie überall einige Widerspänstige. Einige Kleriker und Theologen weigerten sich zu gehorchen, und bildeten geheime Gesellschaften, wie dieß allzeit der Brauch der Sektirer war, und noch ist, sich in heimlichen Verbindungen enger an einander anzuschließen, Leute von allen Ständen und vorzüglich vom weiblichen Geschlechte an sich zu ziehen, und so ihre Irrthümer leichter und weiter auszubreiten.

Der Hof ließ eine und die andere solche Winkelversammlung zerstreuen, und durch diese kräftigen Maßregeln wurde die Ruhe der Universität zu Angers, so wie der ganzen Provinz wieder hergestellt, woselbst sich dann auch von

dieser Zeit an die Anhänglichkeit an die reine Lehre und an den römischen Stuhl vorzüglich bewähret hat.

Man könnte noch andere Ränke anführen, welche sich die jansenistische Partei zum Vortheile ihres Scheinvergleiches mit dem Oberhaupte der Kirche erlaubt hat. Allein wozu die Schilderung solcher Treulosigkeiten, die von dem Sektengeiste unzertrennlich sind? Wenden wir lieber unser Augenmerk auf tröstlichere Ereignisse, deren eine Menge uns die Zeiten darbiethen, auf die wir in unsrer Geschichte gekommen sind.

Um die Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts machten die spanischen Missionäre aus der Gesellschaft Jesu den Anschlag, das Evangelium zu verkünden in den unermeßlichen Erdstrichen des südlichen Amerika, in schauderlichen Wüsteneien, die nur von wilden Thieren und eben so verwilderten Menschen bewohnet waren. Die evangelischen Arbeiter hatten sich durch Erfahrung überzeugt, daß man bei diesen Völkern an keine dauerhafte Bekehrung denken dürfe, es sey dann, man dringe bis in jene Gegenden vor, die von den Städten und Wohnorten der Europäer am weitesten entfernet wären.

Die unerhörten Grausamkeiten, welche diese wilden Völker von den golddürstenden Spaniern Trotz aller Verbothe der Regierung erdulden, und die schändlichsten Laster, welche sie an denselben wahrnehmen mußten, flößten ihnen einen unwiderstehlichen Abscheu gegen die Religion ihrer Tyrannen ein. Sagte man den Wilden, es sey nicht erlaubt, mehr als ein Weib zu haben; man müsse demüthig, sanft und wohlthätig seyn, so stellten sie diesen Forderungen das Betragen der Spanier entgegen, oder antworteten auf alles Zureden mit einem höhnischen Lächeln.

Doch dadurch ließen sich die muthigen Diener des Evangeliums nicht abschrecken. Schon im Jahre 1658 kamen sie in das Land von Maragnon, und rückten darin bis an den Ort vor, wo nachher die Stadt des heiligen Borgia erbauet

wurde, oder 300 Meilen über Quito hinaus. Von da breiteten sie sich an den Ufern der Flüsse Pastaça, Gualagua und Ucayale aus, um in den Wäldern, welche diese Gestade begränzen, die zerstreuten Horden der Bewohner aufzusuchen.

Endlich drangen sie Rechts des Maragnonflusses in das segenreiche Land ein, welches der Paraquay, der Parana, der Uraguay und so viele andere Ströme befeuchten, die zusammen den la Plata oder Silberstrom bilden. Ueberall mußten sie mit der größten Sorgfalt ihr Vaterland geheim halten; hätte man sie als Spanier erkannt, wären sie auf der Stelle ermordet worden.

Allein damit war noch kaum die erste Schwierigkeit überstiegen. Sie sollten nun in Unterhandlung treten mit ganz verwilderten Menschen, die gleich den wilden Thieren in Wäldern zerstreuet wohnten, oder sich in Bergklüften verkrochen, doch aber immer gegen einander zu Felde lagen, und sich nicht nur von dem Fleische erschlagener Feinde, sondern auch ihrer nächsten Anverwandten köstliche Mahlzeiten hielten. Gleichwohl gelang es den unerschrockenen Aposteln, diese wilden Völker nicht nur in Menschen, sondern in Christen umzubilden, die man in manchem Betrachte mit den frommen Gläubigen der ersten Kirche vergleichen dürfte.

Freilich wurden viele von diesen unerschrockenen Predigern des Evangeliums die Opfer ihres selbst den Tod verachtenden Eifers. Die Väter Franz Figueroa und Peter Suarez waren die Ersten, welche mit dem Blute die Wahrheiten versiegelten, die sie geprediget hatten. Die Väter Hurtado, Durango, Richter und der Licenziat Dom Joseph Vasquez, der sich den Jesuiten beigesellt hatte, erkämpften in der Folge dieselbe Krone, aber erst nachdem sie häufige Früchte gesammelt hatten.

Allein das Schicksal dieser ersten Blutzeugen machte ihre Mitbrüder so wenig furchtsam, daß sich vielmehr mit jedem

Tage die Zahl ihrer Nacheiferer vergrößerte, die nichts sehnlicher wünschten, als eines ähnlichen Todes zu sterben. Die königlichen spanischen Beamten bothen ihnen, freilich mehr vom Durste nach Gold, als dem Heile der Seelen entflammt, militärische Hilfe an, um ihnen den Weg zu diesen wilden Völkern mit den Waffen in der Hand zu bahnen. Doch die Apostel des Friedens verwarfen ein ihrem Berufe so ungeziemendes Mittel.

Getreu der Vorschrift des Evangeliums gingen sie wie wehrlose Schafe mitten unter die Wölfe hin; nur mit dem Brevier unter dem Arm, mit einem Stabe in der Hand, woran oben das Bildniß des Gekreuzigten angebracht war. Sie scheuten keine Gefahr, glitten oft über steile Berge herab, durchwateten Sümpfe, übersetzten reißende Ströme mit elenden Fahrzeugen, bahnten sich die Wege mit dem Beil in der Hand durch die dichtesten Wälder, litten Hunger und Durst, fürchteten sich nicht vor giftigen Schlangen, vor reißenden Tigern und andern wilden Thieren, deren es dort eine Menge gab, und suchten durch eine sinnreiche Liebe, durch himmlische Sanftmuth und unerschütterliche Standhaftigkeit die Herzen der Barbaren zu gewinnen.

Sie machten ihnen einige Geschenke, als Messer, Angeln, Nadeln, gefärbte Glaskorallen und andere Kleinigkeiten, welche in den Augen dieser rohen Leute einen ungemeinen Werth hatten. Sie reichten ihnen, wenn sie krank waren, Arzneien, verbänden ihre Wunden, leisteten ihnen die verächtlichsten Dienste, und ahmten, so viel möglich war, ihre Lebensweise nach.

Endlich beschloß eine Völkerschaft, sich unter gesellschaftlich und christlichen Gesetzen anzusiedeln. Man mußte nun vorerst wenigstens bis zur nächsten Aernte für den Unterhalt dieser neuen Gläubigen sorgen, und, was noch größere Mühe kostete, sollte man doch die nothwendigsten Handthierungen

Leute lehren, die eben so wenig Geschick als Lust zur Arbeit hatten. Ueberall mußten die Missionäre selbst Hand anlegen, um in den Reduktionen (so nannte man die christlichen Wohnplätze) Häuser und Kirchen zu erbauen, das Feld umzureißen, und den Indianern Nahrung zu verschaffen.

Gleichwohl blieben dieselben im Anfange nur träge Zuschauer, und nur mit Mühe brachte man es dahin, daß sie bei dem Feldbaue mitarbeiteten. Nach der Saat gingen sie, wie vorher, aufs Jagen und Fischen, und suchten in den ungeheuern Wäldern wilde Früchten und Honig auf. Wie angenehm wurden sie überrascht, als sie bei ihrer Rückkehr eine reichliche Aernte antrafen! Dieß feuerte ihren Muth zu neuer Arbeit an, und die benachbarten Wilden, von solchen Vortheilen gelockt, fanden bald an dieser Einrichtung Geschmack, so, daß in kurzer Zeit eine Menge solcher Niederlassungen oder Reduktionen errichtet wurden, deren Bewohner sich den Gesetzen der Gesellschaft und des Evangeliums unterwarfen.

Nach und nach thaten sich in diesen Gemeinden einige in verschiedenen Handwerken hervor. Es gab Maurer, Zimmerleute, Schlosser, Weber, sogar Baumeister, Bildhauer, Maler, Kupferstecher u. s. w. Das weibliche Geschlecht lernte spinnen, nähen, stricken, sticken, und nach dem Maße der geistigen und körperlichen Fortbildung dieser wilden Völker fing unter ihnen auch das Christenthum an immer mehr aufzublühen.

Die ersten Völkerschaften siedelten sich eigentlich in der Provinz Uraguay an, welche ein Theil von Paraguya ist, unter welchem Namen man hier fast die ganze Strecke des mittägigen Amerika begreift. Diese Provinz liegt gegen Osten, und ist von einem fortlaufenden Gebirge eingeschlossen, welches eine unermeßliche und sehr fruchtbare Ebene begränzet; die in einer Strecke von 330 Meilen der Uraguay durch-

strömet. Einige Reduktionen halten sich bald hernach in der Provinz Guaira zwischen Osten und Norden niedergelassen.

In diesem zum Feldbaue so geschickten und gesunden Landstriche zählte man bald bis an die 30 Völkerschaften, deren jede aus vier, fünf bis sechs Tausend Menschen bestand. Allein Guaira lag zum Unglücke in der Nachbarschaft von dem Fort des heiligen Paulus, einem berüchtigten Räubernester, das aus dem Abschaume der schlechtesten Menschen bestand.

Die Portugiesen hatten dieses Fort auf einem unzugänglichen Felsen am brasilianischen Meere angelegt. Da die ersten Bewohner keine Weiber hatten, so nahmen sie die Mädchen der Wilden zur Ehe. Die von ihnen erzeugten Kinder hatten alle Laster ihrer Mütter, aber keine der guten Eigenschaften der ersten Portugiesen geerbt, und sanken bald in der Verwilderung so tief herab, daß sich alle benachbarte Städte durch ihre Verbindung entehret glaubten.

Sie bildeten daher eine Art Räuber-Republik. Von diesen Mameluken — so heißt man sie gewöhnlich — wurden die angehenden Christen stets beunruhigt, geplündert, zu Tausenden in die unmenschlichste Sklaverei weggeschleppt, und endlich genöthigt, mit ihren Missionären wegzuziehen, und in einer Entfernung von 130 Meilen sich niederzulassen an dem Ufer des Parana, welches für die Feinde weniger zugänglich war.

Die Missionäre langten daselbst nach überstandenen unaussprechlichen Mühseligkeiten mit 12,000 neubekehrten Christen an, und errichteten zwei Reduktionen unter dem Titel unser Frau von Loretto und des heiligen Ignaz. Mehrere andere siedelten sich an zwischen den Flüssen Paraguay und Uraguay, und vertheilten sich so, daß sie sich bei etwaigem Ueberfalle wechselweise Hilfe leisten konnten.

Diese neuen Christen wurden endlich, durch die öftere

Nothwendigkeit sich zu vertheidigen, so geübt im Kriege, daß sie in der Folge das Land, welches sie verlassen hatten, wieder in Besitz nehmen, dort neue Reduktionen anlegen konnten, und sich im Stande fanden die Angriffe der Mameluken mit einem solchen Nachdrucke abzuweisen, daß sie es sobald nicht mehr wagten, sie zu beunruhigen.

Man zählte am Ende des 17. Jahrhunderts in der einzigen Provinz Guaira zwischen dem Parana und Uraguay 32 Reduktionen, und mehr dann 26,000 bekehrte Indianer. Mehr andere Wohnplätze hatte man neben einander zwischen Brasilien und dem Uraguay errichtet; andere wurden gegen Norden angelegt an dem Ufer des Mamora, welcher sich in den Amazonen-Fluß ergießt.

Auf der andern Seite des innern südlichen Amerika liegt ein ungeheurer Strich Landes, welcher gegen Westen das Gebirg von Peru und Chili, gegen Osten den Paraguay zu Gränzen hat; seine Länge von Norden gegen Süden beträgt mehr dann 400, und die Breite ungefähr 150 Meilen. Diese Gegenden werden von verschiedenen Völkern, und nordwärts vornehmlich von Chiriguanen bewohnet. Noch weiter nördlich findet sich der große See Carains, aus welchem der Fluß Paraguay entspringt; hier wohnen größtentheils die Manacicas und Chiquiten.

Oefter, aber immer vergebens, hatte man es versuchet, unter diesen Barbaren die christliche Religion einzuführen. Man verzweifelte schon an ihrer Bekehrung, als P. Arce in Gesellschaft des P. Zea die Umstände benützte, welche die Vorsehung allein so hatte anordnen können. Zwei benachbarte Nationen führten mit einander Krieg, der beiden gleich verderblich war. Der Beredsamkeit des P. Arce gelang es, den Frieden unter ihnen zu vermitteln. Beinahe zu gleicher Zeit erflehete dieser ehrwürdige Vater einem ihrer Landsleute

das Leben, welchen ein spanischer Statthalter zum Tode verdammet hatte.

Während diese Völker über eine unter ihnen so ungewohnte Liebe staunten, that er ihnen den Vorschlag, sich zu einer Religion zu bekennen, welche solche Gesinnungen einflößte. Die Caziquen sagten, um sich über diese wichtige Sache zu berathen, eine allgemeine Versammlung an, und in dieser wurde einmüthig beschlossen, das Christenthum im ganzen Lande anzunehmen, doch unter der Bedingung, daß man denen zu bleiben gestatten werde, die ihre Religion nicht ändern wollten. Der Missionär ging diese etwas gefährliche Bedingniß ein, vertraute Gott, und hoffte nicht ohne Grund, auch die Hartnäckigsten würden nach und nach sich dem Beispiele der Andern ergeben.

Sehr schön ist auch, was man von dem P. Diaz erzählt. Dieser unermüdete Hirt, nicht begnügt mit den Arbeiten seiner Gemeinde, besuchte auch andere Stämme der Ungläubigen, unter denen eine ansteckende Seuche wüthete, um wenigstens noch vor dem Tode einige Seelen dem Herrn zu gewinnen. Andererseits eilten auch die Menschenfresser herbei, um die von der Seuche nicht Ergriffenen aufzuzehren. Vornehmlich galt es dem Europäer, welcher den Kranken zu Hilfe geeilet war, nach dessen Fleisch sie gelüsteten, weil sie es für schmackhafter, als jenes ihrer Landsleute hielten.

Ein Gefangener, welcher ihnen entwischt war, brachte nach der Reduktion Nachricht von der Gefahr, welche ihrem Seelsorger drohete. Die Christen griffen sogleich zu den Waffen, und eilten ihm zu Hilfe. Sie kamen eben noch zur rechten Zeit, fielen über die Ungläubigen her, machten viele Gefangene und zerstreuten die übrigen. Zum Schrecken aller Barbaren wollten sie die Gefangenen an den nächsten Bäumen aufhängen; allein der Pater bath für die Elenden, daß sie ihm ausgeliefert wurden. Er überhäufte sie mit Wohl-

thaten, und ließ sie nach ertheiltem Unterrichte im Glauben frei nach Hause kehren.

Diese Großmuth machte so tiefen Eindruck auf die Barbaren, daß sie bei ihrer Heimkunft selbst Prediger und Lobredner des Evangeliums wurden. Bald hernach kamen sie an der Spitze ihrer ganzen Nation zurück, warfen sich dem liebvollen Missionär zu Füßen, und bathen inständig um die Taufe. Sie empfingen dieselbe nach hinlänglicher Prüfungszeit, und bezeugten in der Folge nicht weniger Eifer als Standhaftigkeit im Glauben.

P. Baraza unternahm um das Jahr 1675 der erste die Bekehrung der zahlreichen Völkerschaft der Moxes, welche mit mehr andern, kaum dem Namen nach bekannten, Völkern die Gegend um den Fluß Guapay bewohnten. Es schien unmöglich, ein so wildes Volk den Gesetzen des Evangeliums zu unterwerfen; allein der Muth und die ausdauernde Geduld des Missionärs besiegte alle Hindernisse, und es gelang ihm allein, drei sehr ansehnliche Reduktionen zu errichten. Da in der Folge noch mehrere evangelische Arbeiter ihm zu Hilfe kamen, ward diese Mission eine der blühendsten in ganz Amerika.

Damit nicht zufrieden, ging P. Baraza noch zu andern Völkern, um auch ihnen das Evangelium zu verkünden. Er drang bis in das Land der Baures ein; diese stellten sich Anfangs sehr gelehrig, aber sie waren treulose Verräther, und ermordeten am 16. September 1702 den, der ihnen die frohe Bothschaft des Heiles bringen wollte. So krönte dieser ehrwürdige Missionär mit der Marter seine 27jährige apostolische Laufbahn.

Es läßt sich leicht denken, daß noch eine Menge anderer Glaubenshelden bei der Eroberung eines so wilden Landes Opfer ihres Eifers geworden sind. Beinahe alle die ersten Stifter dieser Reduktionen, die Väter Gongalez, Rodriquez, . .

Castilio u. s. w. färbten diesen Weinberg des Herrn mit ihrem Blute. Die einzigen Einwohner von Paraguay haben die Väter Ortiz, de Blende, Alfaro, d'Arce, Sylva, Mendoza, Cavalieci, Fernandez, Arias, Sanchez und so viele andere ermordet. Aber eben dieses Blut war der fruchtbare Same neuer, eifriger und zahlreicher Christen. Die Barbaren von Paraquay, welche außer der Gestalt nichts Menschliches an sich zu haben schienen, und bloß dem Triebe ihrer Lüste folgten, sind Muster aller gesellschaftlichen und christlichen Tugenden geworden. So mächtig ist die Kraft des Glaubens, daß sie Völker, welche vorher die Schande der Menschheit waren, neu umschaffen kann, damit sie die Ehre und Zierde des Christenthumes werden.

Ein Jahr nach der Bekehrung der Moren am 22. Juni 1676 starb in einem Alter von 87 Jahren Klemens X. Ihm folgte am 21. September der Kardinal Odescalchi in seiner Würde nach, und nannte sich Innocenz XI. Er besaß die mehresten zum Pabstthume erforderlichen Eigenschaften; nur Schade, daß er sich mit den Wissenschaften zu wenig befreundet hatte.

Doch war er ein rechtschaffener Mann im strengsten Sinne des Wortes, und es war ihm eine Strenge eigen, die nicht selten an Härte gränzte. Er war einer von jenen Männern, die da glauben, ihre einmal gefaßten Entschlüsse durchsetzen zu müssen, in der Ueberzeugung, es sey einzig zu thun um die Ehre Gottes. Allein es wird sich in der Folge zeigen, wie viele Verdrießlichkeiten diese Unbeugsamkeit ihm mit dem französischen Hofe und der Geistlichkeit dieses Reiches zuzog.

# Achtzigstes Buch.

## Vom Anfange des Pabstthumes Innocenz XI. im Jahre 1676 bis zum Widerrufe des Ediktes von Nantes im Jahre 1685.

Das Licht der Aufklärung, welches sich von der Kirchenversammlung zu Trient überall verbreitete, fand sogar in den Verordnungen weltlicher Gerichtshöfe eine günstige Aufnahme. Als Beweis davon mag gelten der stets verehrungswürdige Ausspruch des Parlamentes zu Paris. Dieses schaffte den 28. Hornung 1677 die schändliche Gewohnheit ab, sich vor dem Antritte des Ehestandes zu prüfen, ob man zur Zeugung fähig sey oder nicht. Dieser Parlamentsspruch ist, wie der P. Avigni bemerket, gegründet sowohl auf die göttlichen als menschlichen Rechte, deren Gesetze eine so schändliche Prüfung verwerfen, welche nur die Frechheit der Weiber eingeführt, und die Thorheit (vielleicht dürfte man richtiger sagen, die geile Lust) der Männer so lange Zeit erhalten hat.

Das nächstfolgende Jahr den 17. Februar brandmarkte der Predigermönch und Magister des heiligen Pallastes P. Capisucci ein kleines Büchlein mit der Aufschrift: Tagzeiten der unbefleckten Empfängniß, genehmigt von Pabst Paul V., welcher hundert Tage Ablaß denen verliehen hat, welche dieselben mit Andacht bethen. Diese sonderbare Verdammung machte Aufsehen, weil man nicht ohne Grund glaubte, es werde dadurch der Ehre der göttlichen Mutter zu nahe getreten.

Der Kaiser Leopold I. wendete sich mit seinen Klagen über diesen Gegenstand selbst an Se. Heiligkeit. Innocenz XI. fand es daher für gut, die Erklärung von sich zu geben, daß man die erwähnten Tagzeiten nur darum verbothen habe, weil denselben ein erdichteter Ablaß angefügt, und fälschlich behauptet worden sey, daß Paulus V. sie genehmiget habe; aber die Tagzeiten selbst treffe dieses Verboth nicht, als welche man in der Kirche schon seit langer Zeit, und mit Bewilligung des päbstlichen Stuhles zu bethen pflege.

Zu gleicher Zeit ließen es sich die Obern der Väter des Oratoriums mit größtem Eifer angelegen seyn, ihre Kongregation vor dem Gifte der jansenistischen Lehre rein zu bewahren. Ihr Generalsuperior P. Bourgoin erließ ein Kreisschreiben in der Absicht, alle Väter der Kongregation zur Unterzeichnung der Bulle Alexanders VII. und des Formulars der französischen Geistlichkeit anzuhalten. Diese lobwürdige Vorsicht konnte indeß die Ansteckung nicht ganz verhüten, es gab in Frankreich und Flandern hie und da einige Oratorianer, welche an Jansens Lehre Wohlgefallen hatten, und sich vom Geiste der Hartnäckigkeit zum Ungehorsame gegen ihre Vorgesetzte verleiten ließen.

Darunter verdient vorzüglich genannt zu werden der, durch seine sittliche Betrachtungen über das neue Testament berühmte, P. Paschasius Quesnell. Lieber wollte er sein Ordenshaus verlassen, als die Bulle und das Formular unterzeichnen. Er ging daher nach den Niederlanden, und dort überließ er sich ohne Zwang seinem leidenschaftlichen Hange für die neue Lehre, zeichnete sich aber auch durch die Bitterkeit seines Eifers so vorzüglich aus, daß er unter allen Schülern Arnauds der würdigste befunden wurde, den Verlust dieses Mannes nach dessen Tode als Haupt der Partei zu ersetzen.

Man würde jedoch dieser ehrwürdigen Kongregation Unrecht thun, wenn man die meisten Glieder derselben des Jan-

senismus anklagen wollte. Gerade umgekehrt, bei weitem die mehresten, die angesehensten und gelehrtesten Väter des Oratoriums blieben treu dem alten Glauben, gehorsam der Kirche, und behaupteten dadurch den verdienten Ruhm ihrer allgemeinen geschätzten Gesellschaft.

Der Oberhirt der allgemeinen Kirche erfuhr im Jahre 1679, daß sich in gewissen Sprengeln mancherlei Mißbräuche bei der Ausspendung und dem Empfang des heiligen Abendmahles eingeschlichen haben. Man behauptete: es sey ein göttliches Geboth, alle Tage, selbst den Charfreitag nicht ausgenommen, zum Tische des Herrn zu gehen. Man empfing das Abendmahl nicht in der Kirche, sondern in Privat-Kapellen, zu Hause, zuweilen wohl gar im Bette, ohne bedenklich krank zu liegen.

Gewisse Priester schlichen bei frommen Seelen dieser Art in Geheim herum. Andere, ohne zur Verwaltung des Bußsakramentes von ihrem Bischofe bevollmächtigt zu seyn, hörten Beicht, und erlaubten sich, wenigstens von läßlichen Sünden loszusprechen, sie reichten auch den Kommunikanten mehrere, oder doch größere Hostien, als es gewöhnlich ist.

Die heilige Kongregation, welcher es obliegt, die über das trientische Konzilium aufgeworfenen Fragen zu entscheiden, erließ wider alle diese Mißbräuche eine Verordnung, die von dem Pabste genehmigt wurde. Die darin gegebenen Vorschriften sind so weise und gründlich, daß sie es verdienen, hier wenigstens im Auszuge angeführt zu werden.

Anfänglich wird bemerkt, daß die Väter und heiligen Lehrer, ob sie schon den Gebrauch der öftern, ja wohl täglichen Kommunion stets gebilliget, doch bei alle dem keinen Tag in dem Monat oder in der Woche bestimmet haben, an dem man gehalten wäre, zum Tische des Herrn zu gehen oder davon wegzubleiben. Das heilige Konzilium von Trient habe darüber ebenfalls nichts vorgeschrieben, und nur den

Wunsch ausgedrückt, daß doch alle Gläubigen in der gehörigen Verfassung seyn möchten, bei jeder Messe, die sie anhören, auch das heilige Abendmahl zu empfangen.

Es betrug sich in dieser Rücksicht mit vieler Klugheit, weil einerseits das Gewissen unergründliche Tiefen hat, und andererseits Gott oft den Schwächsten seine Gnaden im reichlichsten Maße ausspendet. Das Aug des Menschen kann dieses Dunkel nicht durchschauen, es kann über die Reinigkeit des Gewissens von einem jeden Einzelnen nicht entscheiden, und folglich auch den Ausspruch nicht thun, ob er das Brod des Lebens oft oder täglich empfangen soll. Dieß liegt den Gewissensräthen ob, welche Jedem ihrer Beichtkinder vorschreiben müssen, was ihm nach der Reinigkeit seines Herzens, und nach dem aus der öftern Kommunion erfolgenden Nutzen, zum Heile vorträglich ist.

Dieß soll man sich zur Richtschnur nehmen. Man soll daher nicht überhaupt gewissen Personen die öftere oder tägliche Kommunion verweigern, noch besondere Tage dazu bestimmen, als wäre man an denselben zu kommuniziren durch irgend ein Geboth verbunden; man soll sich vielmehr befleißigen, den Seelenzustand eines Jeden zu erkennen, und daraus abnehmen, was ihm zum geistlichen Fortgange gedeihlich ist.

Wollen die Prediger die Gläubigen zum öftern Genuß des Abendmahles einladen, so müssen sie auch von der nothwendigen Vorbereitung zum würdigen Empfange desselben reden. Die, welche in sich einen heiligen Trieb fühlen, dieses Himmelsbrod oft oder täglich zu genießen, muß man erinnern, die Hoheit und Würde dieses Sakramentes und ihre eigene Armseligkeit wohl zu beherzigen, und demnach nur mit größter Ehrfurcht zum Tische des Herrn zu gehen.

Dieser weisen Berathung zufolge erließ der Pabst ein Dekret, worin er erklärte, daß es keineswegs eine göttliche Anordnung sey, täglich zu kommuniziren; daß man die Kom-

munion ohne besondere Erlaubniß in Privatkapellen nicht austheilen solle; daß man noch weniger dieß heilige Sakrament heimlich in die Häuser bringen, oder solchen reichen solle, die nicht so krank sind, daß sie nicht in die Kirche kommen können; daß man den Kommunikanten nicht mehr als eine, und zwar, wie gebräuchlich, kleinere Hostie geben solle. Endlich verboth er allen Priestern, die nicht die erforderliche Erlaubniß vom Bischofe hätten, Beicht zu hören, und auch nur von läßlichen Sünden loszusprechen.

In eben diesem Jahre 1679 den 2. März verdammte Innocenz **XI.** fünf und sechzig Sätze der lockern Sittenlehre, und verboth unter der Bannstrafe sie zu lehren oder zu vertheidigen l). Die Jansenisten ermangelten nicht, diese irrigen und in der That verwerflichen Sätze den Jesuiten auf die Rechnung zu bringen. Eine wahre Verläumdung, wegen welcher sich die Väter der Gesellschaft durch eine besondere Druckschrift gründlich rechtfertigten.

Dagegen konnten es die Jansenisten mit aller ihrer Schlauheit nicht verhindern, daß nicht in kurzer Zeit das Verdammungsurtheil über einige Schriften erging, deren Verfasser zu ihrer Partei gehörten. So wie Klemens **IX.** verdammte Innocenz **XI.** das neue Testament von Mons, ferner die Vertheidigung der Kirchenzucht von Sens, in Rücksicht der Auferlegung öffentlicher Bußen für öffentliche Sünden, aus dem Grunde, weil darin jansenistische Irrthümer versteckt waren.

Ein gleiches, oder noch strengeres, aber wohl verdientes Urtheil fällte er über ein Werk prangend mit der Aufschrift: Spiegel der christlichen Frömmigkeit. Man sollte es lieber Spiegel der unchristlichen Aergerniß genannt haben.

---

l) Diese Sätze, deren Aufzählung wahrlich zur Erbauung nichts frommen würde, sind zu lesen in dem Apparatus ad Theologiam Franc. Ant. Zachariae. pag. 255—265.

Der Verfasser war P. Gerberon, der sich aber unter einen erborgten Namen hüllte. Schaudern muß man, wenn man in diesem angeblichen Spiegel der Frömmigkeit liest, daß Gott ohne Rücksicht auf Schuld oder Verdienst den größten Theil der Menschen von Ewigkeit zu den Strafen der Hölle vorherbestimmt habe; daß er nach der Erbsünde nur wenige selig machen wolle u. s. w. Dieß ist doch der lebendige Kalvinismus, wieder zum Leben erweckt in den Schriften des Bajus, Jansenius und ihrer Anhänger.

Endlich verdammte Innocenz XI. eine lateinische Abhandlung mit der Aufschrift: Versuch der christlichen und teuflischen Sittenlehre. Der Verfasser war P. Gabrielis aus dem dritten Orden des heiligen Franziskus. Aber er entsagte dem demüthigen und rechtgläubigen Geiste seines Ordensstifters und huldigte lieber dem stolzen Sektengeiste.

Alle diese Urtheile des Pabstes wurden in der allgemeinen Kirche wenigstens durch die stille Einwilligung der Bischöfe anerkannt. Anders verhielt es sich mit der Verdammung, die er wider die Abhandlung des P. Gerbais, Doktors der Sorbonne, über die Befugnisse der Bischöfe in größern Rechtsfällen (Causae majores) am 18. Dezember 1680 ergehen ließ.

Der Verfasser suchte zu beweisen, erstens: daß die Bischöfe befugt wären, über die Gegenstände der Disziplin sowohl als des Glaubens zu sprechen, und ihre unmittelbar von Jesu Christo empfangene Macht den in ihren Sprengeln sich ergebenden Neuerungen entgegen zu setzen. Zweitens: daß nach der Verordnung der Kirchenversammlung von Sardika die Bischöfe bei dem ersten Gerichtsstande in ihren Provinzen gerichtet werden müssen. Uebrigens kamen in dieser Schrift mehrere Züge vor, welche den römischen Hof eben nicht schonten.

Der Klerus ließ eine zweite Auflage von diesem Werke

machen, bei welcher Gelegenheit man einige Ausdrücke weglassen mußte, welche zu dem päbstlichen Verdammungsurtheil dürften Anlaß gegeben haben. Die Bischöfe nahmen nun diese Schrift, als günstig ihren Gerechtsamen, in Schutz, und so begann das Vorspiel jener Streitigkeiten, welche bald hernach zwischen Frankreich und Innocenz XI. ausbrachen.

In der Zwischenzeit, im Jahre 1680 nämlich, ward in England Vicomte Wilhelm von Stafford zum Tode verdammt, unter dem Vorwande einer vermittelst der Katholiken angezettelten Verschwörung wider den König Karl II., welcher Fürst, so sehr er auch Protestant war, doch weit mehr Vertrauen zu den Katholiken, als zu den Unterthanen seiner Konfession hatte. So ungegründet auch diese Beschuldigung war, so wurden doch eine Menge Katholiken das Opfer der schwärzesten Verläumdung. Unter diesen war auch Stafford des Königs Liebling.

Dieser edelmüthige Bekenner seiner Religion wurde 1681 den 8. Januar als ein siebzigjähriger Greis zu London enthauptet. Schon auf dem Blutgerüste hielt er noch mit einer des Glaubens, zu dem er sich bekannte, würdigen Unerschrockenheit eine Rede zu seiner Rechtfertigung, und betheuerte, daß er mit Freuden für die römisch-katholisch-apostolische Religion sterbe. Ein paar Jahre darnach entdeckte sich die Ruchlosigkeit der falschen Ankläger, die dafür mit dem Tode bestrafet wurden.

Während die Engländer, eine gesittete christliche Nation, die katholische Religion in ihrem Reiche verfolgten, fand dieselbe selbst bei den wilden Völkern in Kanada eine freundliche Aufnahme. Sogar die Irokösen, die grausamsten unter allen Menschenfressern, nur gewöhnt, ihren viehischen Leidenschaften zu folgen, zeigten sich empfänglich für die wohlthätigen Einflüsse des Glaubens, und bald sah man hier die

schändlichsten Laster verschwinden, und dafür die herrlichsten Tugenden aufblühen.

Die ersten Kenntnisse des Evangeliums hatten die Irokösen zu verdanken dem P. Jogues, dessen muthvoller Eifer in der Folge durch den Martertod gekrönt wurde. Doch es fanden sich zum Dienste des Evangeliums gleich wieder andere Gehilfen, die nichts anders sich wünschten, als des nämlichen Glückes theilhaftig zu werden. Unter diesen verdient vorzüglich P. Lamberville genannt zu werden, der die Bekehrung eines irokösischen Mädchens vollendete, welches man als ein Wunder der Tugend betrachten darf.

Katharina von Tegahkuita war die Tochter eines ungläubigen Vaters und einer christlichen Mutter, welche sehr viel auf ihre Religion hielt. Allein die gute Mutter starb, ehe noch ihr vierjähriges Kind getauft war. Das Waislein blieb unter der Aufsicht ihrer nächsten Anverwandten. Ihr durch die Blattern geschwächtes Auge konnte einige Jahre das Sonnenlicht nicht ertragen, und die Vorsicht benützte diesen Unfall, um ihre Gnadenwahl zu versichern.

Da sie ganze Tage in ihrer Hütte zubringen mußte, fand sie allmälig an der Einsamkeit Geschmack, und durch dieses Mittel bewahrte sie die Unschuld der Sitten. Wenn sie sich einen Fehler vorwerfen konnte, so war es nur dieser, daß sie aus Nachgiebigkeit gegen ihre Verwandte sich zu sehr dem weiblichen Putze ergab. Sie bereuete diesen Fehler nachher ihr ganzes Leben.

Um diese Zeit entstand zwischen den in Kanada sich ansiedelnden Franzosen und den Irokösen ein Krieg, wobei diese den Kürzern zogen, und um Friede bathen. Da es den Franzosen vorzüglich darum zu thun war, das Evangelium unter diesen Wilden zu verbreiten, so wählte man drei Missionäre zu Friedensstiftern. Diese wurden durch eine beson-

dere Fügung der Vorsehung eben in dem Hause der Tegahkuita empfangen.

Und wie erstaunten sie, als sie dieses fromme Mädchen zu Gesichte bekamen, über ihre englische Sanftmuth und Sittsamkeit. Dagegen wurde aber auch die Jungfrau innigst gerührt von dem sanften Ernste, von der zärtlichen Liebe und von der heiligen Andacht im Gebethe, welche sie an diesen Gottesmännern wahrnahm. Sie würde jetzt schon um die Taufe angehalten haben, zu welcher Gnade sie ihres Eifes wegen reif zu seyn schien, wenn die Missionäre länger daselbst verweilet hätten.

Allein den dritten Tag nach ihrer Ankunft wurden sie in ein anderes Dorf abgerufen, wo man sie mit einer Feierlichkeit empfing, welche für den günstigen Erfolg ihrer Sendung eine erfreuliche Vorbedeutung war. Zwei dieser Missionäre ließen sich in diesem Flecken nieder, der dritte zog weiter, um eine Mission bei einer Völkerschaft 30 Meilen einwärts im Lande zu stiften. Folgendes Jahr errichtete man eine dritte, hernach eine vierte, endlich eine fünfte. Die Missionäre der Agnieser und Tsonnontuaner reichten für diese zahlreichen Völkerschaften nicht mehr hin, und man mußte in der Folge die Zahl der evangelischen Arbeiter vermehren.

Indessen erreichte Tegahkuita das mannbare Alter, und ihre Verwandten hatten ihr schon eine sehr vortheilhafte Heirath zugedacht. Allein die keusche Irokösin entfloh ihrem Bräutigam am nämlichen Abend, da sie ihn nach Landessitte zum Manne hätte nehmen sollen. Beide Familien hielten sich für beschimpft, und ließen das tugendhafte Mädchen ihre ganze Rache empfinden. Von nun an hatte Tegahkuita Vieles zu leiden, aber sie litt Alles mit bewundernswürdiger Geduld, und der Himmel fügte es, daß P. Lamberville als Missionär in das Dorf kam, welches ihr Aufenthaltsort war.

Diesem offenbarte sie ihren sehnlichsten Wunsch und den

festen Entschluß, eine Christin zu werden, und die Taufe zu empfangen, nicht achtend, was sie darum von ihren heidnischen Anverwandten würde auszustehen haben. Die Schönheit ihrer Seele, ihr offenes Wesen und die Lebhaftigkeit ihres Geistes machten tiefen Eindruck auf den Missionär. Er ließ sich ihren Unterricht ganz vorzüglich angelegen seyn, und erkundigte sich genau um ihre Sitten. Selbst ihre Verfolger mußten ihrer unbescholtenen Tugend Zeugniß geben, und nun wurde sie ihrer Bitte gewährt. Sie empfing die Taufe am Ostertage 1676, und erhielt darin den Namen Katharina.

Das vorher schon so tugendhafte Mädchen schien jetzt ganz in einen neuen Menschen umgeschaffen zu seyn. Durch Gebeth, Bußwerke und Selbstkreuzigungen erhob sich diese neue Christin bald zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit. Allein eben diese neue Lebensweise wollte ihren Verwandten nicht gefallen, sie verfolgten die christliche Heldin, und legten ihrer Tugend tausend Fallstricke. Tegahkuita siegte zwar in allen diesen Gefahren; allein fest gegründet in der Demuth, und eben darum mißtrauend auf sich selbst, faßte sie den Entschluß, ihre Wohnung zu verlassen, und einen ihrer Tugend günstigern Aufenthalt zu suchen.

Seit kurzer Zeit hatte sich eine Pflanzung von Irokösen unter den Franzosen angesiedelt. Da er zwischen beiden Nationen geschlossene Friede diesen Wilden die Freiheit gewährte, in dem französischen Gebiethe zu jagen, so ließen sich viele auf der großen Magdalenenheide nieder. Es kamen Missionäre dahin, welche ihnen mit Salbung und mit dem besten Erfolge das Evangelium predigten. So entstand die berühmte Mission des heiligen Xavier von Sault, welche sich bald sowohl wegen der Anzahl, als wegen dem Eifer dieser Glaubensneulinge vor andern auszeichnete.

Katharina entging glücklich den Nachstellungen ihres heidnischen Oheims, und ließ sich in dieser blühenden Chri-

stenheit nieder. Wie erbauet wurde das fromme Mädchen durch die schönen Tugendbeispiele der dortigen Gläubigen; aber auch ihr Tugendglanz leuchtete hier im vollsten Lichte. Die Missionäre erlaubten ihr nun, das erste Mal zum Tische des Herrn zu gehen, eine Gnade, welche man sonst den Irokösen erst nach einer Prüfung mehrerer Jahre zu gewähren pflegt. Von nun an war Katharina fest entschlossen, sich ganz ihrem Gott zu ergeben, und als man ihr wider ihre Vermuthung auch hier Anträge zum Heirathen machte, erklärte sie, daß sie Jesum zu ihrem Bräutigam gewählet habe, und diesem ewige Treue halten wolle.

Da nun einmal dieses feierliche Opfer gemacht war, schien diese jungfräuliche Seele vielmehr im Himmel, als auf der Erde zu wohnen. Sie fand nun mehr Geschmack an der Einsamkeit, und lag zu halben Tagen an dem Fuße der Altäre. All ihr Umgang war im Himmel, und wenn sie noch zuweilen mit Menschen redete, so war ihr Gespräch nur von Gott und göttlichen Dingen; überall fand sie ihn, und unterhielt sich mit ihm. Unabläßig bethete sie, auch wenn sie am meisten beschäftiget war, und ihre Arbeit gewann dadurch an Thätigkeit und Munterkeit.

Aber den größten Theil der Nacht brachte sie stets in der innigsten Vereinigung mit ihrem göttlichen Bräutigam zu, und wie ihre Frömmigkeit zunahm, verdoppelte sie ihr Wachen und Fasten, und andere Leibesstrengheiten. Man darf sagen, daß sie in neuen Erfindungen zur Kreuzigung ihres Fleisches eigentlich sinnreich war, zu bezeugen ihre Liebe und Dankbarkeit dem göttlichen Heilande, der sie am Kreuze erlöset hatte.

Doch eben diese Strengheiten zehrten allmählig die Kräfte ihres Leibes ab, ohne daß sie darum etwas an Geistesstärke verlor. Sie wurde von einem Schleichfieber befallen; sie mußte lange und heftige Schmerzen leiden; aber nie sah

man an ihr ein Zeichen der Ungeduld, vielmehr heilige Freude leuchtete aus ihrem Angesichte, und sie nannte sich glücklich, daß sie am Kreuze sterben konnte. Ihr Wunsch ward erfüllet, denn beim Anfange der Charwoche näherte sich ihr Ende. Sie empfing mit Inbrunst die heiligen Sakramente der Sterbenden, und verschied am Mittwoche Abends eines sanften Todes. Sie hatte noch nicht volle 24 Jahre, aber sie war schon reif für den Himmel.

Ihr von Selbstpeinigungen entstaltetes Angesicht schien gleich nach dem Tode ganz verändert und so anmuthig, daß alles Volk, wie ein Wiederschall der Stimme Gottes rief: Die Heilige ist gestorben! Katharina ist in die Freude des Herrn eingegangen! So unverkennbar sah man einen Strahl der himmlischen Glorie auf ihrem Antlitze leuchten. Gott verweilte auch nicht, das Andenken dieses irdischen Engels zu verherrlichen durch eine Menge wunderbarer Genesungen, die an ihrem Grabe erfolgten.

Ob sich aber schon Katharina unter den Christen der Mission von Sault ganz besonders auszeichnete, so gab es doch daselbst deren noch eine Menge, die ihre Tugenden nachahmten; vorzüglich trieben Personen ihres Geschlechtes den Eifer in den Selbstpeinigungen so weit, daß sich die Missionäre genöthiget sahen, diesen unbescheidenen Strengheiten mit allem Nachdrucke Einhalt zu thun.

Unglücklicher Weise brach um diese Zeit der Krieg zwischen Frankreich und England aus, und die noch heidnischen Irokösen hielten es aus politischen Absichten mit der letzteren Nation. Sie luden daher ihre Landsleute, die Kolonisten von Sault ein, sie sollten in ihr eigenthümliches Land zurückkehren, und mit ihnen gemeinsame Sache machen. Allein diese ahnten die ihrem Glauben drohende Gefahr, und schlugen standhaft alle Anträge und Einladungen aus. Sie wur-

den also als Feinde des Vaterlandes erkläret und mit aller Wuth verfolget.

Allein die guten nunmehr christlichen Irokösen hatten gelernet, Verfolgung zu leiden, und selbst dem Tode unerschrocken entgegen zu gehen. Man könnte eine Menge Personen beiderlei Geschlechtes anführen, und die rührendsten Geschichten erzählen, wie dieselben mitten unter den grausamsten Peinen muthig ihren Glauben bekennet, sterbend noch für ihre Peiniger gebethet, und freudig die Marterkrone sich erkämpfet haben.

Zur Erbauung unserer Leser wollen wir davon nur einige berühren. Ein feindlicher Haufen überfiel einige Neubekehrte auf der Jagd, machte sie gefangen, und briet sie beim langsamen Feuer. Diese Helden predigten mitten in der Glut ihren Peinigern Jesum Christum, und bathen sie durch die Annahme des Christenthumes sich von einem unendlich schrecklichern Feuer zu retten. Einer derselben, Stephanus mit Namen, bethete, eh' er seinen Geist aufgab, nach dem Beispiele des Heiligen, dessen Namen er trug, für seine unmenschlichen Mörder. Gerührt durch eine unter ihnen nie gesehene Herzensgüte, verließen mehrere ihr Vaterland, flüchteten nach Sault, und wurden Christen.

Ein anderer Stephanus wurde von den Wilden in ihren Sammelplatz Onnontague geführt. Die Barbaren liefen ihm bei seiner Ankunft mit ihren schrecklichen Waffen und Rache schnaubend entgegen. „Du bist verloren Bruder!“ sagte einer zu ihm, „aber du bist auch selbst an deinem Ver„derben Schuld, weil du uns den Christenhunden zu Lieb „verlassen hast.“ — „Ja ich bin ein Christ,“ erwiederte Ste„phan, „und rechne es mir zur Ehre, ein Christ zu seyn. „Thut mit mir, was ihr wollt. Mit Freuden werde ich lei„den für meinen Heiland, der unendlich mehr für mich ge„litten hat.“

Wie Rasende fielen sie jetzt mit ihren Messern über ihn her, und zerschnitten ihn so sehr am ganzen Leibe, daß das Blut in Strömen von ihm floß, rissen ihm dann die Nägel aus, hieben ihm nach und nach die Finger bis an die Handwurzel ab, und sprachen ihm höhnisch zu, daß er jetzt bethen sollte. Und der unüberwindliche Blutzeuge erhob auf jede Aufforderung die gestümmelten Glieder, bezeichnete sich, so gut er konnte, mit dem Kreuze, flehte zum Himmel, und stimmte sogar die gewöhnlichen Missionslieder mitten unter den grausamsten Mißhandlungen an.

„Immer möget ihr euch weiden an meinen Leiden,“ sprach er voll Muth, „meine Sünden verdienen noch unend„lich mehr. Ihr schadet mir dadurch nicht; denn jemehr ihr „mich peiniget, desto größer wird meine Seligkeit im Himmel „seyn.“ Diese Worte machten die Barbaren noch rasender; sie fielen nun mit feurigen Bränden und glühenden Eisen auf ihn her, und Jeder suchte ihn nach Vermögen zu quälen. Da nun seine Kräfte schwanden, bath er um eine augenblickliche Ruhe, verrichtete sein letztes Gebeth, empfahl seine Seele dem göttlichen Heilande, flehte für seine Peiniger um Gnade zum Himmel, und gab endlich nach wiederholten Martern seinen Geist ganz gelassen in die Hände seines Schöpfers auf.

Bei einem andern feindlichen Einfalle in die Mission von Sault führten die Irokösen ein Weib, Franziska mit Namen, sammt ihrem Manne mit sich fort. Diesem schlugen sie gleich auf dem Wege den Kopf ab; das Weib aber schleppten sie nach Onnontague. Hier mußte sie ein Gerüst besteigen, auf dem sie vor allen ihren Landsleuten und Anverwandten ihren Glauben an Jesus Christus laut und herzhaft bekannnte mit dem Beisatze, daß sie sich glücklich schätze, durch die Hände ihrer Landsleute nach dem Beispiele Jesu zu sterben, den sein Volk, das er so innig liebte, gekreuzigt hätte.

Einer ihrer Verwandten, der sie schon früher von dem Christenthume hatte abwendig machen wollen, sprang auf diese Worte auf das Gerüst, riß ihr das Kreuz vom Halse, machte ihr mit dem Messer einen Schnitt kreuzweis in das Gesicht, und schrie: „Sieh da, was du deinem Vaterlande und „Verwandten vorziehest.“ — „Habe Dank, mein Bruder!“ versetzte hierüber Franziska, „ich konnte das Kreuz verlieren, „das du mir vom Halse gerissen, aber das, was du mir da„für gegeben, wird mir Niemand mehr rauben können, so „lange mein Leib nicht vermodert.“

Hierauf führte man sie drei Nächte bei allen Hütten herum, wo sie vom wilden Pöbel mißhandelt wurde. Den vierten Tag band man sie an einen Pfahl, wo 30 oder 40 Weiber feurige Brände oder glühende Flintenröhre an alle Theile ihres Leibes hielten. Drei Stunden dauerte diese Marter, und kein Klagewort entfiel dem Munde der Heldin. Endlich zogen sie ihr nach der Sitte dieses wilden Volkes die Haare sammt der Haut über den Kopf, und bestreuten den entblößten Hirnschädel mit glühender Asche, und zwangen sie vor ihnen herzulaufen, indeß sie einen Hagel Steine auf sie warfen, unter dem sie auf ihren Knieen liegend und Gott sich opfernd ihren Kampf vollendete.

Eine andere Christin, Namens Margaretha, von ihrem 13. Jahre an, wo sie die Taufe empfing, ein Muster jeder Tugend, endete ihr Leben in einem Alter von 24 Jahren durch eben diese Qualen. Durch unzählbare Messerschnitte zerfleischt, sagte sie zu einem bis zu Thränen gerührten Franzosen, der Zeuge ihres Kampfes war: „Du weinest über mein „Schicksal, und ich habe wirklich nur noch einige Augenblicke „zu leben. Aber Dank dem Herrn, ich fürchte weder Tod „noch Marter. Ich leide doch immer viel weniger, als ich „verdiene. Bitte zu Gott, daß er mir meine Sünden ver„zeihe, und mir Stärke zum Auskämpfen verleihe.“

Als sie gebraten am Feuer nach Wasser seufzte, bereute sie bald ihre Bitte wieder. „Auch Jesus, mein Heiland, litt „Durst für mich am Kreuze," sagte sie, „ist es nicht billig, „daß auch ich mit ihm gleiche Qual aus Liebe seiner leide?" Nachdem sie alle die gewöhnlichen Martern, wie Franziska, überstanden, warf man sie, noch athmend, in ein großes Feuer, das sie zu Asche verbrannte.

Sie hatte ihr zartes einjähriges Kind bei sich. Als man diese kleine Unschuld zu Margarethen ins Feuer werfen wollte, rief sie dreimal die Mutter beim Namen, und streckte die Hände nach ihr zum Himmel. Ein Anblick, der selbst den Wilden wunderbar schien und ihre Herzen rührte. Das Kind wurde den Flammen entrissen. Weil aber die Mutter fürchtete, es möchte im Heidenthume erzogen werden, so bath sie sterbend zu Gott, es mit ihr zu vereinigen. Und sehet, einer der Barbaren ergriff den Säugling beim Fuße, schwang ihn einige Male durch die Luft, und zerschellte seinen Kopf an der nahen Mauer.

Dieß waren die Früchte des Heiles, welche der Same des Evangeliums in dem unfruchtbarsten Lande getragen hat, und die Folgen eines Unterrichtes, der, wie so gerne den katholischen Missionären der Neid der Sektirer vorwirft, nichts weniger als oberflächlich war, indem er in den Herzen der Neubekehrten eine Standhaftigkeit erzeugte, die man selbst in den ersten Christen bewundern würde.

Welch eine Ehre für die Gnade Jesu Christi, durch die diese Früchte gereifet sind! Aber wie viele Aufopferungen kostete es auch den Missionären, die Lehren des Heils solchen wilden Menschen annehmbar zu machen? Sie mußten im strengsten Sinne Allen Alles werden, und sich zu allen Schwachheiten und Entbehrungen des wildesten Volkes herablassen, um es Jesu Christo zu gewinnen. Doch die Gnade Jesu wirkte mit ihnen, so daß sie alle Hindernisse, Gefahren

und Müheseligkeiten überwanden, und sich immer neuer und neuer Bekehrungen erfreuen konnten.

Sehr natürlich sahen die englischen Pflanzer diese geistlichen Eroberungen mit neidischen Augen an, weil dieselben der französischen Macht in diesen Gegenden ein großes Uebergewicht gaben. Sie versuchten daher alle Wege, um die Landeseinwohner von den Franzosen abwendig, und sich geneigt zu machen. Aber Alles war vergeblich; denn das Band der Religion hatte sie zu fest an die Franzosen geknüpfet m). Die Engländer sahen dieß wohl ein, und sparten keine List, diesen guten Wilden in Protestanten umzuwandeln. Auch diese List schlug fehl, und es mag nicht unangenehm zu lesen seyn, wie die katholischen Wilden durch ihren Sprecher den protestantischen Prediger abgefertiget haben, der sie zu verführen war abgeschickt worden.

„Deine Sprache befremdet mich," sagte der Sprecher, „und ich wundere mich über deine Dreistigkeit. Du warst „schon lange hier, ehe ich noch einen Franzosen gesehen hatte, „und weder du, noch Jemand Anderer aus den Deinen hat „mit mir von dem großen Geiste n), oder von dem Gebe„the o) geredet. Sie fragten nur meinen Biberfellen und „Orignakhäuten nach, um diese allein bekümmerten sie sich. „Nur die suchten sie mit einer unersättlichen Begierde auf, „so daß ich ihrer nicht genug liefern konnte; brachte ich sie „in Menge herbei, war ich ihr großer Freund, und dieß „war auch Alles."

„Aber eines Tages verirrte ich mich, und kam nahe

---

m) Lettr. edif. T. VI. pag. 210.

n) Mit dem Namen des großen Geistes bezeichneten die Wilden Gott.

o) Unter dem Worte Gebeth verstehen sie den gesammten Religionsunterricht.

„bei Quebek in einen Flecken, wo die Schwarzröcke p) das „Gebeth lehrten. Sogleich bei meiner Ankunft bewillkommte „mich ein Schwarzrock. Ich hatte Pelzwerk bei mir, es zu „verhandeln; aber er würdigte alle diese Waare kaum eines „Blickes. Im Gegentheile zeigte er sich äußerst geschäftig, „mit mir zu reden von dem großen Geiste, von dem Him„mel, von der Hölle und von dem Gebethe, als dem einzi„gen Mittel, dieser zu entgehen, und der ewigen Glückselig„keit sich zu versichern.“

„Seine Worte gefielen mir, und ich blieb lange in sei„nem Wohnorte und hörte ihm zu. Endlich öffneten sich „meine Augen, ich nahm das Gebeth an, und empfing die „Taufe. Ich kehrte zurück, und erzählte meiner Familie und „meinen Landsleuten, wie glücklich ich gewesen war. Man „beneidet mich, sucht den Schwarzrock auf, und bereitet sich „zur Taufe. So betrug sich gegen mich der französische „Schwarzrock.“

„Hättest du, da wir einander das erste Mal begegne„ten, von dem Gebethe mit mir gesprochen, vielleicht würde „ich zu einer Zeit, wo ich zwischen dem guten und bösen „Gebethe noch nicht zu unterscheiden wußte, zum Unglücke „so, wie du, gebethet haben. Aber jetzt bethe ich, wie der „Franzose, und ich sage dir: Sein Gebeth ist gut, und das „deine ist böse, und ich werde mich so lange an das erstere „halten, bis die Erde brennen und im Rauche aufgehen „wird.“

Während der römisch-katholische Glaube unter den wilden Völkern in Neufrankreich so herrlich siegte, zog sich in Altfrankreich über die Kirche ein Ungewitter zusammen, welches nicht ohne Grund eine verderbliche Spaltung befürchten ließ. Die Gefahr entstand aus einer Mißhelligkeit

---

p) So heißen sie die Jesuiten.

zwischen dem römischen und französischen Hofe bei Gelegenheit der Regalien oder des Rechtes, die Einkünfte der erledigten geistlichen Pfründen und Benefizien zu beziehen, welches die Könige von Frankreich schon seit langer Zeit, aber freilich nur durch Vergünstigung des heiligen Stuhles, ausgeübt hatten, doch so, daß noch manche Kirchen davon befreiet waren.

Ludwig XIV., welcher alle Mittel zur Verbesserung seiner Finanzen aufsuchte, wollte dieses Recht über alle Kirchen des Reiches ausdehnen. Die betheiligten Bischöfe machten dagegen sehr nachdrückliche Einsprüche, besonders aber sah Pabst Innocenz XI. diese Erweiterung der Regalien als eine offenbare Verletzung der bestehenden kirchlichen Gerechtsame an, und erließ daher ein Breve an den König sowohl als an die Bischöfe und Kapitel, um jenen von diesen Eingriffen abzumahnen, und diese zur standhaften Handhabung ihrer hergebrachten Rechte zu ermuntern. So wurde dann, indem beide Parteien ihren Zweck mit Hitze verfolgten, das Feuer der Zwietracht nur noch heftiger angefacht.

Der König, keineswegs geneigt zur Nachgiebigkeit, berief daher auf den 9. des Wintermonates 1681 die französische Geistlichkeit zusammen, um über das berufene Regale genauere Untersuchungen anzustellen. Aus 130 Bischöfen, welche Frankreich damals zählte, erschienen nur 34, wie aus den Unterschriften erhellet, obwohl Einige 36, Andere 40 oder noch mehr angaben. Aus dem geringern Klerus waren auch nicht mehr als 38 Prälaten, Aebte u. s. w. zugegen. Daß die Gesandten der Uebrigen, auf deren Zustimmung man nicht rechnen durfte, ausgeschlossen, entweder gar nicht einberufen oder zurückgewiesen worden seyen, hatte wenigstens der Großvikar von Pamiers in Languedok öffentlich vorgeworfen.

Bei der Eröffnung der Sitzungen hielt Bossuet eine vor-

treffliche Rede von der Einigkeit der Kirche, worin er an mehreren Stellen mit Kraft und Würde für den Primat des römischen Stuhles spricht. Allein in diesen Sitzungen fügte sich der versammelte Klerus nach dem Wunsche des Königs, vielleicht mehr aus Ehrfurcht gegen das königliche Ansehen, als aus Ueberzeugung, daß die Sache mit dem Rechte, zumal mit dem kirchlichen Rechte übereinstimme. Die Ehrfurcht, oder die Furcht, vielleicht noch dazu durch andere Leidenschaften belebet, vermochte den Klerus zu Entscheidungen über die Rechte des heiligen Stuhles, und über die Macht des Pabstes, wodurch sich Innocenz beleidiget fand, und die er mit einem sehr strengen Urtheile belegte.

Diese Entscheidungen sind bekannt unter dem Namen der vier Sätze des gallikanischen Klerus. Da sie heut zu Tage wieder ein neues Interesse gewonnen haben, und von den Gegnern des römischen Stuhles über die Gebühr gelobt werden, so wird es dem Leser angenehm seyn, wenn wir dieselben vollständig und in einer getreuen Uebersetzung hier aufführen q).

## Erklärung der französischen Geistlichkeit über die kirchliche Macht. Am 19. März 1682.

Viele wagen es, die von unsern Voreltern mit so großem Eifer vertheidigten Beschlüsse und Freiheiten der französischen Kirche, und ihre auf den heiligen Satzungen und auf der Erblehre der Väter beruhenden Gründe niederzureißen.

Es gibt aber auch deren, die sich nicht scheuen, unter dem Vorwande derselben, den Primat des heiligen Petrus, den ihm von allen Christen gebührenden Gehorsam, und die

---

q) Man sehe die vortreffliche Schrift: »Was glaubte von jeher die »katholische, namentlich die französische Kirche vom Bischofe zu »Rom?« S. 170 ff. Augsburg, bei Peter Paul Bolling. 1812.

allen Völkern ehrwürdige Majestät des apostolischen Stuhles, auf welchem der Glaube verkündet und die Einheit der Kirche erhalten wird, zu schwächen.

Auch die Ketzer unterlassen nichts, um diese Macht, durch welche der Friede der Kirche gehandhabet wird, den Königen und Völkern als verhaßt und lästig darzustellen, und mittelst solcher Trugkünste die einfältigen Seelen von der Gemeinschaft der Kirche unserer Mutter, und also auch von der Gemeinschaft Jesu Christi loszureißen.

Damit wir nun diese Nachtheile von uns abwenden, haben wir auf königlichen Befehl versammelte Erzbischöfe und Bischöfe, die wir die französische Kirche vertreten, mit sammt den übrigen verordneten Geistlichen, nach sorgfältiger Berathschlagung, gut befunden, Folgendes zu beschließen und zu erklären:

I. Allererst, daß dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern, den Statthaltern Christi und der Kirche selbst von dem Herrn die Gewalt über geistige und dem ewigen Heile zugehörende, nicht aber über bürgerliche und zeitliche Dinge sey übergeben worden zufolge der Worte des Herrn: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; (Joh. 18, 36.) und wiederum: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist; (Matth. 22, 21.), und daß demnach jener Ausspruch des Apostels bestehe: Jede Seele unterwerfe sich den hohen Obrigkeiten; denn es gibt keine Obrigkeit, die nicht von Gott ist; die aber da sind, sind von Gott aufgestellet. Wer sich also der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt der Anordnung Gottes. (Röm. 13, 1—2.)

Daher seyen die Könige und Fürsten in zeitlichen Dingen keiner kirchlichen Macht durch Gottes Anordnung unterworfen; auch können weder sie durch die Schlüsselgewalt der

Kirche geradezu oder nebenher abgesetzet, noch ihre Unterthanen von der Treue und von dem Gehorsame, und von dem geleisteten Eide der Treue losgebunden werden; und dieser für die öffentliche Ruhe ebenso nothwendige, als für Kirche und Staat nützliche Satz sey durchaus beizubehalten, als einer von der Art, welcher mit dem Worte Gottes, mit der Erblehre der Väter und mit den Beispielen der Heiligen übereinstimmet.

II. Dem apostolischen Stuhle aber und den Nachfolgern Petri, den Statthaltern Christi, komme die volle Gewalt in geistlichen Dingen dergestalt zu, daß zugleich gültig seyen und unerschüttert bleiben die von dem apostolischen Stuhle gutgeheißenen, selbst durch den Gebrauch der römischen Päbste und der ganzen Kirche bestätigten, und von der französischen Kirche mit stäter Gewissenhaftigkeit beobachteten Beschlüsse der heiligen allgemeinen Kirchenversammlung von Konstanz über das Ansehen der allgemeinen Kirchenräthe, jene Beschlüsse, die in der vierten und fünften Sitzung enthalten sind; diejenigen aber, welche die Kraft dieser Beschlüsse, gleichsam als seyen sie von einem zweifelhaften Ansehen, oder nicht recht gut geheißen, lähmen, oder auf die Zeit der Spaltung, als für welche sie gemacht seyn sollen, schief ausdeuten, erhalten von der französischen Kirche keinen Beifall.

III. Deßwegen müsse der Gebrauch der apostolischen Gewalt durch die mit dem Geiste Gottes gemachten, und mittelst der Ehrerbiethigkeit der ganzen Welt geheiligten Kirchensatzungen gemäßigt werden; auch seyen die von dem französischen Reiche und von der französischen Kirche angenommenen Regeln, Gebräuche und Einrichtungen gültig, und die Gränzen der Väter bleiben unverrückt, und dieß gehöre zu dem Umfange des apostolischen Stuhles, daß die, durch Uebereinstimmung eines so erhabenen Stuhles und der Kir-

chen, bekräftigten Gesetze und Gewohnheiten ihre eigene Festigkeit behaupten.

IV. Auch in den Glaubensfragen habe der Pabst vorzüglichen Antheil, und seine Beschlüsse gehen alle Kirchen insgesammt und einzeln an; doch sey sein Ausspruch nicht unveränderlich, außer wenn die Beistimmung der Kirche hinzugekommen wäre.

Wir haben beschlossen, dieses, wie wir es von den Vätern erhalten haben, an alle französischen Kirchen und Bischöfe, die über sie von dem heiligen Geiste gesetzet sind, zu senden, damit wir alle dasselbe sagen, und eines Sinnes und einer Meinung seyen.

Die vier Sätze waren abgefasset, und ermangelten nur noch einer königlichen Bestätigung. Diese erfolgte in einem sehr hohen und gebietherischen Tone; allein eben diese Strengheit erzeugte heftigen Widerstand. Die hohe Schule in Paris widersetzte sich alles Ernstes der Annahme dieser Deklaration. Dem Beispiele der Sorbonne folgte die Universität von Douay in Flandern.

Noch viel größer war der Lärm, der darüber außer Frankreich erregt wurde. Es entstand wirklich ein heftiger Krieg gegen diese Erklärung in Deutschland, Wälschland, Spanien, in den Niederlanden, in Polen und Hungarn. Noch in demselben Jahre den 22. Oktober 1682 versammelte sich der ganze hungarische Klerus und verdammte unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Gran Szelepcheny die vier französischen Sätze als solche, die für christliche Ohren abgeschmackt klingen, und durchaus verwerflich sind.

Am allerwenigsten, wie leicht vorauszusehen war, konnte Rom bei der Sache gleichgültig bleiben. Schon den 11. April 1682 ließ Pabst Innocenz XI. ein Breve ergehen, worin er alle Verhandlungen der oft erwähnten Versammlung verwarf, vernichtete, untersagte, und als null für im-

mer erklärte. Damit noch nicht zufrieden versagte er allen Bischöfen und mit Ordenspfründen bedachten Aebten, die der König ernannt hatte, die Bestätigungsbullen.

Dadurch geschah, daß bis zum Tode dieses Pabstes im Jahre 1689 neun und zwanzig Bisthümer ledig standen. Die ernannten Prälaten genossen zwar die Einkünfte, aber sie getrauten sich doch nicht, sich weihen zu lassen, oder bischöfliche Verrichtungen zu thun. Der Gedanke an einen Patriarchen lebte wieder auf. Der Zank um die Freiheiten führte endlich auf die Meinung, daß die Zeit gekommen sey, in Frankreich eine katholisch-apostolische Kirche einzuführen, die keine römische wäre.

Aber zu diesem Schritte wollte der König nicht einwilligen, vielmehr kam er in Folge der Zeit zu ganz andern Ansichten, wie aus einem sehr ehrfurchtsvollen Briefe dieses Monarchen an den Pabst Innocenz **XII.** ersichtlich ist. In diesem Briefe, der zu Versailles unterm 14. September 1692 geschrieben ist, erklärt der König sich mit diesen Worten: „Ich bin sehr erfreuet, Eurer Heiligkeit zu wissen zu „machen, daß ich die nöthigen Befehle ertheilet habe, damit „die in meiner Verordnung vom 2. März 1682 enthaltenen „Gegenstände, die von der Geistlichkeit des Reiches gemachte „Erklärung betreffend, wozu mich die Umstände genöthigt „haben, keine Folge haben.“

Von einer andern Seite gaben dem Könige von Frankreich die Hugenotten um eben diese Zeit nicht wenig zu schaffen. Diese Sektirer, nicht zufrieden mit den Rechten und Freiheiten, welche ihnen das berufene Edikt von Nantes verwilliget hatte, suchten vielmehr dieselben noch immer weiter auszudehnen, und zwar zum Nachtheile der Katholiken. Der König sah sich daher bemüßigt, diesen verwegenen Unternehmungen mit Nachdruck entgegen zu wirken. Zufolge

einer königlichen Verordnung vom 10. Juni 1680 wurden die Reformirten von Pächten und Afterpächten ausgeschlossen.

Am 6. des folgenden Monates erließ der König eine andere Erklärung, worin er nicht nur den Katholiken unter der Strafe der öffentlichen Schandbuße und ewiger Landesverweisung verboth, zu dem Kalvinismus überzugehen; sondern auch den kalvinischen Wortsdienern, sie in ihre Gemeinden aufzunehmen, untersagte, unter Verlust ihres Predigtamtes und der Ausübung ihrer Religion an dem Orte, wo ein Katholik kalvinisch geworden wäre. Bald darauf erfolgten besondere Verordnungen, kraft deren eine Menge Tempel und Bethhäuser, welche die Sektirer gegen das Edikt von Nantes erbauet hatten, vom Grunde aus sollten zerstöret werden.

Dieß war ein Donnerschlag für die Kalvinisten; die, nunmehr nur mit der Fluchtnehmung beschäftigt, sich beeilten, über die Gränzen zu kommen. Dieser Umstand gab Anlaß zu einem andern Dekrete im Jahre 1682, wodurch diese Auswanderungen unter den schwersten Strafen verbothen, alle Verkäufe der Reformirten von ihren unbeweglichen Gütern, die ein Jahr vor ihrer Entweichung geschehen wären, für null und nichtig erklärt, und ihre Güter, wenn sie wirklich die Flucht ergriffen, eingezogen werden sollten.

Doch bei allen diesen strengen, obgleich nothwendigen Maßregeln versuchte der König zugleich den Weg der Güte und überhäufte mit Wohlthaten diejenigen, die im Reiche zurückblieben und sich mit der katholischen Kirche vereinigen wollten. Die eben damals versammelte Geistlichkeit unterstützte mit Eifer die Absichten ihres Monarchen, und erließ an sämmtliche Reformirten einen rührenden Hirtenbrief, um sie zur Vereinigung mit der wahren Kirche einzuladen.

An eben dem Tage fertigte sie ein Schreiben an alle Bischöfe, und ersuchte sie, in jeder Diözese Gebethe, Fast-

tage und andere gute Werke anzuordnen, katechetische Unterweisungen und Gespräche zu veranstalten, mit einem Worte, sich die Wiederkehr der getrennten Brüder vor Allem angelegen seyn zu lassen. Zu den Hirtenbriefen kam noch eine Schrift, worin verschiedene Methoden, die einfachsten und sichersten, zur Bekehrung der Hugenotten angezeigt waren.

Auch der König forderte zur Unterstützung der Geistlichkeit seine weltlichen Beamten auf; aber er befahl ihnen, daß sie den Reformirten mit aller möglichen Güte begegnen, und gegen sie keine andere Gewalt, als der Ueberzeugung brauchen sollen, um den Toleranz-Edikten auf keine Weise zu nahe zu treten.

Allein schon im folgenden Jahre 1683 war man genöthiget, mit den Hugenotten anders zu verfahren. Sie machten an verschiedenen Orten geheime Verbindungen, und erklärten, daß sie entschlossen wären, Gott mehr, als den Menschen zu gehorchen, das hieß nach ihrer Sprache, für ihre Religion gegen den Monarchen die Waffen zu ergreifen. Allein die Verschwörung wurde zeitig genug entdeckt; die Schuldigsten, worunter es viele Wortsdiener gab, wurden zum Tode verdammet, die Uebrigen erhielten Gnade, doch schleifte man ihre Bethhäuser, und legte ihnen Soldaten ins Quartier.

Man kann sich denken, welchen Lärmen die protestantischen Geschichtschreiber erhoben haben und noch erheben über diese freilich nicht bequeme Aufdringung militärischer Gäste. Aber konnten wohl Rebellen, die den Tod verschuldet hatten, über diese gegen ihr Verbrechen sehr gelinde Züchtigung klagen? War man nicht nothgedrungen, gegen diese stets rüstigen Empörer immer auf der Hut zu seyn?

Selbst diese abgenöthigte Strenge fruchtete nicht viel, oder wenigstens nicht auf lange Zeit. Schon im Jahr 1685 wurde die Geistlichkeit wieder genöthiget, ihre Klagen vor den Thron zu bringen. Dazu gab Anlaß der unausstehliche

Muthwille der hugenottischen Wortsdiener, die nicht aufhörten, wider den römischen Glauben loszuziehen, und über die heiligsten Geheimnisse zu lästern.

Der König ließ daher ein Edikt bekannt machen, welches den Predigern und jedem Reformirten verboth, wider den römischen Glauben zu predigen, oder Bücher ans Licht zu geben, den Katholiken Glaubenssätze, die sie verwerfen, aufzubürden, und auch nur von der katholischen Religion, es sey gerade zu, oder neben her zu sprechen. Der Klerus war damit zufrieden, und trieb die Sache nicht weiter.

Allein der Kanzler des Reiches Le Tellier, ein ehrwürdiger Greis, voll Liebe und Sanftmuth, fest überzeugt, daß Einheit der Religion die festeste Stütze des Thrones sey, drang in den Monarchen, den Streich zu vollenden, der seines Dafürhaltens die siebenköpfige Hyder des Sektengeistes endlich erlegen würde. Der König theilte diese Ueberzeugung mit seinem Minister, und es erschien am 18. Oktober 1685 das Widerrufs-Dekret.

Dem zufolge ward Alles vernichtet, was namentlich im Edikte von Nantes, oder wie sonst immer im Reiche den Hugenotten war vergünstiget worden; alle noch übrigen Bethäuser wurden zerstört, mit dem ausdrücklichen Verbothe, sich irgendwo heimlich oder öffentlich zu Religionsübungen zu versammeln. An die hartnäckig im Irrthume verharrenden Wortsdiener erging der strengste Befehl, längstens in 14 Tagen nach der Bekanntmachung dieses Ediktes das Königreich zu räumen. Sogleich entschlossen sich über 600 von ihnen auszuwandern.

Allein da man die Verführer des Landes verwies, verboth man den Verführten, und zwar den Männern unter Galeerenstrafe, den Weibern unter Einziehung ihrer Personen und Güter auszuwandern, oder ihr Vermögen außer Lande zu bringen. Dazu kamen noch zwei Verordnungen,

eine vom 25. Oktober, die andere vom 5. November, worin die Ausübung des Kalvinismus auf den Schiffen untersagt, und den Seeleuten scharf aufgebothen wurde, keinem Hugenotten wie immer zur Ueberschreitung der Gränzen verhilflich zu seyn.

Aller dieser Vorsicht ungeachtet läßt sich nicht zweifeln, daß Saumseligkeit und noch mehr Bestechung der Gränzwachen, wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt, vielen tausend Männern und Weibern mag ausgeholfen haben, von denen sich die Meisten in England, Holland und Deutschland niederließen. Allein es ist offenbare Uebertreibung, wenn protestantische Skribenten die Zahl dieser Auswanderer auf mehrere Hundert Tausende ansetzen, und eben so den Verlust erhöhen, welchen dieser Auswanderungen wegen das Staatsvermögen, die Wissenschaften, der Kunst- und Gewerbfleiß in Frankreich soll erlitten haben.

Wie ein glaubwürdiger Zeuge, der Herzog von Bourgogne r), versichert, so belief sich die Anzahl sämmtlich dieser Ausgewanderten, Männer, Weiber und Kinder zusammen genommen, auf sieben, oder höchstens acht und sechzig Tausend; gewiß eine unbedeutende Anzahl bei einer Bevölkerung von 24 Millionen Menschen. Schon darum kann auch der Verlust, der Frankreich deshalb am Nationalvermögen, Kunst- und Gewerbfleiße soll zugegangen seyn, unmöglich so groß gewesen seyn, wie vorgegeben wird. Man mag wohl im ersten Augenblicke hier und dort den Verlust dieser Abzügler gefühlt haben; allein Frankreich erholte sich bald wieder, und Wissenschaften, Künste und Gewerbe blüheten nach dieser Auswanderung so gut, oder noch besser, als vorher.

---

r) Dieser Prinz, von der trefflichsten Hand Fenelons unter den Augen Ludwigs XIV. gebildet, hat eine Denkschrift über den Widerruf des Ediktes von Nantes hinterlassen, welche man für unsere Zeiten gemacht halten könnte.

Genug: Ludwig XIV., dem der Widerruf dieses Ediktes vorbehalten war, ließ sich von keiner übel verstandenen Frömmigkeit dazu verleiten, er zog Religion und Klugheit zu Rathe; wenigstens hat er die Gesetze der Billigkeit und einer strengen Gerechtigkeit dadurch nicht überschritten. Selbst der berühmte Hugo Grotius s), den man dießfalls nicht im Verdacht haben kann, sagte: „Möchten doch die, welche sich „Reformirte nennen, nicht vergessen, daß diese Edikte keine „Friedensbündnisse sind, sondern bloße Erklärungen der Kö„nige, die sie dem gemeinen Besten zu Liebe gethan haben, „und wieder, wenns das gemeine Beste fordert, zurücknehmen „können.“ —

Ja, wenn die Verschiedenheit der Religionen aller Orten eine unversiegende Quelle der Uneinigkeit ist, so wird sie wegen des feurigen und leichtfertigen Charakters der Einwohner in Frankreich noch fürchterlicher als anderswo. Zudem sind nicht alle Irrlehren von geringen oder gar keinen Folgen. Es ist z. B. ein den Kalvinisten heiliger, unveränderlicher Lehrsatz, daß man zur Vertheidigung der Religion die Waffen wider den Monarchen ergreifen muß; so daß das gegentheilige Betragen der ersten Christen (sie scheuen sich nicht, diesen Schluß daraus zu ziehen) die Wirkung eines Irrthumes und einer übel verstandenen Moral wäre. Allen Vortheil der Religion bei Seite, was kann der Staat aus einer Menge mit derlei Maximen angesteckter Unterthanen für einen Nutzen schöpfen?

s) Riveriani apologetici discussio.

# Ein und achtzigstes Buch.

## Von dem Widerrufe des Ediktes von Nantes im Jahre 1685 bis zur Erneuerung des Quietismus im Jahre 1694.

Die guten Beispiele der Fürsten sind selten ohne Wirkung, und haben insgemein gute Folgen. Viktor Amadeus, Herzog in Savoyen, ahmte den Eifer nach, welchen der französische Monarch für den Glauben seiner Väter bezeugte. Am 1. Jänner 1686 erließ der Herzog eine Verordnung betreffend seine kalvinischen Unterthanen, welche die Thäler Luzerne, Perouse und St. Martin bewohnten, und die Irrthümer des Peter Waldo, wozu sie sich früher bekannten, mit jenen des Kalvins vertauschet hatten.

Taub gegen alle Ermahnungen des Fürsten, zur wahren Kirche wieder zurückzukehren, suchten sie sich vielmehr durch die aus Frankreich flüchtenden Hugenotten zu verstärken. Der Herzog verboth also unter der Todesstrafe, sich zur Ausübung der sogenannten reformirten Religion ferner zu versammeln, und Schulen zu halten. Dazu kam noch der geschärfte Befehl an die Prediger sowohl, als an die französischen Einwanderer, welche den Irrthum nicht abschwören würden, binnen 14 Tagen wegzuziehen.

Die Sektirer nahmen Anfangs ihre Zuflucht zu demüthigen Vorstellungen; da aber diese fruchtlos waren, griffen sie zu den Waffen. Allein sie wurden von den herzoglichen Truppen überfallen eher, als sie es vermutheten; es blieben

ihrer 3000 auf dem Kampfplatze, und über 10,000 wurden an verschiedenen Orten gefangen genommen. Auf Fürbitte der reformirten Kantone in der Schweiz schenkte der Herzog diesen Letztern die Freiheit mit dem Bedinge, daß sie seine Staaten verlassen sollten. Sie begaben sich zuerst nach Genf, und ließen sich dann in der Schweiz nieder.

Wundern mußte man sich, als man nach kurzer Zeit sämmtlich diese Auswanderer wieder in ihre Gebirge zurückkehren sah, was nicht ohne höhere Genehmigung geschehen konnte. So war es auch. Der Herzog gesonnen, mit Frankreich zu brechen, und sich mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien zu verbinden, kannte keine grimmigere Feinde gegen diese Krone, als die Waldenser, daher er denselben nicht nur die Rückkehr in ihr Vaterland gestattete, sondern ihnen die nämlichen Privilegien wieder verlieh, die er ihnen kurz vorher genommen hatte. So wurde auch in diesem Falle die Religion das Opfer einer falschen Politik.

Ganz anders verhielt sich die Sache in England. Der König Karl II. war gestorben im Jahre 1685, nachdem er noch auf dem Todbette den Kalvinismus abgeschworen hatte. Sein Bruder Jakob II. folgte ihm auf dem Throne, und obschon er in Ansehung des römisch-katholischen Glaubens, dem er von Herzen zugethan war, beinahe gerichtlich desselben unfähig war erkläret worden, wurde er doch mit dem größten Beifalle aller seiner Unterthanen darauf erhoben.

Seine erste Sorge war es, die Katholiken zu befreien von dem harten Drucke, unter dem sie schon lange her geseufzet hatten. Zufolge des testischen Gesetzes konnte Niemand weder zu einer kirchlichen, noch bürgerlichen Würde gelangen, bevor er nicht einen gewissen Eid ablegte, welcher für die Katholiken eine wahre Verläugnung ihres Glaubens war, und daher ihnen den Weg zu allen öffentlichen Aemtern versperrte. Jakob hob diese Eidesformel auf, und gab im Jahre

1687 eine Erklärung heraus, worin er sowohl den Römisch-katholischen, als den Nichtkonformisten völlige Gewissensfreiheit gestattete.

Dieß brachte die Episkopalen oder Bischöflichen, den eigentlichen Körper der englischen Kirche auf, und sie ließen darüber ihre Klagen laut werden. Allein der König achtete darauf wenig, weil er keineswegs die Gränzen seiner Macht zu überschreiten glaubte, und nur die Rechtsgleichheit unter seinen Unterthanen herstellen wollte. Er that noch mehr, und ließ sogar einen päbstlichen Nuntius nach England kommen, der seinen Einzug im königlichen Pallaste zu Windsor mit größter Feierlichkeit hielt.

Ein Auftritt, der in diesen Umständen um so bedenklicher war, weil er doch der Religion nichts nützte, und die Gemüther nur desto mehr erbittern mußte. Selbst in Rom, so sehr man sich freute, daß sich in England für die Religion so günstige Aussichten eröffneten, war man nicht ohne Besorgnisse, und Innocenz XI. wollte die voreiligen Schritte Jakobs II. nicht gut heißen, weil er befürchtete, es möchte die ohnedieß schon unzufriedene Nation noch mehr aufgereitzt werden.

Dieß war auch wirklich der Fall; die Unzufriedenheit stieg immer höher, die Mißvergnügten, vorzüglich vom Adel, traten in ein geheimes Bündniß wider ihren rechtmäßigen Monarchen, und suchten Hilfe bei dem Prinzen Wilhelm von Nassau Dranien, Statthalter in Holland, der eine Tochter des Königs Jakob zur Gemahlin hatte. Dieser Prinz, den schon länger nach der Krone Großbrittanniens gelüstete, ließ sich nicht lange bitten, und gab sich vielmehr Mühe, das Mißvergnügen der Engländer noch höher zu treiben, so wie seine treulosen Absichten auf die Krone sorgfältig zu verbergen.

Nachdem er seine Flotten gerüstet hatte, und Alles zum Aufruhr vorbereitet war, ließ er ein Manifest kund machen,

worin er erklärte, daß er von den Großen des Reiches, sowohl Geistlichen als Laien, aufgerufen zum Schutze der gedrückten Religion, an ihrem Schicksale allen Antheil nähme, und bereit wäre, für sie Alles zu wagen; nicht um den Thron an sich zu reißen, sondern nur den König zur genauen Beobachtung der Gesetze zu zwingen.

Dieses Manifest war kaum verkündet, so ging der Staatenräuber sogleich unter Segel, und seine Flotte von 50 Kriegsschiffen mit 12,000 Mann am Bord, ungeachtet sie einen so fürchterlichen Sturm aushalten mußte, daß er gezwungen war, sie in seinen Häfen wieder ausbessern zu lassen, ließ sich den 15. November 1685 schon an den Küsten Englands sehen.

Sobald Wilhelm gelandet hatte, fand er überall den größten Beifall und Zulauf als Retter der Nation. Dagegen wurde der gute König von Jedermann, selbst von seinen besten Freunden verlassen, und da der Prinz mit seinem Heere immer näher gegen London rückte, sah er sich gezwungen, demselben einen Vergleich anzubiethen. Allein der stolze Eroberer schlug so widersinnige Bedingnisse vor, daß der unglückliche Monarch wohl merkte, es sey für seine Person im Reiche keine Sicherheit mehr, und den Entschluß faßte nach Frankreich zu flüchten.

Seine erste Sorge ging dahin, die Königin, seine Gemahlin, mit dem jungen Prinzen von Wallis vorauszuschicken. So schwer und gefährlich das Unternehmen war, so gelang es doch, die Königin verkleidete sich und entkam glücklich nach Frankreich. Aber der König, der ihr nachfolgen wollte, wurde am Meere angehalten, und nach London zurückgeführt. Da fiel er als ein Gefangener in die Hände des Prinzen Wilhelm, der ihn zur Verwahrung nach Rochester bringen ließ. Allein er wurde hier so sorglos bewachet, daß es ihm leicht war, aus seiner Haft zu entkommen, und nach Frank-

reich zu überschiffen, wo er seine Gemahlin am königlichen Hofe antraf.

Nun wurde der Thron Englands für ledig erklärt und der Prinz von Oranien darauf erhoben. Doch gab es dagegen nicht wenige Widersprüche von Seite des Oberhauses, und dem neuen Könige Wilhelm III. wurde seine Regierung durch mancherlei widrige Ereignisse so sehr verbittert, daß er es oft bereuete, mit dem Verluste seiner Ehre und auf eine so schändliche Weise die Krone seinem eigenen Schwiegervater vom Haupte gerissen und sich aufgesetzt zu haben.

Das katholische Irland blieb allein seinem rechtmäßigen Könige noch getreu, und unterwarf sich dem Usurpator nicht. Diese edelmüthige Nation gab dem unglücklichen Monarchen die öftere Versicherung, für ihn Blut und Leben zu opfern. Durch diese Versprechungen ermuntert kam Jakob mit 5000 Franzosen, die ihm Ludwig XIV. gegeben hatte, nach Irland, wo sich mit seinen Truppen noch 15,000 Irländer vereinigten.

Mit dieser Macht, vertrauend auf seine gerechte Sache, ließ sich Jakob in eine Schlacht ein mit dem Prinzen von Oranien, der ihm eine Armee von 45,000 Mann entgegen stellte. Leider! fiel diese unglücklich aus, Jakob mußte wieder nach Frankreich flüchten, und für immer der Hoffnung entsagen, seine Krone nochmals zu erlangen. Doch der edle Fürst ergab sich getrost in den Willen Gottes, befliß sich nun vor Allem der Gottseligkeit, und blieb mit unverbrüchlicher Treue der katholischen Religion zugethan bis an sein Ende, welches im Jahre 1701 erfolgte.

Dagegen gerieth der römisch-katholische Glaube seit diesen unglücklichen Ereignissen in England immer tiefer in Verfall. Es wurden nun alle Abkömmlinge des Hauses Stuart für unfähig erklärt, jemals den englischen Thron zu besteigen, und zum Beweise der Intoleranz wurde noch festgesetzt,

daß kein Prinz, der sich zur katholischen Religion bekennte, zum Königthume gelangen, noch eine Gemahlin katholischer Religion ehelichen dürfe. Wer sieht hier nicht, was Sekten vermögen, wenn mächtiger Anhang sie unterstützt?

Um eben diese Zeit hatte Michael Molinos, ein spanischer Theolog und Priester, Italien, wo er seine schwärmerische Lehre predigte, dermaßen bezaubert, daß man ihn als den erhabensten und heiligsten Geisteslehrer seiner Zeit verehrte, wozu freilich der äußere Schein der Heiligkeit, den er sich zu geben wußte, nicht wenig beitrug. Allein man durfte nur seine Schriften, namentlich das Buch, betitelt: der geistliche Führer, ohne Vorurtheil lesen, so lag der Betrug offenbar am Tag.

Dieser Schwärmer setzte das ganze Wesen der christlichen Vollkommenheit nur darin, daß der Mensch sich selbst und seine Kräfte gänzlich vernichte, und völlig in Gott versenkt in unthätiger Ruhe dahin schmachte. In diesem Zustande der vollkommenen Seelenruhe, behauptet Molinos, braucht der vollkommene Mensch weder an Gott, noch an sich selbst zu denken, er wünschet nichts und fürchtet nichts; er verlanget nicht sein Seelenheil, er entsetzet sich nicht vor der Hölle, und vergißt seine Sünden, welches das sicherste Mittel ist, sie zu tilgen. Er braucht daher auch keine äußerlichen Werke, keine Zeremonien, selbst keine Sakramente, weil er mit Gott immer vereinigt ist durch eine uninteressirte Liebe, d. i. durch eine ganz uneigennützige Liebe, die da wirkt ohne Rücksicht, oder Hoffnung einer künftigen Belohnung.

Was aber noch ärgerlicher klingt, so wäre der Mensch nach dem Unsinne Molinos auch der gottlosesten Handlung wegen vor Gott nicht strafbar; weil sein Körper ein Werkzeug des Teufels werden könnte, ohne daß die mit Gott innigst vereinigte Seele Theil hätte an dem, was in ihrer fleischlichen Hülle vorgehet. Dieser schändlichen Lehre zufolge

würden Unzucht, Ehebruch und andere die gräulichsten Laster für diese ganz in Gott versenkte Kontemplanten nur gleichgiltige Handlungen seyn, wodurch sie gar nicht beflecket würden.

Molinos wurde dieser ärgerlichen Lehre wegen in Rom gerichtlich angeklagt und in das Gefängniß des heiligen Offiziums eingesperret. Im Verfolge seines Prozesses fand man noch viel mehrere Irrthümer, als die waren, deren man ihn beschuldigt hatte. Acht und sechzig Sätze wurden verdammet, und er schwur sie öffentlich ab. Die Reue, die er darüber bezeugte, nebst der Fürbitte seiner Freunde war Ursache, daß man ihn nach ertheilter Lossprechung bloß zu einer lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilte, in welcher er im Jahre 1696 seine Tage beschloß. Das Urtheil der Inquisition wurde den 20. November 1687 durch eine Bulle bestätiget, welche nebst den 68 Sätzen sämmtliche Werke des Molinos verdammte.

Dessenungeachtet fand dieser Irrlehrer Anhänger genug, die man Quietisten nannte, weil sie die ganze christliche Vollkommenheit nur in der völligen Seelenruhe gegründet glaubten. Sogar in unsern Tagen ist diese Sekte durch die sogenannten Mystiker, oder besser Aftermystiker, zum neuen Leben gekommen, und hat sich unglücklicher Weise, der Kirche und dem Staate Gefahr drohend, weit ausgebreitet. Wozu ist der menschliche Geist nicht fähig, sobald er die Fackel des Glaubens aus dem Gesichte verliert? t)

In eben diesem Jahre, nur etwas früher, nämlich un-

---

t) Die 68 verdammten Sätze des Molinos sind ausführlich zu lesen in dem: Apparatus eruditionis ad Theologiam etc. Franc. Ant. Zachariae. Augustae Vindelicorum 1783. Seite 265—283. Wer sie liest, wird sich überzeugen, wie der Mystizismus sich dem Quietismus annähert; oder wie die neuen Irrlehrer immer die alten Irrthümer wieder aufwärmen.

term 12. Mai, gab Innocenz eine andere Bulle heraus, die, vorzüglich in Frankreich, sehr ungünstig aufgenommen wurde. Er hob darin das Privilegium der Freistätte auf, welches bisher die Wohnungen der Gesandten in Rom hatten, und belegte alle die mit dem Banne, die sich ferner diese Vergünstigung anmaßen würden.

Kein Fürst erhob dagegen eine Klage, nur Ludwig XIV., der ohnehin schon seit der Versammlung des französischen Klerus im Jahre 1682 mit dem Pabste in beständiger Fehde war, glaubte sich dadurch beleidigt. Er schickte den Marquis Lavardin nach Rom mit dem Auftrage, die Freistätte zu behaupten. Dieser Gesandte befolgte pünktlich die Aufträge seines Monarchen, und zog mit einem Gefolge von 800 Bewaffneten, meistentheils Offiziere, in Rom ein. Nach wenigen Tagen verlangte er Audienz, und sie wurde ihm, wie vorauszusehen war, abgeschlagen.

Zuletzt brachte eine Sache, die nur zur Erbauung dienen sollte, die Erbitterung der Gemüther auf einen so hohen Grad, daß ein gänzlicher Bruch zu befürchten war. Nachdem der Bothschafter in der Weihnacht in der französischen Kirche des heiligen Ludwigs seine Andacht verrichtet hatte, fand man mit Anbruch des Tages eine Schrift angeschlagen, wodurch diese Kirche mit dem Interdikte beleget wurde, weil man in derselben den Marquis Lavardin, einen öffentlichen Exkommunizirten, zum Empfang der Sakramente zugelassen habe.

Sobald diese Vorgänge in Frankreich bekannt wurden, entstand darüber ein gewaltiger Lärm. Der General-Prokurator von Harlay legte eine Appellation von der Bulle Innocenz XI. an das nächstkünftige allgemeine Konzilium ein. Mit einer ähnlichen Appellation trat am folgenden Tag der General-Advokat Talon auf. Er machte dem Pabste bittere Vorwürfe über den Mißbrauch der geistlichen Waffen in

einer offenbar zeitlichen Sache, und führte auch darüber Beschwerde, daß seit der Versammlung des gallikanischen Klerus fünf und dreißig Domkirchen durch die Zurückhaltung der päbstlichen Bullen ohne Hirten geblieben seyen.

Was aber den heiligen Vater noch mehr kränken mußte, war dieses, daß Talon in seiner Rede ihn als einen Gönner der erklärten Schüler des Jausenismus darstellte, welche er mit Gnaden überhäufe, und in seinen Schutz nehme. Auf diesen bittern Vorwurf folgte ein weiterer, daß der Pabst, anstatt den Quietismus in seiner Geburt zu ersticken, dießfalls ganz unthätig sey, und kaum gestatten wolle, das wider den Molinos gefällte Urtheil zu vollstrecken.

Die Sache wurde immer ernsthafter, und hatte Ludwig dem Pabste Verdruß gemacht, so durfte er sich doch wohl von demselben keine Gegengefälligkeiten versprechen. Der erzbischöfliche Stuhl zu Köln war am 3. Juli 1688 durch den Tod des Churfürsten Maximilian erledigt worden. Der König von Frankreich wünschte nichts so sehr, als daß der Prinz Wilhelm von Fürstenberg möchte darauf erhoben werden, weil eben dieser Prinz, obschon ein Deutscher von Geburt (eben nicht zur Ehre der deutschen Redlichkeit) mit ganzer Seele der französischen Krone ergeben war.

Dagegen war es der Wunsch des deutschen Kaisers und des ganzen Reiches, daß der Prinz Joseph Klemens, Sohn des Churfürsten von Baiern, zu dieser Würde gelangen möchte. Alle Bemühungen des französischen Monarchen zu Gunsten des Kardinals Fürsten von Fürstenberg waren am römischen Hofe vergeblich, und zum großen Aerger der Franzosen ward der baierische Prinz erwählet, und die Wahl vom Pabste konfirmirt.

Dieß war auch ganz dem kanonischen Rechte gemäß, indem der Kardinal von Fürstenberg als Postulirter nicht einmal die erforderliche Zahl der Stimmen für sich hatte.

Doch Ludwig ließ dafür seine Rache den Pabst empfinden, und bemächtigte sich der Grafschaft Avignon, nachdem der General-Prokurator von dem, was der Pabst zum Nachtheile des Königs und der Rechte seiner Krone etwa unternehmen könnte, an ein allgemeines Konzilium appellirt hatte u).

Dieser Streit zwischen Innocenz XI. und Ludwig XIV. würde wahrscheinlich noch traurigere Folgen gehabt haben, wenn nicht die Vorsehung demselben ein Ende gemacht hätte, da sie den Pabst im folgenden Jahre 1689 von der Welt nahm. Ihm folgte noch im nämlichen Jahre am 12. Oktober der Kardinal Ottoboni, ein Venetianer, und nannte sich Alexander VIII. Nun schien es, daß das gute Benehmen zwischen Rom und dem französischen Hofe wieder sollte hergestellt werden.

Der König stand von seinen Forderungen die Freistätte betreffend ab, und gab Avignon zurück, um den Frieden mit dem heiligen Stuhle zu erhalten. Dessenungeachtet verdammte der neue Pabst dennoch die vier berufenen Artikel der französischen Geistlichkeit, und verweigerte, wie sein Vorfahrer, den Bischöfen, die bei der Versammlung von 1682 zugegen waren, durchaus ihre Konfirmationsbullen.

Der nämliche Pabst verdammte auch die Irrlehre von der philosophischen Sünde, das ist, die Meinung derjenigen, welche behaupten wollten, es gäbe Handlungen, die zwar der Vernunft und dem Gewissen entgegen, aber doch keine Beleidigung Gottes wären, weil der, der sie begehet, entweder von Gott gar nichts weiß, oder doch in dem gegenwärtigen Augenblicke wirklich an Gott nicht denkt. Die

u) Wer über diesen Punkt nähere Aufklärung wünschet, der lese Michael Ignaz Schmidts Geschichte der Deutschen XIII. Theil, 2. Kap. Seite 13. Auch 4. Kap. Seite 43, wo die Grausamkeiten der Franzosen in Deutschland umständlich erzählet werden.

Jansenisten, vorzüglich der Doktor Arnaud, ermangelte nicht, diese Irrlehre den Jesuiten aufzubürden, und gegen dieselben Klage zu führen. Allein die Väter rechtfertigten sich zur Genüge, und bewiesen, daß ihre Mitbrüder diesen Irrthum nie gelehret haben, und den Grundsätzen ihrer Schulen zufolge nicht einmal haben lehren können v).

Dagegen fiel eine andere weit größere Schande auf die falschen Ankläger zurück, indem Alexander VIII. in dem nämlichen Jahre am 7. Dezember 1690 ein und dreißig Sätze verdammte, die größtentheils im Geiste des Jansenismus geschrieben und aus den Schulen derselben hervorgegangen waren w).

Die Jansenisten waren über dieß Verdammungsurtheil wüthend, und die Hitze, mit welcher sie die gebrandmarkten Sätze vertheidigten, so wie die Lästerungen, mit welchen sie gegen den Pabst und das päbstliche Dekret losbrachen, bewiesen es bis zur Ueberzeugung, daß sie die Verfasser davon waren.

In eben diesem Jahre 1690 verlor Augsburg seinen thätigen und eifervollen Bischof Joh. Christoph. Nach dem Beispiele seines Vorfahrers, Heinrich V., suchte auch er in seinem höhern Alter einen Koadjutor zu erhalten, der durch das Ansehen seiner Familie sowohl als durch persönliche Eigenschaften in den damals äußerst bedenklichen und gefahrvollen Zeiten das Hochstift und Bisthum als Fürst und Bischof gegen alle Unfälle zu schützen und aufrecht zu erhalten im Stande wäre.

---

v) Wahrmund, oder Antwort auf alte Verläumdungen wider die Jesuiten, wie sie in den neuesten Schmähschriften wiederholet sind. IV. Band, 6te Unterredung. S. 201. flg. Augsburg, bei N. Doll. 1794.

w) Man sehe: **Apparatus eruditionis ad Theologiam etc. Franc. Ant. Zachariae.** S 285—290.

Dazu schlug er dem Kapitel den hoffnungsvollen Prinzen Alexander Sigmund, Sohn des Churfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelms, vor, der an der Kirche von Augsburg bereits eine Pfründe hatte. Dieser nahm auch den ehrenvollen Ruf mit Gutheißung des Pabstes, der ihn rücksichtlich seines Alters dispensirte, ungefähr mit den nämlichen Bedingungen an, wie vormals der Erzherzog Sigmund Franz.

Johann Christoph war nicht nur ein wahrer, eifriger, gottesfürchtiger Bischof, der die Pflichten eines guten Hirten gegen seine Heerde getreu erfüllte, sondern zugleich auch ein vortrefflicher Haushalter. Er befreite sein Stift so ziemlich von den Schulden, und vermehrte das Einkommen desselben durch viele angekaufte Güter. Bei aller dieser Sparsamkeit war er nichtsdestoweniger sehr freigebig gegen die Armen, übte eine wahrhaft bischöfliche Gastfreundschaft, besonders gegen die Geistlichen aus, und verwendete große Summen auf die Auszierung der Kirchen und den Glanz des Gottesdienstes.

Wie gewissenhaft er alle Vorschriften eines Priesters und Bischofes beobachtete, zeigte er noch in seinen letzten Stunden; auch an seinem Todestage bethete er noch die priesterlichen Tagzeiten bis auf die Vesper; empfing hierauf die heiligen Sakramente, ertheilte allen Anwesenden den bischöflichen Segen, und entschlief dann im Herrn im 74sten Jahre seines Alters und im 25sten seiner Regierung.

Alexander Sigmund, sein Nachfolger, war beim Hinscheiden seines Vorfahrers erst 27 Jahre alt, und konnte also die Regierung des Bisthumes in geistlichen Geschäften ohne päbstliche Dispensation nicht antreten. Doch diese hatte er bald erhalten.

Wenn das Wohl der Kirche vom Glanze der hohen Anverwandten ihres Hirten abhinge, so wäre keine Kirche glück-

licher als Augsburg gewesen. Der Vater Alexanders war Philipp Wilhelm, Churfürst von der Pfalz, seine Mutter Elisabeth Amalia, Landgräfin von Hessen; die Kaiserin Eleonora, die Königin von Spanien, M. Anna, und jene von Portugal, Sophia, waren seine Schwestern; die beiden Churfürsten von der Pfalz aber, Johann Wilhelm und Karl Philipp seine Brüder.

Bei seiner ersten heiligen Messe, die er aus einem besondern Triebe hoher Andacht schon mit 22 Jahren feierte, zählte er unter den erlauchten Gästen den Kaiser Leopold I. mit seiner Gemahlin, den römischen König Joseph I., die Königinnen von Polen und Spanien, und 18 Ritter des goldenen Vließes. Doch nicht vom Beistande dieser hohen Verwandten, sondern vom Einflusse der göttlichen Gnade, von weisen Verordnungen und steter Wachsamkeit über seine Heerde erwartete unser Bischof das Heil seiner Kirche.

Er hatte kaum den bischöflichen Stuhl bestiegen, als er voll Eifer für Gottes Haus, durch die heilsamsten Vorschriften Kirchenzucht und Sittlichkeit zu befördern sich bemühte. So verordnete er unter andern, daß fortan kein Geistlicher bei einem Hochzeitmahle erscheinen sollte, er sey dann mit dem Bräutigam oder Braut im ersten oder zweiten Grade der Blutsverwandtschaft verbunden; daß keiner eine Haushälterin einstelle, die nicht beinahe 40 Jahre alt wäre; daß keiner gemeine Sache mache mit Kornkippern, und sich durch ein so unwürdiges Mittel zu bereichern suche.

Er veranstaltete eine neue Ausgabe der vom Bischof Heinrich V. gehaltenen Synodalrede, der er einen geistvollen Hirtenbrief an seine Geistlichkeit vorausschickte, worin er sie ermahnet, daß sich jeder Priester dieses Werk, dem selbst sein Alter Ansehen und Wichtigkeit gebe, anschaffen, aber es nicht im Staube liegen lassen, sondern oft und mit Aufmerksamkeit lesen, und zur Richtschnur seines Wandels machen

solle, wenn er nicht alle Früchte seines Amtes verlieren wolle. Berufen zum Dienste des Herrn, sollen sich die Geistlichen befleißen, diesem Berufe Genüge zu leisten; sie sollen den Sinn des Wortes — Geistlich — durch geistliche Handlungen darstellen, und nachdem sie ihre eigenen Bedürfnisse besorget, ihre Aufmerksamkeit auf Andere wenden.

„Denn das Verdienst eines Geistlichen ist unbedeutend," sagte er, „wenn es nicht erhöhet wird durch das Fortschrei„ten ihrer Pflegempfohlenen, und ihr guter Ruf welket da„hin, wenn ihn diese nicht erhalten durch einen guten Wan„del, indem die Vergehungen der Layen die Tugenden der „Priester verdunkeln. Die Heiligkeit ihres Standes muß sich „daher in jeder ihrer Handlungen so lebendig ausdrücken, „daß sie alle Andere zur Nachfolge einladen."

Um den christlichen Unterricht zu befördern, machte er es den Eltern, Pflegern und allen Vorgesetzten in einer eigenen Verordnung zur unerläßlichen Pflicht, ihre Kinder, Pupillen, Dienstbothen und Untergebenen fleißig in die Christenlehre zu schicken; den Beamten aber befahl er zur Zeit des Unterrichtes Hausuntersuchungen vorzunehmen, und die Nachlässigen zur Strafe zu ziehen.

Den wichtigsten Dienst aber, den Alexander Sigmund seiner Kirche erwies, war die Gründung des Priester-Seminars in Pfaffenhausen. Es hatten zwar Kardinal Otto und Heinrich V. zur Bildung würdiger Priester durch die in Dilingen getroffenen Anstalten schon Vieles beigetragen. Allein für ein Bisthum von mehr als 800 Pfarreieu reichten diese geistlichen Pflanzschulen noch lange nicht hin. Er legte daher den Grund zu einem neuen, viel zahlreichern Seminarium.

Zur Dotirung desselben gab er aus seinem Vermögen ansehnliche Summen her, forderte seine ganze Geistlichkeit zu jährlichen Beiträgen auf, ja er wendete sich dießfalls auch an die Layen, die nicht ermangelten, die gute Absicht des

Bischofes zu unterstützen, und vereinigte mit dem Seminarium die weitschichtige und einträgliche Pfarrei Pfaffenhausen, woselbst diese Pflanzschule angelegt werden, und die angehenden Geistlichen zugleich Gelegenheiten finden sollten, sich zu ihrem wichtigen Berufe praktisch vorzubereiten. Die Sache war bereits so weit gediehen, daß der Bischof den Bau des Seminariums gegen das Jahr 1735 anfing, doch mußte er die Ausführung desselben seinem Nachfolger überlassen.

Wir sind hier der Geschichte um etwas vorgesprungen, um den Faden derselben nicht zu oft zu unterbrechen, und es ist Zeit, daß wir auf die allgemeine Geschichte der Kirche wieder zurückkehren x).

Alexander **VIII.**, ein beinahe 80jähriger Greis, als er zum Pabste erwählt wurde, hatte auf dem apostolischen Stuhle noch nicht volle 16 Monate gesessen, als er den 1. Februar 1691 starb. Man will ihn beschuldigen, er habe dem Nepotismus wieder aufgeholfen, den sein Vorfahrer durch sein Beispiel beinahe ganz unterdrückt hatte; während er unübersteigliche Hindernisse fand, eine Bulle bekannt zu machen, welche denselben auf immer vernichtete.

Der fromme und eifrige Kardinal Pignatelli bestieg am 12. Juli 1691 den Stuhl Petri, und ganz Rom war darüber erfreuet. Er nannte sich Innocenz **XII.**, und führte mit Nachdruck den Entwurf Innocenz **XI.** gegen den Nepotismus aus. Er ließ von dem ganzen heiligen Kollegium eine Bulle unterzeichnen, welche den päbstlichen Anverwandten alle außerordentlichen Vorzüge benahm, und auch für die nachfolgenden Päbste verbindlich bleiben sollte. Seinen Grundsätzen während der Zeit seines Pabstthumes getreu, ließ er den Armen, die er seine Nepoten nannte, alle die Güter zu-

---

x) Geschichte der Bischöfe von Augsburg, von Placidus Braun.

fließen, die seine Vorfahren leider! oft zu Gunsten ihrer Anverwandten verwendet hatten.

In Deutschland machte man um diese Zeit neue Versuche, die Religionsstreitigkeiten und daraus entstehenden Unruhen beizulegen. Der Kaiser Leopold I., der seit dem Jahre 1658 seinem Vater Ferdinand III. nachgefolget war, betrieb dieses Unionsgeschäft mit großem Eifer, und schenkte zu diesem Zwecke sein ganzes Vertrauen dem Bischofe von Neustadt, dem er im Jahre 1691 ein Reskript zustellen ließ mit der Vollmacht, mit allen Ständen und Gemeinden, auch mit Privatpersonen seiner Staaten über die Religionsangelegenheiten in Unterhandlung zu treten.

Mit dieser Vollmacht versehen arbeitete der Bischof sieben Monate mit dem Molanus, Direktor der Konsistorien in dem Hannoveranischen, welcher unter den protestantischen Theologen zu dieser Unterredung war auserwählt worden. Bald darauf zog er auch den gelehrten Bossuet, Bischof von Meaux, in diese Unterhandlung. Man glaubt, dieser Versuch hätte gelingen können, wenn Leibniz nicht dazwischen gekommen wäre, der bei weitem nicht die friedfertigen Gesinnungen hatte, wie Molanus. Dieser legte den Plan vor, daß man sich Anfangs nur unter Bedingungen vereinigen, und dann erst in Betreff der Glaubenslehren übereinkommen solle.

Bossuet versprach, daß rücksichtlich der Disziplin die Kirche gegen die Protestanten alle die Nachsicht gebrauchen würde, welche schwache, aber gehorsame Kinder vernünftiger Weise von einer zärtlichen Mutter erwarten könnten. Allein fest beharrend auf den katholischen Grundsätzen, verlangte er auch, daß sie vor Allem die Untrüglichkeit der Kirche anerkennen sollten, dann erst könnten sie aufrichtig untersuchen, was sie glaubt und was sie verwirft; dann könnten sie auch die Artikel der augsburgischen Konfession wieder vornehmen, und sie durch einige Erläuterungen mildern, um der Schande

eines förmlichen Widerrufes auszuweichen; überdieß müßten sie sich noch einmal versammeln, um die Allgemeinheit des Konziliums von Trient anzuerkennen, und dadurch demselben das gebührende Ansehen zu verschaffen y).

In Bossuets hinterlassenen Werken hat man alle diese Unterhandlungen betreffende Schriften gesammelt, in der Hoffnung, wie der Herausgeber sagt, den von Bossuet entworfenen Plan einer künftigen Religionsvereinigung zum Grunde zu legen.

Inzwischen erhielt der römische Glaube ein neues Zeugniß seiner Allgemeinheit und unveränderlichen Dauer. Der Patriarch Kallinikus zu Konstantinopel bestätigte im Jahre 1691 in einer Synode das Glaubensbekenntniß seines Vorfahrers Parthenius, und verdammte die Schriften des Logotheten Johann Kariophilus, welcher in Ansehung der Lehre von der Verwandlung des Brodes und Weines in den wahren Leib und in das wahre Blut Jesu Christi die Irrthümer des Cyrillus Lukar' zu behaupten sich erdreistete. Wie Kallinikus, so legten auch die Bischöfe von andern der angesehensten morgenländischen Kirchen dieselbe Einhelligkeit über dieses Dogma an Tag. So tief war es in den Herzen aller christlichen Nationen eingegraben.

Im folgenden Jahre 1692 lenkte der Himmel eine Begebenheit, die der wahren Kirche Jesu noch mehr Ruhm und Vortheil brachte, da sie nunmehr auch in dem unermeßlichen Reiche von China freien Eintritt erhielt. Bisher war dieses Land durch Staatsgesetze jeder fremden, und ganz besonders der christlichen Religion verschlossen. Wenn es auch in mehreren Provinzen Christen gab, so waren sie doch nie ganz

---

y) Friedensbenehmen zwischen Bossuet, Leibnitz und Molan ꝛc. Geschichtlich und kritisch beurtheilt von Maximilian Prechtl, Abt zu Michelsfeld. Sulzbach bei Seidel 1821.

sicher vor Verfolgungen, und mußten alle Augenblicke einer allgemeinen Verbannung gewärtig seyn.

Die Gefahr wurde noch größer, als sich Tehamtein-yun, Vizekönig der Provinz Chekiam, offenbar als einen Feind der Christen erklärte. Dieser Mann, ein vollendeter Betrüger, stolz und leidenschaftlich im höchsten Grade, konnte unmöglich dem Christenthume hold seyn. Da es ihm gelang, die Gunst des Kaisers zu erschleichen, erweckte er sogleich gegen die Bekenner desselben eine heftige Verfolgung.

P. Intorcetta, ein sizilianischer Jesuite, einer der erfahrensten Missionäre in China, that Alles, um die Gefahr abzuwenden. Aber fruchtlos waren seine Bemühungen; vielmehr mußte er, und mit ihm P. von Alkala, ein Dominikaner, vor den heidnischen Richterstühlen erscheinen. Sie stellten sich mit wahrhaft apostolischem Geiste, das ist, voll der Freude, für den Namen Jesu Schmach und Spott zu leiden. Der Vizekönig war nun zuerst darauf bedacht, die Kirche in seiner Hauptstadt niederreißen zu lassen, die er als das herrlichste, und eben darum ihm verhaßteste Denkmal des Christenthumes ansah.

Sie war wirklich sehr schön und künstlich erbauet, und ausgeschmücket mit den prächtigsten Gemälden, welche die Lebensgeschichte Jesu, die Geheimnisse der seligsten Jungfrau, die zwölf Apostel und die vier Evangelisten nebst andern Heiligen darstellten. P. Intorcetta rettete die Kirche sowohl, als diese Kunstwerke durch die Macht seiner Beredsamkeit von der Zerstörung, und zwar um so leichter, da selbst die Unterbeamten dem Vorhaben des Vizekönigs entgegen waren.

Unter den Christen dieser Provinz befand sich ein Arzt, mit Namen Tehinta-seu, welcher von den Ungläubigen mit Recht als eine Stütze dieser Kirche angesehen wurde. Unter dem Vorwande die Kranken zu besuchen ging er von Haus zu Haus, den Gläubigen Muth einzusprechen. Er wurde

verurtheilet, Stockschläge zu empfangen, und, den Hals zwischen zwei schweren Brettern eingeschraubt, öffentlich zur Schau ausgestellt zu werden. Ein junger Christ, den er aus der Taufe gehoben hatte, kam zu ihm in diesem martervollen Zustande, und bath ihn mit thränenden Augen, er möchte ihn seinen Platz einnehmen lassen.

„Wie mein Sohn!“ erwiederte der tugendhafte Arzt: „willst du mir die Krone rauben, die mir der Herr dar„biethet? Gott bewahre, daß ich dir diese mir so schätzbare „Gunst überlassen soll! Ich kenne das ganze Glück, würdig „geachtet zu werden, etwas für einen Gott zu leiden, der „unendlich mehr für uns gelitten hat.“ Diese Antwort spornte den jungen Menschen noch mehr an; er suchte die Richter auf, und bath sie eines Bittens, ihm anstatt des Arztes das Marterinstrument anzuschrauben. Man gab ihm kein Gehör; er ließ sich nicht abwendig machen, und lief hin auf den Gerichtsplatz in der Hoffnung, die Schergen würden seiner Bitte willfahren.

Allein er kam zu spät, und ward darüber untröstlich. Er begegnete dem Bekenner Christi, der am Leibe ganz zerquetschet und mit Blut überronnen, sich in die Kirche führen ließ, um dort dem Herrn seine Danksagung abzustatten. Die Freude war auf seinem Angesichte gemahlt, und er sagte denen, die ihn zu trösten kamen: „Bedauert mich nicht, daß „ich gelitten, bedauert mich vielmehr, daß ich nicht das „Glück gehabt habe, mein Leben für unsern guten Meister „hinzugeben.“

Dieses Beispiel eines so heldenmüthigen Glaubens stärkte die Gläubigen, und diente zur ungemeinen Erbauung der Heiden, deren mehrere, einige sogar von Ansehen, die Taufe begehrten trotz der nahen Gefahr, dem Hasse des Verfolgers aufgeopfert zu werden. Indessen hatte P. Intorcetta die ganze Sache den Jesuiten am Hofe berichtet, damit diese

durch ihre Fürsprache die der Religion drohende Gefahr abwenden möchten.

P. Gerbillon, einer der angesehensten Hofjesuiten, theilte diese traurige Nachricht sogleich dem Prinzen Sosan, einem nahen Verwandten des Kaisers, mit. Dieser Prinz, obschon ein Heide, beehrte diesen Missionär mit einer Freundschaft, die bis zur Vertraulichkeit ging. Dazu kam noch ein anderer sehr günstiger Umstand, der dem P. Gerbillon eine noch größere Achtung des Prinzen erwarb. Es gelang nämlich diesem klugen und einsichtsvollen Pater, einen Frieden zwischen den Chinesern und Moskoviten zu unterhandeln, der für die erstern sehr vortheilhaft war.

Von diesem Augenblicke an war der Prinz Sosan der innigste Freund des P. Gerbillon, und ein erklärter Beschützer der christlichen Religion. Er machte sogleich die kräftigsten Versuche, um den Vizekönig von Che-kiam auf bessere Gesinnungen zu bringen, und zu bewegen, daß er die Verfolgung einstelle. Allein alle diese Bemühungen waren fruchtlos, und es blieb nunmehr der einzige Weg übrig, sich unmittelbar an den Kaiser selbst zu wenden. Die Jesuiten wagten es, und brachten ihre Bitte vor den Thron.

So geneigt aber auch der Monarch den Vätern der Gesellschaft Jesu war, so unterlag doch die Sache großen Schwierigkeiten, theils wegen den bestehenden Reichsgesetzen, denen auch der Kaiser unterworfen war, und noch mehr, weil die Mandarinen sich mit allen Kräften der Duldung des Christenthumes widersetzten.

Die Entscheidung der Sache, welche der Monarch dem aus diesen Mandarinen zusammengesetzten Gerichtshofe der Gebräuche überlassen mußte, fiel also ganz ungünstig für die Missionäre aus, und die Ausübung der christlichen Religion wurde allen Chinesern verbothen. Doch die Sache nahm eine günstigere Wendung, als man hätte vermuthen können.

Der Prinz Sosan gewann den Kaiser zu Gunsten der christlichen Religion; er stellte ihm vor, daß er Herr der Chineser sey, und von ihren Gerichtshöfen nicht abhänge. Ja er brachte eine große Mehrzahl der Mandarinen auf seine Seite, und nun erschien unterm 20. März 1692 ein kaiserliches Edikt, dem zufolge den Christen im ganzen Reiche freie Religionsübung gestattet wurde.

Es ist der Mühe werth, dieses merkwürdige Edikt hier wörtlich anzuführen. „Wir haben die Angelegenheiten der „Europäer," so lautet das Edikt, „wohl untersucht, und „gefunden, daß sie unermeßliche Meere durchschiffet, um „von den äußersten Gränzen der Erde in dieses Reich zu „kommen. Sie haben wirklich die Aufsicht über die Astrono„mie und das mathematische Kollegium. Sie haben sich mit „vielem Fleiße verwendet, um Kriegsmaschinen verfertigen „und Kanonen gießen zu lassen, die uns in den letzten bür„gerlichen Kriegen gute und große Dienste gethan. Da sie „unsere Gesandte nach Nipchon begleitet, um mit den Mos„kowiten den Frieden zu unterhandeln, haben sie Mittel ge„funden, dieses Geschäft glücklich auszuführen. Kurz, sie ha„ben dem Reiche wichtige Dienste geleistet."

„Man hat sie niemals in unsern Provinzen beschuldiget, „irgend etwas Böses gethan oder eine Ausschweifung began„gen zu haben. Die Lehre, die sie predigen, ist keine schlimme „Lehre; sie kann nicht einmal die Völker verführen, und „Unruhen stiften oder veranlassen. Es ist Jedermann erlaubt, „die Tempel des Lamas, des Hochans, des Tassons zu be„suchen; und es ist verbothen, in die europäischen Kirchen „einen Fuß zu setzen. Dieß scheint unbillig zu seyn. Man „muß also alle Kirchen im Reiche in dem Stande lassen, in „dem sie vorher waren, und Jedermann erlauben, Gott in „denselben ungehindert anzubethen. Gegeben durch die Beam„ten des versammelten Gerichtshofes den 30. Tag des zwei-

„ten Mondes, im 31sten Jahre der Regierung des Kaisers „Kamhi.“ Den folgenden Tag bestätigte der Kaiser dieses Urtheil, das von nun an im ganzen Reiche die Kraft eines Gesetzes erhielt.

Die Missionäre, nachdem sie zuerst Gott für den Sieg seines Evangeliums gedanket hatten, gingen insgesammt nach Hofe, um auch dem Kaiser ihre Dankbarkeit zu bezeugen für die große Gnade, mit der er sie erfreuet hatte. Es war auch in der That nichts wichtiger, um den Fortgang des Christenthumes in China zu beschleunigen.

Sogleich nach der Bekanntmachung des Ediktes ließen sich eine Menge Heiden, die bisher nur durch die Gesetze waren zurückgeschrecket worden, unterrichten, und empfingen die Taufe. Mandarinen, ebenso angesehen wegen ihren Talenten, als wegen ihren Staatsämtern, folgten diesem Beispiele, und die Zahl der Neubekehrten vermehrte sich bald so sehr, daß man den Missionären von allen Orten Gehilfen schicken mußte.

Das Gerücht von dem, was in China, bei der weisesten Nation des Orients, geschah, brachte in den Königreichen Cochinchina, Tunking, Siam und in dem eigentlichen Indien die wunderbarsten Wirkungen hervor. Das Evangelium ward schon seit langer Zeit an den Küsten von Malabar und Coromandel gepredigt, hatte aber noch nicht in das Innere dieses unermeßlichen Landes vordringen können.

P. Robert de Nobilibus, ein Neffe des Kardinals Bellarmin und Vetter des Pabstes Marzellus II., hatte zwar den Glauben bis in den Mittelpunkt dieser Halbinsel, ins Königreich Madura gebracht, und den nachfolgenden Glaubenspredigern wenigstens die mühsame Laufbahn eröffnet. Aber der Stolz der Brahmen, oder Brachmanen, die zugleich den Adel- und Gelehrtenstand bilden, legten ihm unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

Doch bekehrte er ihrer mehrere, da er sich in die Lebensart der Sainas, oder Büßer, die man wie Heilige und Lehrer des Gesetzes hochachtet, zu schicken wußte, und so ihre Neigung gewann. Allein die Zeit einer reichlichern Aernte erfolgte erst dann, als das chinesische Edikt dem christlichen Glauben ein ehrwürdiges Ansehen verschaffte. Die Missionäre drangen nun unter tausend Gefahren immer tiefer in das Land einwärts, und wurden für ihre Mühe reichlich belohnt, indem es ihnen glückte, eine Menge der Ungläubigen zu bekehren.

Aber keine Mission war auch mit so vielen Beschwerlichkeiten verbunden, als diese. Denn nur dadurch, daß die Missionäre im strengsten Sinne Allen Alles wurden, konnten sie endlich dem Evangelium den Eingang bei diesen Völkern verschaffen. Ihre Kleidung bestand daher, wie jene der Brachmanen und Sainas, in einem großen Stücke gelben Tuches, wovon das eine Ende ihr Haupt, das andere den übrigen Körper bedeckte. An den Füßen trugen sie hölzerne Sandalien, die nur mittels eines breitköpfigen Nagels, welche sie zwischen die zwei vordern Zehen nicht ohne empfindliche Schmerzen faßten, daran fest hingen.

Reis im Wasser gekocht, Hülsen ohne Gewürze, unschmackhafte Kräuter und Früchte waren ihre tägliche Nahrung, frische Milch aber ihr köstliches Gerichte, und Wasser, in einiger Entfernung von Flüssen, oft trüb und bitter, ihr einziges Getränk. Wein erhielten sie kaum so viel, als sie zum heiligsten Opfer vonnöthen hatten. Drei oder vier irdene Töpfe machten ihr ganzes Geräthe aus. Blätter von gewissen Bäumen dienten ihnen statt des Tisches, der Teller und Serviette; Gabel und Messer kennt man dort nicht. Anfangs schliefen sie auf bloßer Erde, in Hütten aus getrocknetem Schlamme, mit Stroh und Schilf bedeckt. Erst später ruheten sie wegen vielen Krankheiten, welche ihnen

die Feuchtigkeit zuzog, auf Tigerhäuten, die sie über einige Pfähle spannten.

Und welchen Gefahren war nicht ihr Leben bloßgestellt! In Indien wimmelt es von giftigen Schlangen, die sich gerne in die feuchten Wohnungen schleichen, um da Kühlung gegen die brennende Sonne zu suchen. P. Bouchet, ein durch seine gelehrten Briefe nicht minder als durch seine apostolischen Arbeiten berühmter Jesuit, war öfter in Gefahr, durch den Biß dieser Schlangen in seiner Hütte sein Leben zu verlieren. Aber er sowohl als seine Mitarbeiter fanden die vielen Jahre hindurch, als sie dieses Land in allen Richtungen durchwandert, die Verheißung des Evangeliums erfüllet, daß Verkündern desselben Schlangen und Gifte nichts schaden. Denn man hat kein Beispiel, daß auch nur Einer der Missionäre durch so viele giftige Schlangen wäre gebissen worden.

Die in diesen heißen Ländern eben so zahlreichen als blutdürstigen Tiger, Leoparden, wilden Elephanten und andere Ungeheuer scheinen gleiche Ehrfurcht zu haben vor diesen apostolischen Männern, die stets auf den Straßen sind, um das Heil von 20 bis 30 Tausend Gläubigen zu besorgen, und neue Seelen Gott zu gewinnen.

So weit umher zerstreute Heerden haben oft nur einen einzigen Hirten, der jetzt brennende Sandwüsten durchlaufen, jetzt im Schlamme bis an die Kniee waten, jetzt, da es keine Brücken und nur selten brauchbare Fahrzeuge gibt, auf einigen Stücken von einer Art Pantoffelholz Flüsse übersetzen, jetzt sich durch dicht verwachsene Wälder durcharbeiten muß, um seinen anvertrauten Schafen zu Hilfe zu eilen, Kranke zu besuchen und Sterbenden beizustehen.

Oft wird er auf diesen Reisen von Räubern mißhandelt, oft von herumstreifenden Soldaten gefangen genommen und in Kerker geworfen, aus denen er, so stark auch seine

Leibesbeschaffenheit seyn mag, mehr einer ausgegrabenen Leiche, als einem Menschen ähnlich wieder hervorkommt, und sich glücklich schätzen muß, daß er wenigstens noch sein Leben rettet.

Doch die Früchte, welche die Missionäre bei allen diesen Mühseligkeiten sammeln, versüßen alle damit verbundenen Bitterkeiten und Leiden. So taufte der unermüdete P. Bouchet im Jahre 1699 zweitausend Indier, dreihundert einmal an einem Tage, so daß man seine Arme unterstützen mußte, und in allem seit ungefähr zwölf Jahren, die er dieser beschwerlichen Mission widmete, bei zwanzig Tausend. Die Zahl der Beichten, welche er hörte, beläuft sich wenigstens auf hundert Tausend. Er besorgte dreißig Kirchengemeinden, deren jede bei zweitausend Christen zählte, und die ganze Kirche von Madura hatte damals über hunderttausend wahrhaft christliche Seelen.

Uebrigens werden die angehenden Gläubigen mit der größten Sorgfalt unterrichtet, und erst nach drei oder vier Monaten zur Taufe gelassen. Sind sie aber einmal Christen, so leben sie auch wie die Engel. Ungeachtet sie ihr Gewissen mit Strenge erforschen, so hört man doch oft ganze Dörfer Beicht, ohne eine schwere Sünde zu vernehmen.

Am schwersten sind indessen die Indianer aus adeligen Kasten, wegen ihres Stolzes auf ihre Gelehrsamkeit, zur Annahme des demüthigen Evangeliums zu bereden. Aber desto standhafter und anziehender ist auch ihre Bekehrung; einige Wenige ziehen ganze Stämme nach sich. So gewann man zum Beispiele die Rettis und Ambalagarens, Menschen von einem so guten und sanften Charakter, daß man sie nur unterrichten darf, um vollkommene Christen aus ihnen zu machen.

Ueberhaupt findet man bei den Indianern tiefer im Lande die Hindernisse der Bekehrung nicht, die man bei

andern Völkern antrifft. Sie haben keinen Umgang mit den meistens so verderbten Europäern. Sie führen ein äußerst mäßiges Leben, und kennen die heftigen Leidenschaften anderer Völker nicht. Sie sind von Natur sanft, zärtlich, mitleidig, wohlthätig. Selbst die Vielweiberei ist mehr der Fehler der Reichen und Großen; die Niedrigern begnügen sich meistens mit einem Weibe. Kommt zu dieser glücklichen Anlage die Gnade der Taufe, so kann man kaum glauben, was für ein unschuldiges Leben diese Neubekehrten führen, und wie sehr sie auch die geringsten Sünden verabscheuen.

Was ihren Glauben so lebhaft und ihren Wandel so rein erhält, ist ihr Eifer im Gebethe und in den gewöhnlichen Andachtsübungen. Bei der brennendsten Sonnenhitze und unter Strömen von Regen eilen sie oft viele Meilen weit her, um das Wort Gottes zu hören, und das Brod der Engel zu empfangen. Alle Tage versammelt der Missionär Morgens und Abends die Gläubigen zum Gebethe und christlichen Unterrichte, den übrigen Tag widmet er den Kindern und Katechumenen, wann ihn nicht die Beichtenden hindern, in welchem Falle die Katecheten, oder andere ältere Christen diesen Unterricht besorgen, und geistliche Bücher vorlesen.

Vorzüglich aber häufen sich die Arbeiten der Missionäre an höhern Festtagen. Dazu müssen sie sich schon mehrere Tage vorher den Beichtenden schenken, um die übergroße Menge der von allen Seiten herbeieilenden Gläubigen zu befriedigen. Die Beichten sind dann so zahlreich, daß, nachdem sie den ganzen Tag und oft einen großen Theil der Nacht dazu verwendet haben, sie kaum noch ein Stündchen finden, wo sie erschöpfet vor Mattigkeit ihr Brevier bethen können.

Vor der Messe wird eine Anleitung vorgelesen, wie man dieselbe würdig anhören solle; bis zur Kommunion wer-

den Lieder gesungen, und die Vorbereitungsgebethe laut vorgebethet. Dann folgt die Predigt, die an solchen Tagen vor der Kirche gehalten wird, weil sie die Volksmenge nicht faßt. Dieß Alles dauert oft bis Nachmittags vier Uhr. Nun müssen erst noch Streitigkeiten beigelegt, Zweifel gehoben, Betrübte getröstet, Kranke besorget, Ehehindernisse untersuchet, und andere Werke der Liebe geübet werden.

Kommen zwei oder drei Missionäre an einem Orte zusammen, so halten sie an solchen Tagen ein feierliches Hochamt, die größte Freude, die man diesem guten Volke verschaffen kann. Selbst die Heiden kommen dann schaarweise dazu, und die Majestät unserer Zeremonien und die Pracht des Gottesdienstes rühret ihre Herzen so sehr, daß sich oft mehrere derselben bei solchen Feierlichkeiten bekehren z).

Der ehrwürdige P. Johannes de Britto, Sohn des Vizekönigs von Brasilien, in Lissabon geboren, mehr aber durch seine apostolischen Arbeiten, als durch den Adel seines Geschlechtes berühmt, war einer der vornehmsten Missionäre von Madura. Ungeachtet seiner zärtlichen und vornehmen Erziehung, die er am portugiesischen Hofe erhielt, entschloß er sich in seiner ersten Jugend in die Gesellschaft Jesu zu treten, um nach dem Beispiele des heiligen Franz Xavier, dessen Fürbitte er sein durch eine tödtliche Krankheit gefährdetes Leben verdankte, dereinst sich der Bekehrung der Ungläubigen zu widmen.

Um dieselbe Zeit war P. Balthasar d'Acosta aus Malabar nach Lissabon gekommen, um Arbeiter in diesen Weinberg zu suchen. P. Johann de Britto trug seine Dienste der Erste an, und segelte in einem Alter von 25 Jahren mit vielen andern Priestern seines Ordens nach Indien ab. Hier ward ihm die Mission von Madura vertraut, und er bewies bald, daß er seinen Beruf nicht verfehlet hatte.

z) Lettr. edifiant. T. XIII. p. 60.

Ein unüberwindlicher Muth, eine über alle Hindernisse siegende Geduld, eine Strenge gegen sich selbst, die mit den Beschwerden einer Mission, wo man die ganze Natur verläugnen muß, nicht zufrieden, Kasteiungen jeder Art hinzufügte; eine Liebe gegen Gott und den Nächsten, eine Begierde nach fremdem Seelenheile, um dessen Beförderung willen er alle Tage dem Tode entgegen ging; diese waren die ausgezeichneten Tugenden dieses jungen apostolischen Mannes.

Mit diesen Tugeuden und mit einem besondern Geiste der Klugheit und einer hinreißenden Beredsamkeit ausgerüstet, bekehrte er während seiner 20jährigen Arbeiten im eigentlichen Madura über 20,000 Heiden, und taufte in Marava in einer Zeit von 15 Monaten 8000 Katechumenen. Die umständliche Erzählung seiner übrigen apostolischen Arbeiten würde kein Ende nehmen, besonders in der Mission von Marava, die sein eigenes Werk und seine Herzensfreude, aber auch eine reiche Quelle der größten Leiden war. Doch dürfen wir wenigstens seinen Martertod nicht unberührt lassen.

Teriadeven, der rechtmäßige Erbe des Reiches Marava, der sich aber mit der Statthalterschaft einer einzelnen Provinz desselben begnügen mußte, wurde durch einen Katecheten des heiligen Missionärs, der das Evangelium über ihn gelesen hatte, von einer tödtlichen Krankheit plötzlich geheilt. Er wollte nun den Prediger einer so wunderbaren Religion selbst hören, und bath ihn zu sich.

P. Britto nahm die Einladung an; er beging vor ihm bei einer zahlreichen Versammlung der Gläubigen, die von allen Seiten herbeiströmten, das hohe Fest der Erscheinung, und taufte zugleich 200 Katechumenen. Gerührt durch die Andacht der Christen und durch die Feierlichkeit des Gottesdienstes, begehrte der Fürst auf der Stelle die Taufe. „Ihr „wisset nicht, was für einen reinen Wandel die Christen „führen müssen," antwortete ihm der Missionär, „sie müssen

„sich vor Allem mit einem Weibe begnügen, und ihr habet „deren mehrere.“ — „Dieß Hinderniß soll bald gehoben seyn,“ erwiederte der Fürst.

Alsobald ließ er alle seine Weiber kommen, erklärte ihnen seine Entschließung, ein Christ zu werden, und diesem heiligen Gesetz zu Folge nur Eine aus ihnen als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen; doch auch für alle übrigen väterlich zu sorgen. Er wurde hierauf im Christenthume gründlich unterrichtet und getauft. Er blieb auch dem göttlichen Bunde unverbrüchlich treu, und ehrte ihn durch ein wahrhaft christliches Leben.

Allein die jüngste seiner Weiber hat dem apostolischen Manne indeß den Tod geschworen. Sie war eine Nichte des unrechtmäßigen Königs von Marava, und brachte denselben gegen den Missionär in Harnisch. Er wurde mit einem bekehrten Brahmen und drei andern Christen eingezogen und grausam behandelt. Kaum hörte dieß Teriadeven, als er sich nach Hof begab, um seinem geistlichen Vater das Leben zu retten. Allein anstatt den Fürsprecher zu hören, mißhandelte der Tyrann ihn selbst, und nur die Furcht vor dem Adel und Volke, das Teriadeven schätzte, konnte ihn zurückhalten, daß er sich nicht seiner Person bemächtigte.

Um so mehr ließ er den Missionär seinen Grimm empfinden; wirklich hatte er befohlen, ihn mit Musketenkugeln zu tödten, als Teriadeven mitten unter die bereitstehenden Soldaten hineinstürzte, und betheuerte, daß er eher sein eigenes Leben für seinen heiligen Lehrmeister zu opfern bereit sey, als diese Grausamkeit zu gedulden. Der Tyrann fürchtete einen Aufstand, und nahm zum Scheine den gegebenen Befehl zurück. Aber noch denselben Tag ließ er sein Schlachtopfer unter sicherer Bedeckung nach Drejour an die Gränzen des Reiches Tanjaur bringen, mit dem Befehle, ihn ohne Aufschub zu tödten.

Ein Bruder des Tyrannen hatte hier das Gränzkommando, der den heiligen Bekenner vor seinem Martertode noch unbeschreibliche Peinen und Mißhandlungen leiden ließ. Endlich den 4. Februar 1693 im 45. Jahre seines Alters wurde er auf eine weite Ebene, in der sich ein Hügel erhob, hinausgeführt. Hier sollte er seine Marter vollenden. Doch bath er seine Henker ehevor um einige Augenblicke zum Gebethe, die man ihm auch zugestand.

Dann warf er sich nieder vor dem Pfahl, an dem er festgebunden werden sollte, opferte Jesu Christo sein Leben, empfahl ihm das Heil der Indianer, besonders derjenigen, die Urheber und Vollzieher seines Todesurtheiles waren. Selbst die Heiden rührte diese heldenmüthige Liebe. „Welche „Religion!“ riefen sie auf, „die beim Anblicke alles dessen, „was uns niederschlagen soll, einen solchen Muth einflößt!“

Nach einem viertelstündigen Gebethe richtete sich der heilige Bekenner auf, und sprach zu den Henkersknechten: „Nun thut eure Schuldigkeit, ich bin bereit.“ Wüthend fielen sie nun über ihn her, rissen ihm das Kleid vom Leibe, und versetzten ihm mehrere Hiebe, ohne das Haupt vom Rumpfe zu trennen, bis endlich einer derselben ein großes Opferbeil ergriff, und seine Marter vollendete.

Seine irdischen Ueberreste wurden von den Heiden sorgfältig bewacht, und endlich verbrannt, damit die Christen sie nicht begraben, oder als Kostbarkeiten aufbewahren möchten. Doch war einer so glücklich, im Aschenhaufen einen ansehnlichen Theil seiner Hirnschale zu finden, die er mit Ehrfurcht küßte, und später an P. Laynés, den Vorsteher der Missionen von Indien, schickte, der sie mit andern kostbaren Ueberbleibseln dem Jesuiterkollegio von Pondichery verehrte. Benedikt XIV. hat bereits die Erlaubniß ertheilt, den Prozeß der Heiligsprechung dieses Apostels von Madura einzuleiten.

Wir können uns nicht enthalten, unsern Lesern noch ei-

nige Züge aus dem Briefe mitzutheilen, den P. Johannes de Britto den Tag vor seinem Tode noch an P. Laynés und seine Mitbrüder schrieb: „Ich habe sehr Viel gelitten," sagt er, da er von seiner letzten Reise nach Orejour spricht. „Nun erwarte ich alle Augenblicke den Tod für meinen Gott „und Erlöser; immer war er der einzige Gegenstand meiner „Wünsche seit meinem Berufe nach Indien; und wie bin ich „so glücklich, ihn endlich nach so vielen Wünschen und Be„mühungen zu finden! Welche Herrlichkeit wird er mir ver„schaffen!"

„Das ganze Verbrechen, das man mir Schuld gibt, ist „die Verkündung des Gesetzes Jesu Christi und die Bestrei„tung der Abgötterei; da dieses Verbrechen Tugend ist, so „kann die Strafe, die ich dafür leide, nur ruhmvoll, unend„lich ruhmvoll für mich seyn. Dieß ist mein Trost unter „der Last der Ketten, die ich trage. Gott ersetzet mir Alles. „Ich bin unter den Augen eines Haufens von Soldaten, und „kann euch also nicht mehr schreiben. Lebet wohl, liebe Vä„ter! Ich bitte euch um euren Segen und um eure Gebethe. „Euer unwürdiger Diener in Jesu Christo, Johann de Britto, „aus der Gesellschaft Jesu."

Nachdem der Hirt geschlagen war, fiel man auch über die Heerde her. Aufgereitzt durch die heidnischen Götzenpriester, ergriff der Tyrann alle Mittel, das Christenthum aus seinen Staaten zu vertilgen. Er ordnete in dieser Absicht Götzenopfer in verschiedenen Orten seines Reiches an, wobei sich alle seine Unterthanen unter Androhung der größten Strafen einfinden mußten.

P. Laynés eilte der aufblühenden Christenheit in dieser Gefahr zu Hilfe; befeuchtet und gestärket durch das Blut ihres Apostels blieb sie nicht nur unerschütterlich, sondern gewann noch neuen Zuwachs. Dieß waren die Früchte des Segens, den ihr heldenmüthiger Stifter über sie erflehte seit

dem Tage, da er den Lohn seines Eifers und seiner Arbeiten erhalten hatte a).

In eben diesem Jahre 1694 wurden endlich auch die Streitigkeiten gütlich beigelegt, welche schon lange Zeit her zwischen dem römischen und französischen Hofe obgewaltet hatten. Ludwig XIV. ließ etwas nach von seinen Forderungen die Freistätte betreffend, und nun zeigte auch der Pabst Innocenz XII. sich willfähriger, den Wünschen des Monarchen zu entsprechen. Bekannter Dinge hatte Rom seit der Versammlung der französischen Geistlichkeit im Jahre 1682 allen denen, die in dieser Zeit zu den erledigten Bisthümern ernannt wurden, die Konfirmationsbullen verweigert.

Sämmtlich diese neu ernannten und noch nicht konfirmirten Bischöfe schrieben nun selbst an den Pabst Innocenz, um ihm ihre Reue über das Vergangene zu bezeugen, und dieser tugendhafte Pabst fertigte ihnen ohne weitere Untersuchung die Bullen aus. Weil die Urtheile über das Schreiben dieser Bischöfe an den Pabst so verschieden sind, wollen wir dasselbe in einer getreuen Uebersetzung hier wörtlich anführen, damit dann der Leser nach Ueberzeugung sein Urtheil fällen möge.

Schreiben von 37 Geistlichen, die seit der Versammlung von 1682 bis 1692 zu Bisthümern ernannt waren, an den Pabst Innocenz XII.

„Heiligster Vater!“

„Da bei dieser so hoch erfreulichen Zeit der Kirche alle „christlichen Heerden die Früchte der väterlichen Vorsorge „ärnten, und leichten Eingang in den Schooß Eurer väter„lichen Wohlthätigkeit erfahren, so konnte uns nichts schmerz-

a) La vie du Ven. Père Jean de Britto de la Comp. de Jesus, composée par le P. de Beauvais, de la Comp. de Jesus. à Paris. 1746.

„licher fallen, als daß es mit unsern Angelegenheiten noch „jetzt eine solche Bewandtniß hat, bei der uns der Zutritt „zur Gnade Eurer Heiligkeit bis nun gewisser Maßen ver„schlossen zu seyn scheint. Wir haben aber eingesehen, was „hievon die Ursache ist, nämlich weil wir den im Jahre 1682 „zu Paris gehaltenen Versammlungen der französischen Geist„lichkeit beigewohnt haben.“

„Wir werfen uns also zu den Füßen Eurer Heiligkeit „nieder, bekennen und erklären, daß wir es recht sehr, und „mehr, als man mit Worten sagen kann, von Herzen bereuen, „was in den erwähnten Versammlungen geschehen ist, und „Eurer Heiligkeit, wie Ihren Vorfahren, äußerst mißfallen „hat. Deswegen, was immer in diesen Versammlungen ge„gen die kirchliche Macht und gegen das päbstliche Ansehen „als beschlossen angesehen werden konnte, das halten wir „für nicht beschlossen, und erklären, daß es so gehalten wer„den solle. Ueberdieß halten wir für nicht beschlossen, was „als beschlossen zum Nachtheile der Kirche angesehen werden „konnte. Unsere Absicht war nicht, so was zu beschließen „und unsern Kirchen nachtheilig zu werden.“

„Fürwahr! wir sind bereit, zum ausgezeichneten Be„weise unserer tiefsten Willfährigkeit, die wir Eurer Heilig„keit zusagen und der schuldigen Ehrfurcht, uns so zu be„tragen, daß wir bis zu unserm letzten Athemzuge nicht auf„hören, Eurer Heiligkeit aufs sorgfältigste Gehorsam zu lei„sten, dergestalt, daß an unserm Eifer für die Vertheidigung „der Rechte der Kirche nie etwas vermisset werden möge. „Die Durchlesung unsers Briefes berechtigt uns zu dieser „Hoffnung.“

„Zugleich bitten wir Eure Heiligkeit voll der Demuth, „daß Sie Sich würdigen wollen, uns in ihre Gnade und „Huld aufzunehmen, und endlich über die Kirchen zu setzen, „wozu uns unser allerchristlichster König ernennet hat, damit

„wir alle unsere Mühe und Sorge, was wir Eurer Heilig-
„keit versprechen, dem Heile der Seelen, der Würde der
„christlichen Religion, und den Rechten der Kirche selbst desto
„ernstlicher widmen können."

„Unterdeß versprechen wir Eurer Heiligkeit, als dem
„Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, als dem Haupte der
„ganzen streitenden Kirche, so wie wir schon versprochen ha-
„ben, auf ein Neues wahren und aufrichtigen Gehorsam, ge-
„loben und schwören ihn, und wünschen von Herzen zum
„Besten der ganzen Kirche viele und glückliche Jahre b)."

Im Jahre 1694 den 28. Jänner gab Innocenz XII. ein Dekret für Flandern mit zwei Breven heraus, wozu ihn die niederländischen Bischöfe veranlaßt hatten. Diese hatten nämlich, da sie sahen, daß selbst die strengsten Jansenisten kein Bedenken trugen, das Formular zu unterzeichnen, und gleichwohl des Jansenius Lehre zu behaupten, einige Worte dem Formular beigesetzet, um dergleichen Betrügereien ein für alle Mal ein Ende zu machen.

Da nun der Pabst in seinem Dekrete verordnete, daß man das Formular unterzeichnen solle in dem Verstande, in welchem es insgemein genommen wird, und welchen die Worte selbst darbiethen (in sensu obvio quem verba ipsius exhibent), so machten die Jansenisten viel Aufhebens sowohl mit diesem Dekrete, als mit den beiden Breven, und wollten daraus folgern, der Pabst habe sich zu ihren Gun-

b) Man sehe die Schrift: Was glaubte von jeher die katholische, namentlich die französische Kirche vom Bischofe zu Rom? S. 205. Eben daselbst S. 203 ist auch wörtlich der Brief Ludwigs XIV. an Innocenz XII. zu lesen, dessen oben schon erwähnt wurde. Es ist daraus wenigstens ersichtlich, daß weder der König, noch der französische Klerus auf die Deklaration so viel Gewicht legten, wie nun einige Neuerer aus Abneigung gegen den römischen Stuhl darauf legen wollen.

sten erklärt. So wenig diese Folgerung Grund hatte, rühmten sie sich doch, als ob sie den vollkommensten Sieg errungen hätten.

Nicht lange nach diesem eingebildeten Triumphe noch im nämlichen Jahre 1694 am 8. August starb das Haupt der jansenistischen Sekte, der berüchtigte Doktor Arnaud. Er verschied in der Diözese von Mecheln im 85. Jahre seines Alters unter den Händen seines vielgeliebten Schülers des P. Quesnell, welcher ohne Erlaubniß, ohne Ermanglung anderer vom Bischofe approbirten Priester, ihm die heiligen Sterbsakramente reichte.

Merkwürdig ist, wie sich der berühmte Abt von la Trappe über das traurige Ende dieses Mannes ausdrückte. „Endlich," sagte er, „ist Arnaud todt; nachdem er seine Laufbahn „so weit als möglich gebracht hatte, mußte er sie endigen. „Man mag sagen, was man will; so haben nun viele Fragen ein Ende. Seine Gelehrsamkeit und sein Ansehen waren von großem Gewichte für die Partei, glückselig derjenige, der keine andere, als die Partei Jesu Christi hat!" So gemäßigt auch diese Ausdrücke waren, so wurden doch die Anbether des Verstorbenen heftig dadurch aufgebracht, beeiferten sich aber nur desto mehr ihn mit ihren Lobsprüchen zu vergöttern.

Man mag allerdings diesen Mann loben wegen seiner Gelehrsamkeit; aber bedauern muß man es, daß er davon einen so schlechten Gebrauch machte, fast immer nur um die ehrwürdigsten Lehren des Glaubens anzugreifen, und das Ansehen der Kirche herabzuwürdigen. Eben so findet man in seinem sittlichen Charakter Flecken, welche den Schimmer seiner Gelehrsamkeit ungemein verdunkeln; er hatte einen Stolz ohne Gleichen, und gegen seine Gegner ergoß er sich mit einer Heftigkeit, die ihm, wie früher einem Luther und Kalvin, die unanständigsten Schimpfworte in den Mund und in die Feder gab.

Es wäre überflüssig von den Werken dieses hochgepriesenen Theologen Meldung zu thun, die er fünf und dreißig an der Zahl, beinahe alle ohne seinen Namen, ans Licht förderte, die aber ebenfalls beinahe alle von der Kirche verdammt wurden. Man mag also die Gelehrsamkeit und die Tugenden Arnauds noch so hoch erheben, wir werden nie in das Lob eines Mannes einstimmen, der sich für aufgeklärter als die ganze Kirche hielt; der sich bis in den Tod mehr an seinen Eigendünkel, als an die päbstlichen Konstitutionen, als an die Entscheidungen des Hauptes und der Glieder des apostolischen Körpers, als an die Lehren aller Schulen und Kirchen gehalten hat. Wir folgen dem Ausspruche des Evangeliums: Wer die Kirche nicht hört, den halten wir für einen Heiden und Publikanen!

Dem Arnaud folgte P. Quesnell nach in dem jansenistischen Pabstthume, (man muß nicht glauben, daß dieser Titel eine Erfindung seiner Gegner ist; diesen erhabenen Namen gaben ihm die Direktoren von Portroyal wirklich), und er trat mit Treue und Eifer in die Fußstapfen seines Vorgängers. Doch wir brechen ab, und wollen nun die Unterwürfigkeit redlicher Seelen darstellen, welche damals durch ihre mystische Lehre oder vielmehr durch ihre allzu empfängliche Einbildungskraft eine Art Quietismus wieder hervorbrachten.

# Zwei und achtzigstes Buch.

## Von der Erneuerung des Quietismus im Jahre 1694 bis zum Pabstthume Klemens XV. im Jahre 1700.

Die ersten Spuren des in Frankreich erwachenden Quietismus wurden in dem Buche des P. Lacombe, eines Barnabiten, unter dem Titel: Zergliederung des innerlichen Gebethes, entdecket. Man konnte darin den Geist des Molinos nicht verkennen, wiewohl sich der Verfasser keineswegs in die Gräuel dieses Schwärmers verirrte. Dieser überspannte Geistlehrer hatte eine Schülerin, die ihren Meister bald übertraf, und aus einer geistlichen Tochter seine Mutter und Lehrerin wurde. Diese war die berühmte Madame Guyon, eine Frau von adeligem Geschlechte, untadelig in ihren Sitten, aber von einer in hohem Grade exaltirten Phantasie.

Sie schrieb Bücher nach ihrer Art, gab eine kurze und leichte Anleitung zum beschaulichen Gebethe, und die Auslegung des hohen Liedes heraus. Die Werke des Gewissensrathes sowohl als der geistlichen Tochter wurden, sobald sie öffentlich erschienen, von dem Erzbischofe von Paris verdammet, nicht nur, weil sie die Andacht lächerlich machten, sondern auch verderbliche Grundsätze gegen die Religion und Sittlichkeit enthielten. Diese betrogenen Kontemplanten glaubten, aller äußerlichen Buß- und Andachtsübungen, ja sogar der nothwendigsten und nützlichsten Heilmittel entbehren zu können.

Noch größere Verirrungen des Geistes kann man in den ungedruckten Schriften der Madame Guyon lesen, besonders

in den sogenannten Strömen. Hier lehret sie, daß der Schlüssel zum innerlichen Leben eine vollkommene Verläugnung sey, die sich nichts vorbehält, weder Tod noch Leben, weder Selbstvervollkommnung noch Seelenheil, weder Himmel noch Hölle; die Seele sey so wenig werth, daß es der Mühe nicht lohne, sich darüber zu beunruhigen, ob sie verdammt werde, oder nicht.

Ferner: Gott entziehe manchmal einer vollkommenen Seele alle seine Gnaden und Gaben, so zwar, daß sie zum Scheusale der Welt wird; die Treue dieser Seele bestehe dann darin, daß sie sich zertreten lasse und gleichsam verfaule, ja sich nicht einmal bestrebe, der Fäulniß vorzubeugen, oder sie zu verhindern; noch mehr, daß sie, wenn sie anfängt von dem Geruche, der ihre Fäulniß verräth, nichts mehr zu empfinden, darin mit Vergnügen beharre, ohne Hoffnung, sich je daraus zu erschwingen, und hier beginne die völlige Vernichtung, worin die wahre Vollkommenheit besteht.

So eine Seele entsetzet sich nicht vor ihrem eigenen Elende, und fürchtet sich nicht, in diesem Stande zur heiligen Kommunion zu gehen, vielmehr sie geht hinzu, wie zu einer gemeinen Tafel, sie bekümmert sich nicht, ja sie ist froh, daß sie Gott gar nicht mehr ansieht, und alle seine Gnaden Andern mittheilet, mit einem Worte: sie ist dermaßen in Gott verloren, daß sie weder Gewissensangst, noch Reue empfindet.

Doch wir enthalten uns dergleichen Ungereimtheiten weiter anzuführen, und bemerken nur, wie getrauet man sich doch, diesen Zustand der Seele, die sich selbst ganz vernichtet und in Gott versenket hat, anzurühmen als die höchste Stufe der Vollkommenheit, worauf die Gnade eine Seele erheben kann? Ist er nicht der Zustand einer von Gott verlassenen Seele, welche in Ausschweifungen versenket und in der Sünde gänzlich verstocket ist?

Eben so vielen Unsinn findet man in der Auslegung des hohen Liedes, und noch mehr in der Lebensgeschichte, welche Madame Guyon von sich selber geschrieben hat. Wollte man glauben, was sie von sich erzählt, so war sie von Gott mit vielen und ganz sonderheitlichen Offenbarungen begnadigt; sie sah tief bis in das Innerste der Seelen, und hatte über sie, so wie über die Leiber, eine unwiderstehliche Wunderkraft. Was ich binden werde, sagte sie, wird auch gebunden seyn; und was ich lösen werde, wird auch gelöset seyn; ich bin jener durch das heilige Kreuz zubereitete, und von dem Baumeister verworfene Eckstein.

Sie war zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gelanget, daß sie die Heiligen, auch die seligste Jungfrau nicht mehr anrufen durfte. Sie war so voll der Gnaden für sich und Andere, daß sie alle Augenblicke Gefahr lief, von dem Uebermaße erstickt zu werden. Man mußte sie eiligst aufschnüren, und ihr Luft machen, damit sie nicht auf der Stelle stürbe.

Indeß war das sicherste Mittel, sich ganz in der Stille an ihre Seite hinzusetzen, dann geschah aus dem göttlichen Behältnisse ihres Herzens eine Ausströmung, derer sie mit Vergnügen entladen wurde, und ihre geistlichen Aufwärter, lauter Kinder der Weisheit, empfingen von ihrer Mutter himmlische Seelennahrung nach dem Maße, wie sie derselben empfänglich waren.

Wir würden dieser geist- und sinnlosen Albernheiten nicht erwähnt haben, wenn man nicht darin das Vorspiel sähe jener Gaukeleien, wovon unsere Aftermystiker heut zu Tage das Nachspiel geben. Denn diese rühmen sich auch besonderer Begünstigungen, Erleuchtungen und Offenbarungen vom Himmel; sie haben auch ihre geistliche Gebärmutter, die ebenfalls durch Ausströmungen aus ihren gotterfüllten

Herzen über Andere den heiligen Geist ausgießet, daß sie wiedergeboren und Kinder Gottes werden.

Was man aber den gegenwärtigen Pseudomystikern, besonders des weiblichen Geschlechtes, nicht allen nachsagen kann, das kann und muß man der Madame Guyon nachrühmen, daß sie bei all den Sonderbarkeiten ihrer Meinungen nie Jemanden Anlaß zum geringsten Verdacht in Rücksicht ihrer Sitten gab. Ihr Wandel war wirklich tadellos, und eben so lobenswürdig ihre Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit, wenn sie von ihren geistlichen Vorgesetzten zurecht gewiesen wurde.

Uebrigens wurde die Größe ihres Geistes, wenn er sich nicht verirrte, selbst von rechtschaffenen und gelehrten Männern angerühmt, die es selbst bekannten, daß sie von göttlichen Dingen auf eine Art zu sprechen verstand, die man bewundern mußte. Dieß mag auch die Ursache seyn, warum selbst der berühmte Fenelon, nachmaliger Bischof von Cambray, ihr seine Liebe und Achtung nicht versagen konnte. Doch dieß alles konnte nicht verhindern, daß sie nicht ihrer Lehre wegen in Verdacht kam und in üblen Ruf gebracht wurde.

Madame Guyon, um diese ärgerlichen Gerüchte, die von ihr ausgestreuet wurden, erstummen zu machen, beschloß, ihre sämmtlichen Schriften der Untersuchung und dem Urtheile des berühmten Bossuet, Bischofes zu Meaux, zu unterwerfen. Zu dieser Untersuchung wurde auch der Herr von Noailles, damals Bischof von Chalons, Herr Tronson, Vorsteher des Seminariums zu St. Sulpiz, und Herr von Fenelon, damals noch Lehrer der königlichen Prinzen, gezogen.

Nicht ohne große Mühe und Widersprüche wurden endlich die Richter über folgende Punkte eins: Daß jeder Gläubige in jedem Stande verbunden sey, die göttlichen oder theologischen Tugenden zu üben; einen ausdrücklichen Glauben über die vornehmsten Wahrheiten des Christenthumes zu

erwecken; ausdrücklich sein ewiges Heil, die Nachlassung der Sünden und der Gnade, keine mehr zu begehen, Stärke wider die Versuchungen, Beharrlichkeit im Guten, und die Vorschritte auf dem Wege der Vollkommenheit, die immer wachsen kann, zu wollen und zu begehren.

Es sey nie erlaubt, gegen das Seelenheil gleichgiltig zu seyn; bei dem erhabensten Gebethe seyen zwar die oben angezeigten Handlungen in der Liebe enthalten, aber nur in so weit, als die Liebe alle Tugenden belebt, und ihre Ausübung erleichtert, nicht daß sie dieselben überflüssig mache. Die Betrachtungen über sich selbst, über die Gaben des Himmels, da sie von den größten Heiligen ausgeübt worden, sollen von allen Christen, auch von den vollkommensten angestellt werden.

Die äußerlichen Kasteiungen seyen allen Gläubigen nützlich, oft auch nothwendig. Das immerwährende Gebeth bestehe nicht in einer einzigen, ununterbrochenen Handlung, sondern in einer gewissen Gemüthsbeschaffenheit, alles zu thun, was Gott gefällt, und nichts zu thun, was Gott mißfällt. Es gebe keine Ueberlieferung von einer sichern Gewißheit, als die, welche von der ganzen Kirche anerkannt wird.

Das Gebeth, welches nur in der Ruhe in Gott besteht, sey nicht zu verwerfen, noch andere außerordentliche Weisen zu bethen, die von den Geistlehrern gutgeheißen sind; auch die nicht, wo sich die Seele bloß leidend verhält; doch könne man auch ohne diese zur Heiligkeit gelangen. Der Stand der Vollkommenheit sey nicht an ein gewisses Gebeth, viel weniger die Gabe der Prophezeiung und das Privilegium des Apostelamtes an einen gewissen Grad des Gebethes und der Vollkommenheit gebunden. Ueberhaupt seyen die außerordentlichen Wege gar seltsam, und immer der Prüfung der geistlichen Obrigkeit unterworfen, weil die Täuschungen darin sehr zu befürchten seyen.

Die Untersuchung dauerte beinahe acht Monate, und wurde erst im März 1695 geendigt. Die Richter, obgleich sie in den Schriften der Madame Guyon mannigfaltige und oft auch ärgerliche Irrlehren fanden, mußten sich doch erbauen an der Unterwürfigkeit, welche sie bezeugte. Sobald man ihr das Urtheil der Kommissarien vorlegte, unterzeichnete sie es ohne Widerrede; eben so willig unterschrieb sie die Zensuren, mit welchen ihre Bücher belegt wurden, und am Schlusse ihrer Unterwerfungsakte betheuerte sie noch: daß sie nie die Absicht gehabt hätte, etwas zu behaupten, was dem Geiste der katholischen Kirche zuwider wäre; sie habe sich der Kirche allezeit unterworfen, und werde sich derselben allezeit unterwerfen.

Ueber diese erbauliche Aeußerungen gab ihr der Bischof von Meaux das schriftliche Zeugniß, daß sie von den abscheulichen Irrthümern des Molinos rein und er mit ihrem Betragen zufrieden wäre. Will man die Wahrheit mit kurzen Worten sagen, so war die schwärmerische Frau vielmehr selbst getäuschet, als des Willens Andere zu täuschen.

Indessen mußte Madame Guyon sowohl früher als auch später manche Verfolgungen und widrige Schicksale erfahren. Sie gab wenigstens den Beweis, daß der Geist des Menschen, sey er noch so groß, nie vor dem Irrthume und den erbärmlichsten Verirrungen sicher ist, wenn er sich von einer überspannten Einbildungskraft überflügeln läßt. Eine ähnliche Probe lieferten um diese Zeit die sogenannten apokalyptischen Ritter, die in Rom zum Vorschein kamen.

Ihr Häuptling Augustin Gabrino von Brescia ließ sich bald den Monarchen der Dreieinigkeit, bald den Fürsten von der Siebenzahl nennen. Am Palmsonntage, als er sich in der Kirche befand, und die Antiphon: **Quis est iste Rex gloriae**, (Wer ist dieser König der Herrlichkeit?) singen hörte, lief er mit bloßem Degen den Sängern zu, und rief:

„Ich bins, ich bins!“ Man hielt ihn mit Recht für wahnsinnig, und sperrte ihn ein, ohne Lärmen zu machen, oder Irrthum und Ketzerei zu argwöhnen.

Indessen waren diese apokalyptischen Ritter schon vierzig an der Zahl, sie trugen besondere Ordenszeichen, und sagten: „Wir sind erwecket, die Kirche wider den Antichrist zu „vertheidigen, der schon bereit steht, sich anbethen zu lassen.“ Sie lehrten noch andere verderbliche Grundsätze, vorzüglich in Beziehung auf die Ehe, und fanden um so leichter Eingang, indem sie sich der Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden beeiferten. Nach der Verhaftung des Oberhauptes entdeckte ein armer Schuhmacher, ebenfalls ein Mitglied der Sekte, Alles, was er von ihren Geheimnissen wußte. Man zog dreißig dieser Illuminaten ein, und die Uebrigen zerstreuten sich.

So ließ Rom diesen Fanatismus von sich selbst in sein Nichts zurücksinken, und richtete sein Augenmerk auf zwei französische Werke, wovon das eine: Andacht zur heiligsten Jungfrau, und das andere: Das christliche Jahr, betitelt war. Der Verfasser des erstern, Herr Baillet, erdreistete sich unter dem scheinbaren Vorwande, die Kirche gegen die Vorwürfe der Reformirten zu rechtfertigen, über die Verehrung Mariens Sachen zu schreiben, die man aus der Feder eines katholischen Priesters nie erwartet hätte.

Er erklärte die Andacht zur Mutter Gottes geradeweg für unnütz, und scheute sich nicht, alle die Vorzüge und Ehrentitel anzugreifen, welche die katholische Kirche von jeher ihr zuerkannt hat. Man begnügte sich, dieses Werk bloß in das Verzeichniß der verbothenen Bücher zu setzen, vermuthlich um ihm nicht mehr Ansehen zu geben, als es sich durch seinen geringen Werth erworben hatte.

Ein gleiches Schicksal widerfuhr dem christlichen Jahr des Herrn Tourneux, welches im Grunde nur eine neue

etwas umgeänderte Ausgabe des schon früher verdammten französischen Meßbuches und Breviers von Herrn Voisin war. So gelinde auch Rom sein Urtheil ausgesprochen hatte, so wurden doch die Jansenisten und vorzüglich P. Quesnell darüber heftig aufgebracht, weil es Leute ihrer Partei traf.

Einen andern weit heftigern Streit erhoben um diese Zeit die Karmeliten. Die gelehrten Verfasser der Lebensgeschichten der Heiligen, bekannt unter dem Namen der Bollandisten, hatten unter dem 6. und 19. März bewiesen, daß der selige Berthold der erste General der Karmeliten gewesen, und setzten daher den Ursprung dieses Ordens in das zwölfte Jahrhundert.

Die Karmeliten, vorzüglich in den Niederlanden, nahmen es sehr empfindlich auf, daß man sich an dem ehrwürdigen Alterthume ihres Ordens vergreifen wolle, dessen Ursprung sie, wenn nicht von dem Patriarchen Enoch, doch von dem Propheten Elias herschreiben wollten. Sie zogen daher gegen die Bollandisten mit einer Menge Schmähschriften zu Felde. Der Kampf wurde immer hitziger, die spanische Inquisition verboth sogar einige Bände der Bollandisten, doch dauerte dieses Verboth eines so schätzbaren Werkes nicht lange.

Endlich legte sich der Pabst ins Mittel, und verboth, hinfür von dem prophetischen Ursprung des Karmeliterordens zu schreiben.

Während diesem Gefechte trat unvermuthet ein anderer Kämpfer aus dem Orden der barmherzigen Brüder hervor, um seinem Orden ein noch weit höheres Alterthum zu erringen. Er behauptete nicht mehr und nicht weniger als dieß: der Patriarch Abraham habe den Orden der barmherzigen Brüder im Thal Mambre gestiftet, da er aus seinem Hause ein Krankenspital machte; noch mehr, nach diesem ersten Spital habe er in der Vorhölle ein anderes errichtet, um in demselben die ohne Taufe verstorbenen Kinder aufzunehmen.

Was doch den Leuten nicht Alles einfallen kann! Indeß scheint es vielmehr, daß der barmherzige Bruder nicht so fast im Ernste, als im Scherze geschrieben habe, um den der klösterlichen Demuth ungeziemenden Rangstreit über Alter und Alterthum lächerlich zu machen, und die unbescheidenen Streiter mit der Satyre zu geißeln, was aber doch nicht ganz gebilligt werden kann. —

Dagegen wurde mit weit größerm Beifalle von der französischen Geistlichkeit aufgenommen das Edikt Ludwigs XIV. vom Jahre 1695, dessen Absicht es war, die Vorrechte und die Gerichtsbarkeit der Kirche zu ordnen, und gegen die Eingriffe der weltlichen Behörden sicher zu stellen. Der Monarch verwilligte den Prälaten neue Freiheiten und Begnadigungen, wodurch er von dem Klerus zum Behufe der sehr erschöpften Staatskassen ein weit ansehnlicheres Dongratuit (oder freiwilliges Geschenk) erhielt, als er sich auf eine direkte Anforderung hätte versprechen dürfen.

Bei weitem nicht so günstig, oder vielmehr mit dem größten Unwillen nahmen die Kalvinisten eine andere Verordnung dieses Monarchen vom Jahre 1697 auf, worin er den Widerruf des Ediktes von Nantes bestätigte. Dadurch verschwand nun den Sektirern alle Hoffnung eines bessern Schicksales, und sie wanderten in ganzen Schaaren in das Fürstenthum Oranien aus, um dort völlige Gewissensfreiheit zu finden.

Dieses Fürstenthum ward erst zufolge eines Artikels des Friedens zu Ryswick im Jahre 1697 dem König Wilhelm in England zurückgegeben, und die Auswanderer erfuhren daselbst die gastfreundlichste Aufnahme. Allein der allerchristlichste König verboth ihnen bei Lebensstrafe sich dort niederzulassen, mit dem Befehle unter eben derselben Strafe an alle, die sich schon hinbegeben hatten, binnen sechs Monaten zurückzukehren.

Gerade so unzufrieden, wie die französischen, waren auch die deutschen Protestanten mit dem Könige von Frankreich, weil derselbe an mehrern durch seine Waffen eroberten Orten die katholische Religion wieder eingeführt, und das Lutherthum sowohl, als den Kalvinismus daraus verdrängt hatte. Sie wurden noch mehr darüber aufgebracht, als in dem vierten Artikel des Friedens-Instrumentes ausdrücklich der Zusatz angefügt war, daß in jenen Orten, die während dieses Krieges von den Franzosen in Besitz genommen wurden, und nun wieder zurückgegeben werden sollten, die katholische Religion unverletzt und in dem Stande erhalten werden solle, in dem sie sich gegenwärtig befinde. Protestanten und Reformirte klagten über offenbare Ungerechtigkeit und Verletzung des westphälischen Friedens. Allein die Franzosen beharrten unerschütterlich bei diesem Zusatze, und er mußte angenommen werden.

In der Zwischenzeit schrieben einige französische Prälaten von Ansehen an den Pabst, um ein von dem Kardinal Sfondrati hinterlassenes Werk über die Vorherbestimmung oder Gnadenwahl anzugeben, ungeachtet es zu Rom mit Genehmigung des heiligen Offiziums war gedruckt worden. Die Jansenisten ließen auch hier wieder ihre Ränke spielen, denn es mußte ihnen ein Werk mißfallen, dessen Lehre jener der angemaßten Schüler des heiligen Augustins geradezu entgegen war.

Allein der fromme und weise Innocenz XII. merkte, woher der Streich kam; er ließ zwar das Werk genau untersuchen, weigerte sich aber durchaus, darüber einen Ausspruch zu thun. Diese Beharrlichkeit des Pabstes, und die Schande, die eben darum auf die Jansenisten zurückfiel, verdroß sie so sehr, daß sie heftiger as jemals gegen Rom und das Oberhaupt der Kirche loszogen.

Auch Herr von Noailles, Erzbischof von Paris, wurde

mit den Jansenisten in unangenehme Verdrießlichkeiten verwickelt, wozu ein Hirtenbrief, den er im Jahre 1696 kund machte, die Veranlassung gab. Herr von Noailles hatte noch als Bischof von Chalons unglücklicher Weise den moralischen Betrachtungen des P. Quesnell seine Approbation ertheilt, obwohl dieselben nichts weniger als rein waren von den Irrthümern des Jansenius.

Dessen ungeachtet verdammte er nun als Erzbischof von Paris in seinem Pastoralunterrichte die Auslegung des Glaubens in Ansehung der Gnade und der Gnadenwahl, welche der Abbe Barcos aus der Schule vom Portroyal ans Licht gegeben hatte. Die erzbischöfliche Zensur über dieses Buch war in sehr strengen Ausdrücken abgefaßt.

Es wurde verdammt als ein Buch, welches Sätze enthalte, die alle falsch, verwegen, ärgerlich, gottlos, gotteslästerlich, gegen Gott beleidigend, seiner Güte nachtheilig, mit dem Bannfluche belegt und ketzerisch sind; welches endlich die Lehre der fünf Sätze des Jansenius mit einer desto unerträglichern Vermessenheit erneuere, da sich der Verfasser erkühnt, das für einen Glaubensartikel auszugeben, was nicht nur keiner ist, sondern was auch von dem Glauben verworfen und von der Kirche verabscheuet wird.

Der ehrwürdige Prälat setzte sich auf diese Weise mit sich selbst, wenn nicht in offenen, doch scheinbaren Widerspruch, und die Gegner ermangelten nicht, diesen Widerspruch zu ihrem Vortheile aufzufassen, sich darüber lustig zu machen, und manche harte Urtheile über den Erzbischof auszustreuen. Ungefähr ein paar Jahre nach der Bekanntmachung des erzbischöflichen Hirtenbriefes erschien, wahrscheinlich aus der Feder eines Jansenisten, die berüchtigte Aufgabe: „Wem soll man „glauben, dem Herrn Ludwig Anton von Noailles, Bischofe „von Chalons im Jahre 1695; oder aber dem Herrn Ludwig „Anton von Noailles, Erzbischofe von Paris, im Jahre 1696?“

Der Verfasser behauptet darin, daß die in den moralischen Betrachtungen zu Chalons 1695 gutgeheißene, und die in der Auslegung des Glaubens 1696 zu Paris verdammte Lehre schlechterdings eine und dieselbe Lehre sey, zu welchem Behufe er aus beiden Werken eine Menge Parallel-Stellen anführt. So wurde dann der Erzbischof vor dem Publikum in einem sehr ungünstigen Lichte dargestellt, und er mußte in dieser Sache manchen sehr bittern Verdruß einnehmen.

Es empfing aber auch die berüchtigte Aufgabe ihr verdientes Brandmal; sie wurde zu Paris vom Parlamente verbothen, auf die Vorstellung des Generalprokurators, Herrn von Aguesseau, der in der Folge Kanzler von Frankreich wurde, vor der Hauptpforte der Kathedralkirche unserer Frau zerrissen und verbrannt, und zu Rom im Jahre 1700 von dem heiligen Offizium verdammet und verbothen.

Noch ein weit größeres Aufsehen machte ein anderes Urtheil, welches ein Jahr früher von eben dieser Stelle ausgegangen war, über die Grundsätze der Heiligen betreffend das innerliche Leben, deren Verfasser der berühmte Fenelon, Erzbischof von Cambray, war. Der nicht weniger berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, sah dieses Buch gleich bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1697 an als ein Werk, welches die Lehre des Molinos und der Quietisten begünstige, und einen verderblichen Aftermystizismus unter dem Volke verbreite.

Bossuet, schon früher ein erklärter Gegner der Lehre von der ganz reinen Liebe Gottes und ein Feind aller schwärmerischen Frömmelei, setzte sogleich seine Feder in Bewegung, und gab einige Schriften gegen die Grundsätze Fenelons heraus, wogegen dieser sich mit der seinem Charakter ganz eigenen Liebe und Sanftmuth zu verantworten suchte. Endlich kam die Sache nach Rom, die Untersuchung ward mit der größten Genauigkeit und Umsicht von den gelehrte-

sten Männern eingeleitet und durchgeführt, und dauerte volle 18 Monate. Endlich am 12. Mai 1699 erfolgte das Urtheil, welches der König selbst mit Ungeduld verlanget hatte.

Der Pabst verdammte das Buch überhaupt und 23 Sätze insbesondere, welche sich auf zwei Hauptpunkte bringen lassen. Fenelon vertheidigte nämlich die Wirklichkeit eines dauerhaften und unveränderlichen Zustandes, worin Gott einzig wegen seiner selbst geliebet wird; und billigte das unbedingte Opfer, oder die Verzichtung auf die himmlischen Freuden und die ewige Seligkeit zur Zeit der strengsten Prüfungen.

Es heißt in dem Urtheile, daß die Lesung des Buches der Grundsätze der Heiligen die Gläubigen in schon früher verworfene Irrthümer stürzen könnte, und daß die Sätze sowohl im Sinne der Worte, wie sie lauten, als auch in ihrer Verbindung mit den im Werke angenommenen Sätzen vermessen, ärgerlich, übellautend, für fromme Ohren anstößig, in der Uebung gefährlich und zum Theile ärgerlich wären.

Man hatte stark darauf gedrungen, im Dekrete auch die Worte ketzerisch und ruchlos beizusetzen. Aber der apostolische Stuhl weigerte sich dessen standhaft, wahrscheinlich aus Achtung gegen den persönlichen Charakter des sonst in jedem Betrachte so frommen und liebenswürdigen Erzbischofes Fenelon.

Und fürwahr, gerade in dem Augenblicke der tiefesten Herabsetzung zeigte dieser Prälat eine Seelengröße und einen Geist der Demuth, wovon die Geschichte nur wenige Beispiele aufweisen kann. Kaum erhielt er die päbstliche Entscheidung, so leistete er die vollkommenste Unterwürfigkeit. Sogleich verließ er für immer seine vorigen Meinungen, und verboth seinen Freunden, irgend etwas zu ihrer Vertheidigung zu schreiben oder zu unternehmen. Er verdammte selbst sein Buch, gab zu diesem Ende einen Hirtenbrief heraus, be-

stieg die Kanzel, und verlas ihn öffentlich vor dem zahlreich versammelten Volke.

„Endlich hat der heiligste Vater und Pabst," sprach er zu seinen Schafen, welche bis zu den Thränen gerührt wurden, „das Buch: Erklärung der Grundsätze der Hei„ligen, sammt 23 ausgehobenen Sätzen verdammet. Wir „stimmen diesem Breve, sowohl was den Text des Buches, „als die 23 Sätze betrifft, aufrichtig, schlechterdings und ohne „einigen Vorbehalt bei."

„Von ganzer Seele ermahnen wir euch zu einer ähnli„chen Unterwürfigkeit und unbedingten Gelehrigkeit, aus „Furcht, man dürfe sich allmählig der Pflicht des Gehor„sames gegen den heiligen Stuhl entziehen, dessen Beispiel „wir euch mit der Gnade Gottes bis auf den letzten Athem„zug zu geben gesinnet sind. Gott bewahre mich," fährt er fort: „daß man je von mir anders reden sollte, als nur um „sich zu erinnern, daß es ein Hirt für seine Pflicht hielt, so „gelehrig, wie das letzte seiner Schafe zu seyn, und eine un„begränzte Unterwürfigkeit zu bezeugen."

Indessen frohlockten die Feinde dieses Prälaten, und Andere, vorzüglich aus der jansenistischen Gilde, wollten sogar die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen in Zweifel ziehen; wahrscheinlich nur darum, weil ihnen sein ungeheuchelter Gehorsam gegen den römischen Stuhl ein Gräuel war. Allein der demüthige Prälat gab noch andere Beweise, um die Welt von seinem Betragen ohne Falsch zu überzeugen. Er selbst machte in einer Synode zu Cambray zuerst den Vortrag, man sollte den König bitten, durch einen öffentlichen Befehl Alles, was zur Vertheidigung des berüchtigten Buches von den Grundsätzen der Heiligen herausgekommen wäre, zu unterdrücken.

Diesem Wunsche zufolge erließ Seine Majestät eine Verordnung, worin nicht nur eine genaue Befolgung des

päbstlichen Dekretes, sondern auch die Unterdrückung aller Schutzschriften dieser Grundsätze anbefohlen wurde. Ueberdieß betheuerte der eben so redliche, als fromme Erzbischof vor dem aufrichtigen Verfasser seiner Lebensgeschichte öfter als einmal, und sagte: „Meine Unterwürfigkeit war keine Po„litik, kein ehrerbiethiges Stillschweigen; sondern eine inner„liche Uebung des Gehorsames, den ich Gott allein leistete, „welcher durch das Oberhaupt der Kirche redet c).“

Wer möchte nun wohl nach solchen Aeußerungen die Aufrichtigkeit dieses allgemein geschätzten Prälaten in Verdacht ziehen? Aber wundern muß man sich doch, wenn in unsern Zeiten die neuesten Lobredner des hochverdienten Fenelons, die entweder seine Lebensgeschichte ganz, oder nur einige Züge daraus geschrieben haben, wenn diese, sage ich, gerade den schönsten Zug, seine Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit gegen den heiligen Stuhl, geflissentlich umgehen oder in Schatten stellen.

Liegt nicht darin das stillschweigende Bekenntniß, daß sie eben an diesem Zuge der demüthigen Unterwerfung kein Wohlgefallen, keine so ehrerbiethigen Gesinnungen gegen Rom, und noch vielweniger den großen Geist eines Fenelons haben, um ihre Verirrungen zu erkennen, und zum Gehorsam gegen die Kirche zurück zu kehren?

Die Verdammung der Grundsätze des Lebens der Heiligen war die letzte wichtige Begebenheit des siebenzehnten Jahrhunderts; doch soll vor dem Uebergang auf das folgende noch einiger Thaten erwähnet werden, die zwar in den Augen der Welt weniger Aufsehen, aber desto mehr Ehre der Kirche gemacht haben.

Zu Ende des siebenzehnten und beim Anfange des achtzehnten Jahrhunderts machte der römisch-katholische Glaube

---

c) Ramsay vie de M. Fenelon.

unter den heidnischen und ungesittetsten Völkern auf beiden Hälften unserer Erdkugel so erstaunliche Fortschritte, daß sich selbst ihre erklärtesten Feinde der Bewunderung nicht erwehren konnten.

Von den nördlichen Gebirgen des obern Assens bis zu den brennenden Sandwüsten Afrika's, von Thibet und den unzugänglichen Päßen des Kaukasus bis in das Herz von Aethiopien; und auf der andern Halbscheide von Terra Labrador und Kalefornien bis an die magellanische Meerenge war keine Nation, nicht einmal eine beträchtlichere Völkerschaft, wohin nicht die Glaubensprediger, vorzüglich aus der Gesellschaft Jesu, die Lehre des Evangeliums gebracht hätten.

Die Thatsachen sind so unläugbar, daß selbst protestantische Geschichtschreiber d) bekennen müssen, die Jesuiten haben eine unzählbare Menge Bekehrungen bewirket. Sie wissen nichts dagegen einzuwenden, als daß man sich begnüget habe, diesen Glaubensneulingen eine nur oberflächliche Kenntniß des Christenthumes beizubringen, ohne sie mit dem wahren Geiste des Evangeliums bekannt zu machen. Sollte dieß vielleicht der Geist des lutherischen Evangeliums seyn, der alles Ansehen der Kirche, die heiligsten Geheimnisse verwirft, und ein beweibtes Priesterthum anpreiset? Nur eine Begebenheit soll hinreichen, sie für immer zu beschämen.

An der Fischerküste im östlichen Indien betrugen sich die Holländer wie gewöhnlich als Tyrannen e). Sie bemächtigten sich der Kirchen der Indianer, machten Magazine daraus, und wiesen die Häuser der Missionäre ihren Faktoren zur Wohnung an. Die armen Glaubensneulinge flüchteten sich bei diesem Ueberfalle in die Wälder, und hiel-

---

d) Mosheim trad. en Franc. Vol. 6. p. 70.

e) Lettr. edif. Tom. X. p. 117.

ten dort ihren Gottesdienst. Nun geriethen die beschämten Unterdrücker auf den seltsamen Einfall, auch ihrer Seits Glaubensprediger zu machen.

Ein Wortsdiener, welchen man von Batavia hatte kommen lassen, nahm die Mühe über sich, dieses elend bethörte Völklein, wie er sagte, aus dem Irrthume zu reißen. Aber sein Bemühen scheiterte, obschon er nur mit Leuten zu thun hatte, die sich mit dem Fischfange beschäftigten. Bei der ersten Unterredung sagte ihm das Haupt von der Kaste der Paravas kurz und gut: „Du wirst, und solltest doch wissen, „daß der Glaube unter uns nicht anders, als durch die vie„len und erstaunlichen Wunder Wurzel schlug, welche der „große Vater (d. i. der heilige Franz Xavier) in dieser Ge„gend gewirket hat.“

„Daher mußt du, ehe sich von einer Aenderung reden „läßt, nicht nur so viele Wunder, wie er, sondern noch „weit mehrere wirken. Diesen Beweis fordern wir von dir, „daß die Religion, die du uns räthst, besser ist als die un„serige, die wir verlassen sollen. Fang es daher damit an, „daß du wenigstens zehn Todte erweckest, denn unser Vater „hat ihrer fünf oder sechs wieder belebet; heile alle unsere „Kranke, mache das Meer fischreicher als es gegenwärtig „ist. So lange du dieß nicht thust, hast du von uns auf dei„nen Vorschlag keine Antwort zu hoffen.“

Der Minister erstaunte auf diese Rede; denn solch einer Antwort hatte er sich von einem Fischer nicht versehen. Er segelte ab, und ließ die guten Leute forthin in Ruhe. Indessen brauchten die Holländer bei dem Mangel der Gründe Gewalt, und die Paravas erhielten den strengen Befehl, bei der kalvinischen Predigt zu erscheinen. Aber das Haupt der Kaste schlug an den Thüren der holländischen Wohnungen selbst ein Verboth an, daß sich keiner dabei einfinden sollte unter der Strafe, im Uebertretungsfälle als ein Ver-

räther des Vaterlandes und als ein Meineidiger an Gott behandelt zu werden.

Ein Einziger wagte es wegen beträchtlicher Vortheile, die er von den Holländern zog, die Predigt mit anzuhören, aber er ward, ohne auf seine Zwingherren Rücksicht zu nehmen, förmlich des Landes verwiesen. Sie machten zwar einen gewaltigen Lärmen und drohten mit empfindlicher Rache. Aber es blieb bei leeren Worten; denn die Vortheile der Handlung waren ihnen lieber als die der Religion.

Dagegen ließen sich die römisch-katholischen Missionäre durch keine Gefahren, noch viel weniger durch die Beschwernisse mühseliger Reisen abschrecken, die Lehre des Heils immer weiter auszubreiten. Sie drangen vor bis in das entfernteste Thibet, und predigten dort das Evangelium. Die Jesuiten Hypolitus Desideri und Emanuel Freyre unterzogen sich in dieser Absicht unbeschreiblichen Mühseligkeiten. Sie mußten das ganze Reich des Mogols durchreisen, wozu sie wenigstens 24 Tage brauchten, ehe sie am Fuße des Gebirges anlangten.

Hatten sie bisher eine unausstehliche Hitze ertragen, so kamen sie jetzt in ein Klima, wo sie vor Kälte oft beinahe erstarrten. Hatten sie die höchsten Berge erstiegen, so fanden sie wieder neue, die sich bis zum Himmel zu erheben schienen, und den Cordilleras in Amerika nichts nachgaben. Zwölf Tage brauchten sie, bis sie diese Kette von Bergen überstiegen, bei steter Gefahr, entweder in Abgründe zu stürzen, oder von Strömen, die zwischen den Bergen hinschossen, fortgerissen zu werden. Nun waren sie aber erst in Cachemir, das auf einer schönen und großen Ebene liegt.

Hier hörten sie von einem doppelten Thibet, dem kleinern Balthistan genannt, wo Mahomets Sekte herrscht, und dem größern, das Buton heißt, und ihnen als ein rauhes, unfreundliches Land beschrieben wurde. Doch wählten sie das

letztere, fanden aber auch Gelegenheit genug, ihre Begierde nach Kreuzen zu sättigen. Erst nach sieben Wochen kamen sie endlich unter häufigem Schnee, den heftigsten Winden, bei der schneidendsten Kälte, und nach tausend Lebensgefahren, von Hunger und Anstrengungen entkräftet, in Thibet an.

Die Einwohner nahmen die Missionäre freundlich auf, und so roh auch ihre Sitten waren, so schienen sie doch von einer sanften, gelehrigen Gemüthsart zu seyn. Sie verwerfen die in Indien so allgemein angenommene Seelenwanderung und die Vielweiberei. Selbst die Lamas, ihre Priester, die Staatsminister und der König behandelten die Glaubensprediger mit Achtung, und wirklich wollten diese mit der Verkündigung des Evangeliums den Anfang machen, als sie von einem dritten Thibet hörten, wo beinahe ein ewiger Winter herrschet, der Schnee auf den Spitzen der Berge niemals schmilzt, und außer Gersten und Korn keine Frucht zu sehen ist.

Eine so traurige Aussicht belebte die Hoffnung unserer Missionäre, auf so dürren Felsen desto mehr Früchte des Heiles zu sammeln. In Groß- wie in Klein-Thibet gab es überall Mahometaner, geschworne Feinde des Evangeliums und seiner Diener, wie es die eifrigen Prediger bereits erfahren mußten; ein neuer Grund, dieses Land jetzt zu verlassen.

Um ihren Zweck zu erreichen, hatten sie sechs Monate zwischen Schnee und Eis bis Lassa, der Hauptstadt des dritten Thibets, sich durch zu arbeiten, und waren von Pekin nur etwa eine Reise von vier Monaten entfernet. König und Volk nahmen die Prediger eben so freundlich auf, wie sie in Groß-Thibet waren empfangen worden. Ja, der erste Minister machte dem P. Desideri nach dem Aufenthalte einiger Tage freundschaftliche Vorwürfe, daß sie sich noch nicht vor dem Könige gestellt hätten. Auf sein Zudringen wagte

er es endlich, mit einigen Geschenken von europäischer Kleinigkeit versehen, zum Könige zu gehen.

Dieser hatte daran das größte Wohlgefallen, hieß den Pater an seine Seite sitzen, und unterhielt sich zwei Stunden lang mit ihm. Die Väter eröffneten also die Mission. Doch hat man von dem Erfolge noch keine weitere Nachrichten, was bei einer so ungeheuren Entfernung, die allen Briefwechsel unmöglich macht, nicht befremden darf. Bei alle dem wurde doch die Weissagung von der Verbreitung des Evangeliums durch alle Welt auch in Rücksicht eines Landes erfüllt, wo dieses Geschäft die größten Schwierigkeiten litt; und nie kehrt das Wort, das aus Gottes Schooß kommt, fruchtlos zurück f).

Was die apostolischen Arbeiten in der obern oder kleinern Tartarei, jetzt die Krimm genannt, belanget, so verweisen wir die Gläubigen an die Original-Urkunden, d. i. an jene so erbaulichen Briefe, welche diese unermüdeten Arbeiter über ihre heiligen Unternehmungen und Eroberungen geschrieben haben. Mit der Zeit, heißt es da, ändern sich die Sachen, und es läßt sich hoffen, daß sich Gott dieses armen Volkes erbarmen und den Predigern einen günstigern Eingang noch verschaffen werde g).

Auch die Aethiopier wurden von jener Kirche, die ihre Sorgen über die ganze Welt erstrecket, nicht vergessen. Der heilige Frumentius, wie wir schon früher gesehen, war der erste Glaubensprediger und Bischof dieses Volkes, geweiht und aufgestellt vom heiligen Athanasius, Patriarchen von Alexandria. Von dieser Zeit an hielten sich die Aethiopier immer an diese Kirche, aber erbten durch eine blinde Anhänglichkeit nach der Zeit auch ihre Irrthümer.

Sie hatten fast immer ihre eigenen Könige, von denen

f) Lettr. edifiant. T. XII.
g) Lettr. edifiant. T. III. p. 220.

man mit vieler Wahrscheinlichkeit behauptet, daß sie Abstämmlinge Salomons waren. Einer derselben, Konstantin, schickte seine Gesandte auf das allgemeine Konzilium von Florenz, und dessen Urenkel David begehrte von Johann III., Könige von Portugal, Hilfsvölker und katholische Glaubensprediger.

Die Wahl traf nach der Bestimmung des damals noch lebenden heiligen Ignatius den P. Johann Nugnetz, den man zum Patriarchen, und den wunderthätigen P. Andreas Oviedo, den man zum Bischofe weihte. Ungeachtet langer Verfolgung und vieler Staatsveränderungen, welche auf den Tod dieses Fürsten folgten, erhielten diese apostolische Männer den wahren Glauben aufrecht, und verschafften ihm neuen Zuwachs.

Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts traten mit der Regierung Aznaf-Seghed II. ruhigere Zeiten ein. Dieser Fürst besaß vielen Verstand, Muth, Billigkeit und aufrichtige Liebe zur Wahrheit. „Man kann das Oberhaupt der „Kirche," sagte er einst zum Jesuiten Parz, „in dem Nach„folger des heiligen Petrus nicht mißkennen, denn auf ihn „hat der Sohn Gottes die Kirche gegründet; ihm hat er „den Auftrag gegeben, seine Schafe sowohl als seine Läm„mer zu weiden. Ich glaube sicher, ihm den Gehorsam ver„weigern, heißt, ihn Christo selbst verweigern." — Er schwur seinen Irrthum ab, und erklärte sich bald darauf öffentlich als einen Katholiken. Allein sein zu rascher und nicht allerdings kluger Eifer empörte seine Unterthanen, und er verlor in einem Treffen mit seinem eigenen Volke sein Leben.

Den nämlichen Fehler beging sein Nachfolger Susnejos; er veranlaßte dadurch viele Unruhen, die er glücklich stillte. Er schrieb an den Pabst um einen katholischen Patriarchen, und erhielt im Jahre 1624 den portugiesischen Jesuiten Mendez. Der Kaiser, sein Sohn, der Erbprinz, die

meisten Großen des Reiches, und eine Menge Geistliche und Mönche beschwuren feierlich in seine Hände die Unterwürfigkeit gegen den Nachfolger des heiligen Petrus, als das einzige Oberhaupt der Kirche. Man schaffte manche Mißbräuche ab, und führte den römischen Ritus ein.

Wirklich öffneten sich der wahren Religion die schönsten Aussichten, als der Tochtermann des Kaisers, und die Schismatiker Meutereien anfingen. Susnejos erstickte sie zwar, aber in Strömen des Blutes. Der gräßliche Anblick ganzer Haufen von Erschlagenen, die, wie die Schismatiker bemerkten, alle den nämlichen Jesus Christus für den wahren Gott und für einen wahren Menschen erkennen, rührte alle Gegenwärtige. Man zwang den Patriarchen die alte Liturgie wieder einzuführen, und sich mit der Abstellung der hauptsächlichsten Mißbräuche zu begnügen. Der Kaiser gestand allen Ketzern unbeschränkte Gewissensfreiheit zu, er selbst aber verharrte im Glauben der römischen Kirche unerschüttert bis an sein Ende, das nach einigen Monaten erfolgte.

Faciladas, sein Sohn und Thronfolger, erklärte sich albald gegen die katholische Religion. Er nahm den Missionären die eingeräumten Kirchen wieder. Die Vornehmsten aus den Katholiken wurden des Landes verwiesen, oder getödtet; unter den Ersten war selbst der Oheim des Kaisers, Zelachristus, ein eifriger Katholik. Späterhin jagte man den Patriarchen und alle Glaubensprediger aus dem Reiche.

Aber P. Almeida, Titular-Bischof von Nicäa, sammt sieben seiner Mitbrüder wollten lieber Alles leiden, als die Schwachen in dieser Gefahr verlassen. Sie zerstreuten sich im Lande, und gebahren der Kirche neue Kinder, die meistens für den Glauben starben. Dasselbe Loos traf sie endlich auch. Die Väter Paez und Pereira wurden im Jahre 1635, Almeida, Rodriquez und Franceschi im Jahre 1638,

Bouni und Cardeira 1641 Opfer ihres Eifers. P. Noguera errang erst 1653 mit dem Prinzen Zelachristus die Marterkrone.

Später versuchte es die Kongregation von der Fortpflanzung des Glaubens sieben Kapuziner dahin zu schicken; aber auch diese verloren alle ihr Leben, ohne ihre Absichten zu erreichen. Der französische Jesuit Bredevent machte sich im Jahre 1700 unter Adiam-Seghed, dem dritten Nachfolger des Faciladas, einem Fürsten von den besten Eigenschaften, dahin auf den Weg; allein er unterlag den Ungemachen der Reise.

Endlich sendete Pabst Klemens XI., unter der Regierung des Justus, unmittelbaren Nachfolgers des Adiam-Seghed, drei deutsche Franziskanermönche, Liberat Weiß, Pius Zerbe und Samuel Blumo, die nach einer glücklichen Reise eben so glücklich in der Hauptstadt des Reiches Gendar anlangten, und von dem Kaiser mit besonderer Güte empfangen wurden. Er nahm sie in seinen Schutz, und versprach ihnen, sie auch mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen. Doch verboth er ihnen für jetzt das öffentliche Predigen, und hieß sie den günstigen Augenblick mit Klugheit und Geduld erwarten.

Allein kaum hatten sie ganz in der Stille einige Personen bekehrt, so erregten die schismatischen Mönche, von den Großen unterstützt, eine Empörung. Der Kaiser nahm sich zwar der Glaubensprediger mit Eifer an; allein er verlor selbst, wahrscheinlich durch beigebrachtes Gift, seine Gesundheit und Kräfte, und endlich den Thron.

Sein Kronräuber ließ den Missionären die Wahl zwischen der Verläugnung des Glaubens und dem Tode. Da sie sich aber mit Entsetzen weigerten, ihrem Gott treulos zu werden, so änderte er das Todesurtheil, durch ihre Standhaftigkeit gerührt, in die Landesverweisung um. Aber die

rasenden Schismatiker hielten sich an das erste Urtheil, schleppten die Bekenner auf einen großen Platz, wo sie von acht oder zehntausend zusammen gelaufenen Menschen gesteiniget wurden h).

Auf der andern Halbkugel unter dem kalten Erdstriche von Labrador und Canada machte um eben diese Zeiten der Glaube unter den wildesten Barbaren, den Esquimaux, Huronen, Algonkinen und Abnakis, ja sogar unter den Irokösen, den grausamsten aus allen Menschenfressern, und von Norden nach Süd-West bei den Illinesern, den Miamis, und andern kaum dem Namen nach bekannten Völkern die wunderbarsten Fortschritte i).

Diese Leute, welche noch als Ungläubige nur die äußere Gestalt des Menschen hatten, und sich den schändlichsten Ausschweifungen ergaben, wurden, so bald sie die Lehre des Heils und die Taufgnade empfangen hatten, in ganz neue Menschen umgeschaffen. Sie bewahrten sorgfältig ihre Unschuld, und blieben treu ihrem Glauben, so zwar, daß sie den Engländern, welche sie zur Handlung mit ihnen, und zur Annahme ihrer Religion einluden, erwiederten: „Eine „Religion ohne Jungfrauschaft, ohne Priesterthum, ohne Sa„kramente, und beinahe ohne allen Gottesdienst sey nicht viel „besser, als ihr alter Unglaube.“ Wer hätte eine solche Antwort von Wilden erwarten dürfen, wenn sie nicht der Geist Gottes erleuchtet, und im Glauben befestiget hätte?

Diese Leute, welche vorhin ein bloß thierisches Leben führten, nahmen mit dem wahren Glauben bald ganz andere und wahrhaft christliche Gesinnungen an. Vorzüglich die Illineser, welche viel natürlichen Witz haben, und weniger barbarisch als die andern Wilden sind, machten sich in kurzer Zeit beinahe mit jedem Zuge der heiligen Geschichte des alten und neuen Bundes vertraut.

h) Lettr. edifiant. T. III. p. 381. i) Lettr. edifiant. T. VI. p. 189.

Man ließ aber auch an dem Unterrichte dieser eifrigen Glaubensneulinge nichts ermangeln; man verfaßte für sie in ihrer Sprache einen vortrefflichen Katechismus, eine Sammlung von Gebethen, sammt der Weise, die heilige Messe anzuhören, die Sakramente zu empfangen, und alle ihre Werke verdienstlich zu verrichten. Diese Unterweisungen wurden durch tägliche Wiederholung, wie ihrem Gedächtnisse, so und noch viel tiefer ihrem Herzen eingedrückt.

Welches Verdienst und welchen Lohn im Himmel muß sich erworben haben der ehrwürdige P. Gravier, welcher diese schöne Mission der Illineser gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unter unaussprechlichen Müheseligkeiten und Gefahren gestiftet hat; wodurch auch ihren Nachbarn, den Akensas, die Gnade des Heils verschaffet wurde.

Aber alle diese Müheseligkeiten und Gefahren, wie reichlich wurden sie ihm vergolten durch die Aernte, welche er sammelte, und durch die Liebe und Anhänglichkeit, mit der diese guten Wilden nicht nur ihrem Glauben, sondern auch ihrem liebevollen Lehrer, und überhaupt der Nation zugethan sind, durch deren Vermittelung sie Christen geworden sind.

Sogar bis in Kalifornien, welches Amerika gegen Westen begränzt, drang das Licht des Evangeliums vor, welches diesem Lande die Jesuiten Piccolo und Salvatierra anzündeten. Auf den ersten Anblick dieser Fremdlinge schickten ihnen die Einwohner, welche glaubten, man wolle ihnen ihren größten Reichthum, nämlich die sehr ergiebige Perlenfischerei, rauben, einen ganzen Hagel von Steinen und Pfeilen entgegen, darunter sie ohne besondern Schutz des Himmels hätten erliegen müssen.

Allein sobald man sie über den Unsinn der Abgötterei belehrte, und sie mit der Verheißung einer ewigen Glückseligkeit anzog, eilten sie haufenweise herbei, um die Taufe zu begehren, und wohnten den Unterweisungen mit ungewöhn-

licher Aufmerksamkeit bei. Doch ihr angeborner Leichtsinn machte, daß man sie zwei volle Jahre im Stande der Täuflinge prüfte, mehrere Kinder ausgenommen, welche den Missionären beinahe nie von der Seite kamen, und unter so häufigen Thränen um die Taufe bathen, daß man ihnen diese Gnade nicht länger versagen konnte. Auch einige Kranke und Greise wurden aus Furcht eines unversehenen Todes getauft.

Indessen vertheilten sich die zwei Glaubensprediger auf dieser Halbinsel. P. Salvatierra wendete sich gegen Osten, und P. Piccolo schlug den Weg nach Westen ein, um aller Orten die zerstreuten Schafe aufzusuchen. Und welcher Trost für die apostolischen Männer! in der kurzen Zeit von fünf Jahren hatten sie schon drei sehr zahlreiche Missionen gestiftet, und zur vierten war der Grund wirklich gelegt. Da sie, bei der stets wachsenden Zahl der Gläubigen, nicht mehr zureichten, mußte man ihnen Gehilfen schicken, und weil aus eben dieser Ursache die Anfangs errichteten Kapellen für die zahlreichen Christen nicht geräumig genug waren, erbauete man große ganz gemauerte und mit Ziegeln gedeckte Kirchen.

In eben diesem Jahre 1697 machte das Evangelium an den andern Enden der neuen Welt ähnliche Fortschritte, die man noch weniger hätte erwarten können. Insonderheit war die Bekehrung der Kanisier anschaulich das Werk der Hand Gottes. Diese grimmigen Barbaren, welche sich in die unzugänglichen Wälder und Gebirge des entferntesten Peru verkrochen hatten, waren ohne alle Religion, und betheten weder Gott, weder den Teufel, noch sonst ein Geschöpf an.

Sie gingen alle, sowohl Männer als Weiber, ganz nackt. Man fand bei ihnen keine Spur von Gesetzen, keine Obrigkeit, keine andere Wohnung, als ihre Wälder, wo eine jede Mutter mit ihren Kindern ein abgesondertes Lager, gleich den ungeselligsten Thieren, hatte. Schon ihr grimmiger scheler

Blick verrieth ihre ganze Wildheit. Sie lagen unabläßig gegen einander zu Felde, und fraßen die Gefangenen, die in ihre Hände fielen, beinahe lebendig auf.

P. Stanislaus Arlet wagte es der Erste, ohne Waffen und ohne Gefolge, etliche bekehrte Indianer ausgenommen, die ihm zu Wegweisern und Dolmetschern dienten, diese Unmenschen in ihren Wäldern aufzusuchen. Bei der ersten Ankunft flogen ihnen 1200 Wilde mit Bogen und Spießen entgegen. Aber da sie bisher nie weder Pferde, noch gekleidete Menschen gesehen hatten, entfielen auf den ersten Anblick eines Mannes zu Pferde die Waffen ihren Händen. Sie hielten das Pferd und den Mann mit seiner ganzen Rüstung für ein einziges Thier, und standen bei dem Anblicke eines so seltsamen, in ihren Wäldern nie gesehenen Ungeheuers wie versteinert da.

Einer von den Dolmetschern suchte sie zu beruhigen, und sagte ihnen: Sie seyen keine menschenfeindliche Unthiere, sondern Brüder, welche aus einem andern Theile der Welt in der einzigen Absicht gekommen wären, um sie zu lehren, wie sie dem höchsten Herrn dienen, und jener Glückseligkeit theilhaftig werden können, die er seinen Anbethern verheißen hat. Er fügte noch einigen Unterricht bei, nach dem Maße ihrer eingeschränkten Begriffe, von der Unsterblichkeit unserer Seelen, von der Ewigkeit künftiger Belohnungen, und von den schrecklichen Strafen, welche ihrer unausbleiblich warteten, sofern sie ihre Augen dem Lichte, das man ihnen jetzt darböthe, verschließen sollten.

Dieß war der Augenblick der Gnade für die armen Völker. Dieser kurze Unterricht rührte ihr Herz. Seit dieser ersten Zusammenkunft eilten zahlreiche Schaaren zu ihrem Apostel, sie folgten ihm wie die Schafe den Hirten, und verließen ihn nie, als ihm neue bei Tausenden zuzuführen. Gar bald schickten sechs zahlreiche Nationen, oder vielmehr ein

Volk von sechs großen Wäldern, ihre Abgeordneten, den Pater um seine Freundschaft zu ersuchen, und ihn der ihrigen zu versichern, mit dem aufrichtigen Versprechen, seiner Anleitung zu folgen, und sich dort, wo es ihm belieben würde, niederzulassen.

Man wählte zum Wohlplatze eine fruchtbare und sehr angenehme Gegend. Gegen Aufgang und Mittag lag eine große Ebene, welche sich auf mehrere Meilen erstreckte, und hin und wieder mit Palmen besetzt war. Gegen Norden ward sie von einem fischreichen Flusse beströmt, und gegen Abend bekränzet von einer Waldung wohlriechender Bäume, worin sich Hirsche, Wildschweine und alle Gattungen von wilden Thieren aufhielten.

Aus diesem Walde und Flusse mußten die Anwohner ihren Unterhalt ziehen, und man sah in dieser Mission lange Zeit weder Brod noch Wein, ohne jenem, was man zum Meßopfer bedurfte. Der Flecken, wo jede Familie ihr Haus hatte, wurde ordentlich in Gassen und öffentliche Plätze abgetheilt. Im Anfange verrichtete man den Gottesdienst in einer großen Kapelle; aber die guten Wilden ruheten nicht, bis sie dem großen Herrn, so nennen sie Gott, ein anständigeres Haus erbauet hatten.

Es soll hier nur ein Zug angeführt werden, welcher für die Gründlichkeit und Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung bürget. Man weiß, welch ein großes Hinderniß der Bekehrung dieser Barbaren die Vielweiberei und ihre gränzenlose Unzucht im Weg legt, welche vor Andern die Kanisier zum Vieh herabwürdigte. Bei alledem bequemten sie sich auf die erste Anrede, welche der Missionär über diesen Gegenstand an sie hielt, Alle, mit Ausnahme dreier Familien, zu jenen Einschränkungen, welche die eheliche und christliche Keuschheit fordert. Es kostete nicht mehr, sie eben so geschwinde

von dem unter ihnen tief eingewurzelten Laster der Trunkenheit zu heilen.

Eine der ersten Sorgen war, der Unanständigkeit und Schamlosigkeit zu steuern. Die Weiber lernten spinnen, Leinwand und Tuch weben, und indessen bedienten sich Weiber sowohl als Männer der Blätter und Baumrinden zur Bedeckung. Es zeigte sich schnell eine Veränderung in ihrem ganzen Wesen, in weniger als einem Jahre äußerten sie schon Gesinnungen der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit; sie wußten sogar sich nach ihrer Art höflich und artig zu betragen. Sie grüßten einander, trugen sich wechselseitig ihre Dienste an, bathen die Fremden, denen sie vorher wie die Tiger, um sie zu fressen, auflauerten, zu sich, um sie so freigebig, als es ihre Armuth erlaubte, zu beherbergen.

Doch das Land der Kanisier war nicht das einzige, welches in dieser Gegend so reichliche Früchte des Heils trug. Zehn Jahre, nachdem man Hand an das Werk gelegt hatte, zählte man schon mehr als 40,000 Barbaren, die beinahe eben so wild und unbändig, wie jene gewesen, und nun, nachdem sie die Taufe empfangen, ihrem Glauben Ehre machten durch Tugenden, von denen man unter den europäischen Christen wenige Beispiele findet.

Es ist hier der Ort nicht, alle die Wunder zu erzählen, welche um diese Zeit die Gnade unter den unzählbaren Völkern der neuen Welt gewirket hat. Wir haben etliche Züge von jeder Mission mit leichter Hand entworfen, und würden die vorgesteckten Gränzen überschreiten, wenn wir sie weitläufiger ausführen wollten. Sollen aber dann nicht wenigstens die Namen genannt werden von jenen Nationen, die sich bekehrt haben, oder denen doch das Evangelium ist gepredigt worden? Ohne Zweifel, und wir wollen dieß mit wenigen Zeilen thun!

Von dem mexikanischen Meerbusen an, bis an die ma-

gellanische Meerenge, in dem ganz weitschichtigen Maragnon und Orinoko durch eine Strecke von 15 bis 1800 Meilen, in den unzugänglichen Sümpfen und Gebirgen der Moxen, Chiquiten, Baures und Chiriguaner, welche man lange Zeit für unfähig hielt Christen zu werden; über Tukuman hinaus in den unfruchtbaren Sandfeldern, welche sich von dem östlichen Theile von Chili bis in die Nachbarschaft der Patagonen erstrecken, ohne der Guaranis, der Paresis, der Pignokas, der Guates, der Guapes und so vieler andern Barbaren zu gedenken, gestaltete sich unter Innocenz XII. eine so wunderbare Christenheit, welche unter dem folgenden Pabstthume zum Erstaunen der katholischen Welt das schöne Bild der Unschuld und Heiligkeit von den apostolischen Zeiten wieder erneuerte.

Man lese nur Muratoris Geschichte von der neuen Christenheit in Paraquay k), und man wird sich nicht erwehren können der größten Lobsprüche, welche Montesquieu, Büffon und Haller, in dieser Rücksicht gewiß unparteiische Männer, davon gemacht haben; man wird, wie sie, die Alles vermögende Wunderkraft der Religion anerkennen müssen, welche alle noch so künstlich vereinten Kräfte der Philosophie nie erreichen werden.

---

**k) Christianismo felice nelle Missioni del Paraguai.**

# Drei und achtzigstes Buch.

## Vom Anfange des Pabstthumes Klemens XI. im Jahre 1700 bis auf das erste Dekret des heiligen Stuhles wider die sittlichen Betrachtungen im Jahre 1708.

Unter den Päbsten, welche die schmähsüchtige Feder der Neuerungsgeister verunglimpfet hat, ist es für jeden Leser der Kirchengeschichte vorzüglich wichtig, Klemens XI. recht zu kennen, welcher zwei Monate nach dem Tode Innocenz XII. den 23. des Wintermonates den päbstlichen Stuhl bestiegen hat; oder vielmehr gegen seinen Willen durch die einhelligen Stimmen und unbewegliche Unbiegsamkeit der Kardinäle darauf ist erhoben worden.

Sobald Kardinal Albani von Urbino, nunmehr Pabst Klemens XI., die erste Nachricht erhielt, daß alle Stimmen zu seinem Vortheile sich vereinigen, ward er heftig bestürzt, und erklärte geradezu: Seine Unwürdigkeit sey ihm zu gut bekannt, als daß er je zu dieser Wahl seine Einwilligung geben könnte. Alles Zureden der Kardinäle war vergeblich, und nur dann erst, nachdem vier der angesehensten Doktoren in Rom entschieden hatten, daß er sich der Anordnung der Vorsicht ohne Verletzung des Gewissens nicht länger widersetzen könne, ergab er sich; aber er war so niedergeschlagen und entkräftet, daß man wirklich für sein Leben besorgt war.

Nach seiner Erhebung zum Pabstthume fing er es damit an, daß er sich gegen jene Klippe verwahrte, an welcher die Tugend und der Ruhm so mancher andern Päbste verunglücket ist. Als man ihm seinen Bruder und dessen

Familie vorstellte, sagte er ihnen: „Wisset, euren Anver„wandten nach dem Blute habt ihr verloren. So wie für „alle andern Gläubigen bin ich auch für euch nur der ge„meinschaftliche Vater.“ Er verboth ihnen mit allem Ernste, sich wie immer in die öffentlichen Geschäfte zu mischen, oder für die Beförderung einer Person sich zu verwenden; Geschenke anzunehmen, nach einem Amte zu streben, oder sonst was immer für Vorzüge und Vorrechte sich anzumaßen. Dieses Verboth wurde genau und streng beobachtet.

Für seine eigene Person machte es sich der Pabst zum Gesetze, täglich die heilige Messe zu lesen, und nach dem Beispiele mehrerer Heiligen alle Tage zu beichten. Er lebte so mäßig und sparsam, daß der ganze Aufwand für seine Nahrung des Tages, nach unserer Münze, nicht ganze zwanzig Kreuzer betrug. Eben so streng verfuhr er mit sich in Rücksicht des Schlafes, und außer der Zeit, die er den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens gönnen mußte, war der übrige Tag zwischen dem Gebethe und den Pflichten des Pabstthumes getheilt. Setzte er zuweilen von den mühsamen Beschäftigungen aus, so las er entweder einen heiligen Vater, oder er besuchte die Kirchen, um den Segen des Himmels zu erflehen.

Allerdings hatte Klemens Ursache, vor einer Würde zu zittern, die ihm wider seinen Willen aufgelegt wurde zu einer Zeit, da sich von allen Seiten her heftige Stürme wider die Kirche erhoben. Ein französischer Prinz auf dem spanischen Throne, und darüber beinahe ganz Europa in Flamme gesetzt; mehrere Völker gegen ihre rechtmäßigen Fürsten im Aufruhr begriffen; Friedensunterhandlungen für die Katholiken, noch gefährlicher, als selbst der Krieg; Erschlaffung der Kirchenzucht, eine Folge der Ketzerei und allgemeinen Zerrüttung; Verfall der Missionen, und Hemmung der weitern Ausbreitung des Evangeliums unter den Un-

gläubigen; endlich eine der hartnäckigsten und arglistigsten Sekten, welche die kritische Lage Europens benutzte, um den Samen ihrer Irrlehre weiter auszustreuen; so viele Gefahren droheten der Kirche das äußerste Unglück, so fern sie nicht ein Oberhaupt erhielt, welches so vielen Arbeiten und Verrichtungen gewachsen wäre.

Klemens **XI.**, wie es sich in der Folge zeigen wird, war ganz dazu geeignet, mitten unter so gefährlichen Stürmen das Steuerruder der Kirche mit Klugheit und Kraft zu führen. Er betrug sich gegen die Fürsten, die wegen der spanischen Erbfolge in blutige Kriege verwickelt waren, nicht anders, als der gemeinschaftliche Vater der Gläubigen, und gab sich alle Mühe, den Frieden zu befördern. Als es wirklich zum Frieden kam, vereitelte er durch die Geschicklichkeit seiner Nuntien am Kongresse, und durch die Klugheit der Verhaltungsbefehle, die er ihnen gab, alle Anschläge der protestantischen Mächte zum Nachtheile der katholischen Religion.

Seinen väterlichen Bemühungen gelang es, daß der Pfalzgraf Leopold, der Churprinz von Sachsen, nachmaliger König in Polen, und der Herzog von Braunschweig sammt seinen zwei Töchtern wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrten. Von dem Könige von Persien erhielt er die Vergünstigung, das Evangelium im ganzen Umfange seines Reiches ungehindert zu predigen.

Dieß und noch viel Mehreres that der große Pabst zur Aufnahme des römisch-katholischen Glaubens, und doch war sein Name den Protestanten, ja sogar den Mahometanern lieb und ehrwürdig. Die protestantische Reichsstadt Nürnberg ließ ihm zu Ehren Denkmünzen prägen, und vertheilte sie aller Orten unter Beifügung eines für ihn sehr ruhmvollen Schreibens; ja sogar der Pascha von Aegypten bezeugte mündlich und schriftlich, daß er die Christen um ihr

würdiges Oberhaupt beneide, und ein ähnliches seinen Glaubensbrüdern zur Ehre des Alkorans wünsche.

Die Jansenisten nur waren die einzigen, unverschämt genug, dem Urtheile der christlichen Welt in Rücksicht der erhabenen Eigenschaften dieses Pabstes zu widersprechen, ohne sich doch an seine persönlichen Tugenden zu wagen. Aber da sie den Pabst als den Sklaven einiger ränkevollen Prälaten schilderten, vergaßen sie, daß er ein Mann von durchdringendem Verstande war, und nie eine Entschließung ohne reife Ueberlegung faßte, aber dann auch mit Muth darauf bestand.

Eine seiner ersten päbstlichen Verordnungen war, daß er am Ende der hundertjährigen Jubelfeier die heilige Pforte schloß; eine prachtvolle Zeremonie, die er zum Gegenstande der Erbauung machte. Klemens besuchte vorher noch alle Spitäler, die mit armen und kranken Pilgrimmen angefüllt waren, theilte reichliches Almosen unter die Armen aus, tröstete die Kranken, hörte ihrer sehr viele Beicht, und reichte ihnen die heiligen Sterbsakramente.

Eines Tages versammelte er alle Pilgrimme, welche abzureisen gedachten; vertheilte unter sie 4000 Goldgulden, wusch, trocknete und küßte ihnen die Füße, ließ für sie in seiner Gegenwart mehrere Tafeln decken, diente ihnen selbst bei Tische, und unterhielt sich mit ihnen mit einer so herablassenden Güte und Theilnahme, daß auch die gleichgültigsten Zuschauer bis zu den Thränen gerührt wurden.

Ein anderes Schauspiel zur Erbauung gab der im Jahre 1708 den 27. Oktober erfolgte Tod des berühmten Abtes von Rance, Reformators des Ordens von la Trappe. Schon fünf Jahre vor seinem Hinscheiden hatte er sich der Würde eines Abtes begeben, um seinen Geist bloß mit dem Gedanken an die Ewigkeit zu beschäftigen. Die schmerzlichen Krankheiten, nebst der Hinfälligkeit seines durch die Buße entkräf-

teten Körpers, dienten seine Tugend noch mehr zu läutern, und ihren Glanz zu vervollkommnen. Keine Regung der Ungeduld, kein Wölkchen von Unmuth, keine Unruhe trübte die stille Heiterkeit seiner Seele, die sich immer gleich blieb und deren Frieden nichts stören konnte.

Seine Standhaftigkeit bei den empfindlichsten Schmerzen war so vollkommen, daß sie weder seine innigste Vereinigung mit Gott, noch die Ausflüsse einer gränzenlosen Liebe gegen seine Mitbrüder hemmen konnte. Keinen, der ihn besuchen wollte, wies er ab, empfing alle mit heiterem Antlitze, mit offenem Herzen, und mit seiner ihm angebornen Freundlichkeit, die ihn bis ins Grab nicht verließ. Nachdem er die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung empfangen hatte im Kreise seiner Brüder, die mit seinem Gebethe das ihrige vereinten, und ihn mit ihren Zähren benetzten, war an ihm keine Spur von irgend einer Furcht vor dem Tode zu sehen.

Liegend auf Stroh und Asche, worauf er sterben wollte, behielt er die Festigkeit und Standhaftigkeit seines Geistes bei, blickte den Bischof von Seez, seinen alten Freund, der ihm beistand, zärtlich an, drückte ihm die Hand, und verschied ohne Zuckungen mit einer Seelengröße, die wenige Beispiele ihres Gleichen haben wird. Bis auf den letzten Athemzug behielt er den Frieden seines Geistes, seinen vollkommenen Verstand, die Herrschaft über sein und über das Herz seiner Freunde, seinen Glauben, sein Vertrauen und seine Liebe gegen Gott. Er hatte, die Wahrheit zu gestehen, eine von Natur standhafte und unerschrockene Seele, die aber nur aus der Ursache stärker war, als der Tod, weil sie die Religion über die Natur erhoben hatte. Nebst seinem Tugendbeispiele hinterließ der Abt von la Trappe der Nachwelt eine Menge Erbauungsschriften.

Es darf hier nicht umgangen werden zu erinnern, daß

derselbe, bevor er mit der Welt brach, in einer engen Verbindung mit den Jansenisten gestanden hatte, die ihn durch die scheinbare Reinigkeit ihrer strengen Sittenlehre und Lebensweise für sich eingenommen hatten, und daher auch nicht ermangelten, ihn mit allen erdenklichen Lobsprüchen zu überhäufen, so lange sie ihn für einen von ihrer Partei hielten. Allein gegen das Ende seines Lebens erklärten sie ihm öffentlich den Krieg. Nicht allein hatte er das Formular aufrichtig und unbedingt unterzeichnet, sondern er äußerte sich bei jeder Gelegenheit freimüthig, daß man sich in Sachen, welche den Glauben betreffen, den Entscheidungen des römischen Stuhles schlechterdings unterwerfen müsse. Ausdrücke, welche seinen Glauben rechtfertigen, ohne welchen es keine wahre christliche Tugend geben kann.

Ein Jahr früher, den 16. September 1707, starb zu St. Germain en Laye Jakob **II.**, König von England, in jener Religion, der er seine Krone geopfert hatte. Nachdem er die Sakramente der Sterbenden mit der erbaulichsten Andacht empfangen, hieß er den Prinzen von Wallis, den Erben seiner Rechte, sich seinem Sterbebette nähern, und sagte zu ihm: „Mein Sohn! du trittst an meine Stelle und in „alle meine Rechte ein, die dir kein Mensch mit Grunde „streitig machen kann. Aber solltest du je den Thron wieder „besteigen, so verzeih es deinen Feinden, liebe dein Volk, „gewähre der katholischen Religion deinen Schutz, und zieh „immer die Hoffnung eines ewigen Reiches einer vergäng„lichen Krone hienieden vor.“

Der Prinz, nur erst 16 Jahre alt, versprach seinem königlichen Vater mit Thränen im Auge, seinen Willen, vorzüglich was die Religion beträfe, heilig zu erfüllen. Hierauf warf er sich zu den Füßen Ludwigs **XIV.**, empfahl ihm seine Jugend, legte sein Schicksal in seine Hände, und betheuerte, bis zum Weinen gerührt, daß er katholisch leben

und sterben wolle. Ludwig erkannte ihn auf der Stelle für den rechtmäßigen König von England, und versprach, ihn so lange zu unterstützen, so lange er sich zum wahren Glauben bekennen würde.

Die Nachricht davon erregte in Rom unbeschreibliche Freude. Der Pabst ließ sogleich die Kardinäle zusammen berufen, und theilte sie ihnen mit der Bemerkung mit, daß eine so edelmüthige Handlung des französischen Monarchen bei gegenwärtigen Umständen die Bewunderung aller folgenden Jahrhunderte verdiene. Unverzüglich fertigte Klemens XI. an Ludwig XIV. ein Breve aus in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, und blieb ihm immer noch mehr mit Liebe und Hochachtung zugethan.

Ihre vollkommene Uebereinstimmung für die Erhaltung des Glaubens zeigte sich bei einem Vorfalle, der zwar an sich selbst sehr unbedeutend war, wovon aber doch diejenigen, die es miteinander angelegt hatten, die glücklichsten Wirkungen erwarteten. Es war um die Entscheidung eines Gewissensfalles zu thun, der zwar bloß eine Privatperson zu betreffen schien, womit es aber doch im Grunde darauf angesehen war, alle Entscheidungen der Kirche wider die damals herrschenden Irrthümer zu entkräften.

Die ganze Sache war ein Gewebe der jansenistischen Arglist. Man ließ nämlich einen Beichtvater in der Provence auftreten, welcher zweifelte, wie er sich in Rücksicht eines gewissen Geistlichen zu betragen habe, den er lange Zeit für einen sehr frommen Mann gehalten, nun aber mit gutem Grunde wegen der Reinigkeit seines Glaubens im Verdacht hätte. Er habe ihn über verschiedene Punkte zur Rede gestellt, und folgende Antwort von ihm erhalten:

„Ich verdamme die fünf Sätze in jedem Sinne, in „welchem sie die Kirche verdammet; aber in Rücksicht der „Thatsache glaube ich zu keiner weitern Unterwürfigkeit ge-

„halten zu seyn, als daß ich ein ehrfurchtsvolles Stillschwei-
„gen beobachte, und so lange man mich nicht gerichtlich über-
„weisen kann, daß ich einen aus diesen Sätzen vertheidigt
„habe, darf man meinen Glauben nicht bezweifeln.“

„Ich bin der Meinung, daß, indem wir Gott als un-
„ser letztes Ziel und Ende über Alles und in Allem zu lie-
„ben verbunden sind, alle unsere Werke, welche wenigstens
„der Kraft nach auf ihn nicht abzielen, oder nicht aus ir-
„gend einem Triebe der Liebe geschehen, eitel Sünde sind.“

„Ich behaupte, daß derjenige, welcher mit dem Willen
„oder Neigung zur Todsünde im Herzen, ohne Reue darüber
„zu fühlen, der Messe beiwohnt, eine neue Sünde begeht.“

„Ich glaube nicht, daß die Andacht gegen die Heiligen
„und vornehmlich gegen die seligste Jungfrau in den gehalt-
„losen Gebethformeln und lächerlichen Andachtsübungen be-
„steht, welche sich bei gewissen Schriftstellern finden.“

Das Beichtkind erklärte sich noch weiter, daß er die Briefe des St. Cyran, die Tagzeiten Dumonts, die Konferenzen von Luçon, die Moral von Grenoble, das Ritual des Bischofes von Alet lese, und sie alle für sehr gute, mit gehöriger Genehmigung versehene Bücher halte. Eben so denke er über das neue Testament von Mons, und glaube, daß man es wenigstens in jenen Sprengeln lesen dürfe, wo es von den Bischöfen noch nicht wäre verdammt worden.

Auf diese Anfrage antworteten vierzig Doktoren, daß die Meinungen des Geistlichen in Rücksicht derjenigen Gegenstände, über die er sich Raths erholte, weder Neuerungen, noch Sonderbarkeiten, noch von der Kirche verdammt wären; mit einem Worte, daß man ihn, ohne von ihm eine Abschwörung zu fordern, wohl lossprechen könne. Diese Entscheidung hielt man ein ganzes Jahr geheim, um indessen noch mehrere Patronen und Eiferer dafür zu werben.

Dann gab man sie ans Licht, und ließ sie zu Paris drucken, worauf sogleich eine Menge anderer Auflagen folgte.

Das Aergerniß war groß und allgemein; alle wahren Katholiken riefen mit einer Stimme, daß dieser Gewissens=fall, welcher sich mit einem ehrwürdigen Stillschweigen be=gnügte, das Ansehen der apostolischen Verordnungen und Alles, was man wider die letztere Irrlehre verfüget hätte, völlig vernichte. Die Bischöfe von Chartres und Meaux wa=ren die ersten, welche das Verdammungsurtheil über den Gewissensfall aussprachen. Bossuet gab sich in der Folge viele Mühe, die Doktoren zu einem demüthigen Widerrufe zu bewegen, damit sie ihrer persönlichen Verdammung aus=weichen möchten.

Der Erzbischof von Paris machte einigen Doktoren, welche diese ärgerliche Entscheidung gegeben hatten, heftige Vorwürfe, wodurch mehrere derselben zum Widerrufe ver=anlasset wurden. Er gab hernach sogar eine Verordnung heraus, worin er die Entscheidung der vierzig Doktoren verdammte als einen Schritt, welcher gegen die päbstlichen Konstitutionen laufe, die Unruhen verewige, Zweideutig=keiten, innerliche Vorbehaltungen, ja selbst den Meineid be=günstige.

Aehnliche Verdammungsurtheile ergingen auch von an=dern Bischöfen, und endlich selbst von Rom. Der Pabst er=ließ sogar noch zwei Breven an den König und an den Erz=bischof von Paris, worin er begehrt, man solle die Urheber dieses elenden Machwerkes nach aller Strenge bestrafen. Man kann sich denken, welchen Lärmen nun die Jansenisten werden gemacht haben; besonders tauchte Quesnell seine Fe=der in Galle, um nur recht wider den Pabst und die Bi=schöfe zu schimpfen.

Das Schauspiel des Gewissensfalles war noch nicht zu Ende, so gab es schon wieder ein anderes ähnlicher Art

in Holland. Herr Codde, ein Priester des Oratoriums, war seit dem Jahre 1686 von der geistlichen Stelle der Holländer zum Vikar des päbstlichen Stuhles ernennet. Schon da man sich anschickte, ihn zum Erzbischofe von Sebaste zu weihen, legte er durch seine Verweigerung, das Formular zu unterzeichnen, an den Tag, was man von seiner Regierung zu gewarten habe.

Dieser Verdacht wurde bald durch seine Werke vollkommen gerechtfertigt. Die Kirchen der Katholiken gewannen in kurzer Zeit eine holländische Gestalt, und glichen so ziemlich den kalvinischen Bethhäusern. Die Priester verwalteten daselbst die Sakramente in der Landessprache, und so wälschte man auch alle Gebethe des römischen Rituals herab, worüber natürlich die Katholiken murrten, und in der Mission Unruhen entstunden.

Die Klage kam nach Rom, und der apostolische Vikar mußte, er mochte wollen oder nicht, daselbst erscheinen, um sich zu verantworten. Die Sache wurde genau und strenge untersucht, die letzte Kongregation den 7. Mai 1702 in Gegenwart des Pabstes gehalten, und Alle ohne Ausnahme stimmten dahin, daß dem Erzbischofe von Sebaste einstweilen alle Verrichtungen eines apostolischen Vikars untersagt seyn sollen, welches Urtheil ihm einige Zeit hernach angekündet wurde.

Die Vornehmsten aus dem holländischen Klerus vernahmen nicht sobald, was zu Rom vorgegangen war, als sie sich Mühe gaben, die Zurücknahme der getroffenen Verfügungen zu erzwingen. Sie steckten sich hinter den Großpensionär Heinsius und hinter die Bürgermeister von Amsterdam; auf das Ansuchen dieser Männer verbothen die Generalstaaten dem Herrn Cock, welcher für die Zwischenzeit zum apostolischen Vikar war ernannt worden, irgend eine Amtsverrichtung zu unternehmen, so lange der Erzbi-

schof von Sebaste nicht in die seinigen wäre wieder eingesetzt worden.

So waren also diese Schüler des heiligen Augustins frech genug, durch die Gunst nicht nur weltlicher, sondern auch ketzerischer Mächte dem heiligen Stuhle Trotz zu biethen, und ihm in der Ausübung seiner Macht die Hände zu binden. „Soviel ich den römischen Hof und den Mönchsgeist „kenne," schrieb der Apostat Driot, einer der Häupter der Partei, „so dünkt mich, man müsse, um dieses Geschäft durch„zusetzen, sich stoiz betragen und recht viel Lärmen machen." Allein er irrte sich gewaltig.

Denn Klemens XI. blieb fest auf dem Wege, den er einmal betreten hatte. Auch der Großvikar Van-Gussen, welcher in Holland die Stelle des Herrn Codde versah und seine Partei hielt, wurde suspendirt. Ueberdieß erließ der Pabst ein Breve an die Katholiken der vereinigten Niederlande und der benachbarten Provinzen, um sie vor der Arglist der Verführer zu warnen.

„Diese Leute," sagte er, „sind unruhige Köpfe; sie sind „blind, und der Himmel gebe, daß nicht Bosheit die Ursache „ihrer Verbindung sey. Sie sind eingedrungene Hirten, deren „Absicht nicht ist, die Heerde zu weiden; sondern sie zu tren„nen und zu erwürgen. Sie hängen das Schild der Streng„heit und Sittenverbesserung aus, und verlangen, gehalten „zu werden für Lehrer der ächten, evangelischen Moral, wel„che von einem schmalen Wege und von einer engen Pforte „redet. Aber jeder kluge Mann entdecket ohne Mühe ihre „wahren Gesinnungen und ihren unseligen Entwurf."

Ueber dieses Breve wurden die Anhänger des Erzbischofes wie rasend; und ihre Wuth kannte gar keine Gränzen mehr, als sie erfuhren, daß der Erzbischof durch ein päbstliches Dekret vom 3. April 1704 nicht nur suspendirt, sondern förmlich abgesetzt sey. Nun folgte eine Sündfluth

von gallsüchtigen und offenbar schismatischen Lästerschriften gegen den Pabst, und man erröthete nicht, den widerspänstigen Erzbischof noch bei lebendigem Leibe zu kanonisiren.

P. Quesnell, ein Priester des Oratoriums in Frankreich, schon seit vielen Jahren ein eifriger Anhänger und Vertheidiger des Jansenismus, der vertrauteste Freund des berüchtigten Arnaud, und nach dessen Tod der Patriarch der Sekte, dessen wir schon mehrmal Erwähnung gemacht haben, dieser unwürdige Priester hatte den größten Einfluß bei der Verführung der holländischen Katholiken, so wie bei dem Starrsinne der Jansenisten in den Niederlanden, wo er seit langer Zeit herumirrte.

Allein endlich wurde der Metropolit dieser Provinzen müde der ränkevollen Umtriebe, und der sowohl mündlichen als schriftlichen Schmähungen, welche sich Quesnell mit seinen Gehilfen erlaubte. Er zeigte den Unruhestifter und seinen getreuen Nacheiferer, den P. Gerberon, zuerst in Rom an, und wendete sich auch an den König von Spanien. Von da kam der Befehl, diese Störer der öffentlichen Ruhe in Verhaft zu nehmen. Zuerst wurde P. Gerberon ergriffen, und dann bemächtigte man sich auch des P. Quesnell und seiner Schriften. Doch diesem gelang es, durch List aus dem Gefängnisse zu entkommen, aber seine Papiere mußte er als sichere Geißeln in den Händen der Obrigkeit zurücklassen.

Die erste Frucht seiner Freiheit war ein neues Werkchen mit der Aufschrift: Beweggrund des Rechtes, worin er sich wegen seiner Entweichung und wegen dem Nichterscheinen vor dem erzbischöflichen Gerichte zu Mecheln rechtfertigen wollte. Diese Schrift wurde nachher durch die Hand des Scharfrichters öffentlich zu Brüssel verbrannt. Der Erzbischof ließ den Flüchtling zur persönlichen Verantwortung vorladen; aber er gehorchte nicht, und antwortete nur mit einer vollen Ladung von Schmäh- und Lästerschriften.

Man verfolgte nun den Prozeß aus seinen Schriften, nach dem förmlichen Rechtsgange, und den 10. des Wintermonates 1703 ward das Urtheil über ihn gesprochen. Man erklärte, daß er sich durch seine Widerspänstigkeit den Bannfluch der Kirche zugezogen habe, und befahl ihm, sich in ein Kloster zu begeben, und darin so lange Buße zu thun, bis er dem päbstlichen Stuhle Genugthuung würde geleistet haben, an den mau ihn anwies, um die Lossprechung zu erhalten. Diesem Urtheile war noch das Verboth angefügt, den Sprengel von Mecheln zu betreten, oder darin etwas drucken zu lassen, unter der Strafe ewiger Gefangenschaft.

P. Quesnell war über dieses rechtliche Verfahren rasend aufgebracht, und nannte es gräulich, entsetzlich; kurz er fand darin nur lautere und schreiende Ungerechtigkeiten. Allein seine eigenen Schriften und der gedruckte Prozeß geben Beweise genug, daß man mit ihm nach allem Rechte verfahren ist. Er hat auch in der Folge die Auszüge aus seinen Papieren, welche zum Grunde seiner Verdammung gedient hatten, mit keinem Worte je einer Untreue oder Verfälschung beschuldiget.

P. Gerberon und Brigode, ein Laienbruder und Vertrauter des Quesnell, der mit ihm gefänglich eingezogen wurde, kamen nicht so gut durch. Brigode war nach einem sechsmonatlichen Arreste so mürbe geworden, daß er am Ende eine Bittschrift einreichte, und den Erzbischof um Vergebung anflehete. Er heuchelte die aufrichtigste Bekehrung, und versprach vollkommene Besserung; aber er hielt nicht Wort, sobald er wieder auf freiem Fuße war.

Dagegen bezeugte P. Gerberon die größte Unbeugsamkeit, man dürfte sagen, völlige Verhärtung des Herzens. Er konnte es aber all seines Trotzes ungeachtet nicht abläugnen, daß er, besonders nachdem er den Mönchshabit abgelegt, ohne alle Zurückhaltung die von der Kirche verdammten

Neuerungen gelehrt, und aus allen Kräften die Päbste, die Fürsten und alle Feinde der Partei gelästert habe.

Endlich ward das Urtheil den 29. Jänner 1704 gefällt, welches dahin ging, daß er das Glaubensbekenntniß ablegen, das Formular unterzeichnen, die fünf Sätze abschwören, und dann in sein Kloster zurückgeführt werden sollte, wo er unter der Aufsicht seiner Obern so lange im Gefängnisse zu bleiben hätte, bis er für seine Sinnesänderung hinlängliche Bürgschaft würde geleistet haben.

So lautete das Urtheil von Mecheln, über dessen Strenge die Gönner des Schuldigen und seiner Irrthümer so gewaltigen Lärmen erhoben haben. Hatte er noch andere Demüthigungen zu erfahren, so durfte er die Schuld nur sich selbst zuschreiben, und dem Eigensinne, mit dem er sich anfänglich weigerte, auch nur einen der verdammten Sätze zu widerrufen, oder das Formular ohne Vorbehalt zu unterzeichnen.

Nach dieser Verweigerung forderte der König von Frankreich ihn als seinen Unterthanen zurück, und ließ ihn zuerst in die Zitadelle von Amiens, hernach auf das Schloß von Vincennes bringen. Sechs volle Jahre blieb der 80jährige Greis unbeweglich; so daß man beinahe nicht mehr zweifelte, er würde unbußfertig dahin sterben. Allein Gott erbarmte sich seiner durch ein Wunder der Gnade; sein hartes Herz wurde gerührt, er begehrte inständig, das Formular zu unterzeichnen, und unterzeichnete es ohne allen Vorbehalt den 10. April 1710.

Er widerrief dann die Lehre aller seiner Bücher, und äußerte die lebhafteste Reue über seine lange Anhänglichkeit an die feierlich verdammten Irrthümer. Er wurde sogleich in Freiheit gesetzt, lebte aber nicht mehr länger als zehn Monate, und starb am 25. Jänner 1711 nicht ohne grausame Gewissensbisse, daß er so viele Seelen in Irrthum ge-

führet; allein unerschütterlich war auch sein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, und seine Reue so lebhaft, daß man hoffen darf, er werde auch vor dem Richterstuhle des Ewigen Gnade gefunden haben.

In eben dem Jahre, wo den P. Gerberon zu Mecheln diese Demüthigung traf, die für ihn so heilsame Folgen hatte, starb zu Paris den 12. April 1704 der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, dessen Name über alles Lob erhaben ist. Und doch, wer sollte es glauben? waren die Jansenisten vermessen genug, ihn auch als einen Gönner ihrer Sekte verdächtig zu machen, und, da ihnen dieß nicht gelingen wollte, den großen Mann, wie Gassenjunge, mit dem Kothe ihrer Lästerungen zu beschmutzen. Allein Bossuet bedarf keiner Rechtfertigung, seine hinterlassenen Schriften verbürgen genug die Reinheit seines Glaubens, und bleiben ein unsterbliches Denkmal seiner Verdienste um Kirche und Religion.

Es öffnet sich nun aber eine andere Scene, welche klar zeiget, wozu der Ketzer- und Sektengeist fähig ist. Schon seit dem Jahre 1702 hatten sichs die Hugenotten von Sevennes in den Kopf gesetzt, in ihren fast unzugänglichen Gebirgen die öffentliche Uebung der kalvinischen Religion wieder einzuführen. Sie versammelten sich anfänglich in abgelegenen Orten, und begnügten sich beim Mangel der Prediger ihre Psalmen zu singen.

Aber bald fanden sich einige unter ihnen, Bauern und Handwerker, lauter unstudirte Leute, welche vorgaben, sie wären von dem Himmel begeistert, und zufolge dieser Sendung predigten und kramten sie tausend Albernheiten aus, so daß man sie mit Recht Fanatiker nennen konnte. Die Verachtung geheiligter Gesetze führt gar bald zum bürgerlichen Ungehorsam, und endlich gar zur Empörung. Sie beklagten sich laut, daß man sie aus Haß ihrer Religion bei

der Vertheilung der Anlagen beeinträchtige, und was man sie mehr zu zahlen zwinge, komme den Katholiken zu gut; daher sich mehrere weigerten, ihre Steuern zu bezahlen.

Die Einnehmer ließen sich dadurch nicht irre machen, forderten sie mit Strenge, und zogen diejenigen gefänglich ein, welche sich am unbändigsten betrugen. Aber Nachts holte man diese Einnehmer aus ihren Häusern, und hängte sie, mit ihren Registern am Halse, an die nächsten besten Bäume auf. Die Thäter, um nicht erkannt zu werden, hatten die Hemden über ihre Kleider angezogen, weswegen man sie auch in der Folge Camisards nannte.

Man schickte Truppen, und versicherte sich der Schuldigen, welche denn auch zur verdienten Strafe gezogen wurden. Aber diese Strenge that die gehoffte Wirkung nicht; auf die Hinrichtung einiger Meuchelmörder wuchs die Zahl der Aufrührer bis ins Unendliche. Sie rotteten sich überall zusammen, jetzt noch zur Nachtzeit und unter ihrer gewöhnlichen Maske, überfielen die Schlösser und Häuser der Katholiken, und raubten, was ihnen unter die Hände kam, ohne noch Blut zu vergießen.

Aber bald kannte ihre Wuth keine Gränzen mehr, und man sah alle die Gräuel erneuert, welche die Hugenotten einst in ganz Frankreich verübt hatten. Die Kreuze und Statuen der Heiligen wurden zertrümmert, die Kirchen angezündet, die Katholiken, vorzüglich Priester und Ordensleute, ermordet, die geweihten Gefäße geraubt und zerbrochen, und das Allerheiligste mit Füßen getreten.

Selbst Weiber wurden von einer ähnlichen Wuth ergriffen, und maßten sich das Recht an, den Willen Gottes zu verkündigen. Männer oder Weiber, es galt gleich viel, alle Fanatiker hörte man, als eben so viele Propheten an, und alle gaben im Namen Gottes den Befehl, die Katholiken und vornehmlich die Priester zu schlachten, was auch

wirklich geschah, so viel es immer möglich war. Die Regierung sah sich nun genöthiget, gegen diese Rebellen einen förmlichen Krieg zu führen, und es flossen Ströme Blutes, bis sie endlich wieder zum Gehorsam gebracht wurden.

Indessen trieb der Jansenismus seine Ränke immer weiter, und suchte selbst in den erst neuerlich erlassenen Breven Klemens XI. noch Ausflüchte, um seine Lieblingsidee von dem ehrerbiethigen Stillschweigen zu retten. Dieß veranlaßte den Pabst, eine neue Bulle herauszugeben, die sich anfängt mit den Worten: Vineam Domini Sabaoth. Es wird darin ausdrücklich entschieden, daß man dem den apostolischen Verordnungen schuldigen Gehorsam keineswegs durch das ehrerbiethige Stillschweigen Genüge leiste, zumal wenn dieselben in der Kirche von den Bischöfen größten Theils angenommen sind; sondern daß denselben als dogmatischen Entscheidungen auch mit dem innern Beifalle beizupflichten sey. Diese Bulle war den 16. Juli 1705 gegeben.

Im folgenden Jahre entledigte der Tod die Christenheit von dem berüchtigten Peter Bayle, dessen Werke ihn zum Unglücke überlebt haben. Eines und zwar das verderblichste derselben war ohne Zweifel sein historisch-kritisches Wörterbuch, worin er wirklich einen unerschöpflichen Vorrath von dem niedergelegt hat, was immer Zweifelsucht, Freidenkerei und Gottlosigkeit sich wünschen konnten, um das alte ehrwürdige Gebäude der christlichen Religion niederzustürzen, und auf den Trümmern desselben das abentheuerliche Gebäude der philosophischen Religion zu begründen.

Bayle war der Sohn eines reformirten Predigers in der Grafschaft Foix, ging zur katholischen Kirche über, kehrte aber bald wieder zu der seinigen zurück. Wer möchte wohl nun viel trauen auf einen Mann, der so leichtsinnig seine Religion ändert, und wieder ändert, oder vielmehr ein Feind aller positiven Religion ist?

Dagegen erschien um diese Zeit im Jahre 1708 zu Gunsten der katholischen Religion selbst von ihren Gegnern ein Zeugniß, welches ihr zur größten Ehre gereicht. — Die Prinzessin von Braunschweig sollte mit dem Erzherzog Karl von Oesterreich, nachmaligen Kaiser, vermählt werden. Sie ließ zur Beruhigung ihres Gewissens den Doktoren ihrer Religion die Frage vorlegen, ob sie wegen dieser Ehe die augsburgische Konfession verlassen dürfte.

Die lutherischen Gottesgelehrten der Universität zu Helmstädt antworteten mit Ja, und da sie die Beweggründe ihrer Entscheidung angaben, erklärten sie, daß man auch in der Gemeinde der Katholiken selig werden könne, als die man in den wesentlichen Gegenständen der Religion keines Irrthumes beschuldigen könnte, welche eine und dieselben Grundsätze, wie die Lutheraner hätten, an Gott den Vater, der uns erschaffen, an Gott den Sohn, der uns erlöset, und an Gott den heiligen Geist glaubten, der uns erleuchtet hat, wie auch einerlei Gebothe anerkennten und einerlei Gebeth verrichteten.

Es sey demnach die katholische Kirche die wahre Kirche, weil sie eine Versammlung der Gläubigen wäre, die das Wort Gottes hielten, und die von Jesu Christo eingesetzten Sakramente empfingen, welches Niemand läugnen könnte, sonst müßte man behaupten, daß alle diejenigen, die bis daher in der katholischen Kirche gewesen, oder noch sind, ewig zu Grunde gehen, welches wir, fügten sie bei, nie gesagt, noch geschrieben haben.

Viele Protestanten, und unter andern Pietel, ein Prediger von Genf, schienen sich an dieser Entscheidung zu ärgern. Aber die Doktoren von Helmstädt haben für ihre Erklärung gewiß so gute Gründe, als die Kalvinisten hatten, welche in ihrer berüchtigten Synode von Charenton auch

den Lutheranern die Seligkeit nicht absprachen, sondern sie sogar ihre Glaubensbrüder nannten.

Schon lange vorher hatte Melanchton in seinem Werke: Kurzer Auszug der Untersuchung ꝛc., welches die Helmstädter anzuführen nicht ermangelten, behauptet und erwiesen, daß die katholische Kirche stets die wahre Kirche gewesen sey. Die katholische Kirche, schreibt er: lehret, daß man nicht anders, dann durch Jesum Christum, den Mittler zwischen Gott und den Menschen, selig werden kann, und daß die Sünden allein durch seine Verdienste vergeben werden. In Rücksicht der Buße und guten Werke, fährt er fort, glaube ich, daß die Protestanten und Katholiken im Grunde übereinkommen, und bloß in den Ausdrücken von einander abgehen.

Ja die Helmstädter Gottesgelehrten konnten sich auf Luther selbst beziehen, welcher also schreibt: Wir wissen gar wohl, daß sich im Pabstthume die wahre heilige Schrift, die wahre Taufe, die wahren Sakramente, die wahre Schlüsselgewalt zur Vergebung der Sünden, der wahre Dienst des göttlichen Wortes, die wahre Sendung, es zu verkünden, der wahre Katechismus und das wahre Christenthum, ja ich sage noch mehr, der Kern des wahren Christenthums findet.

Doch nun ist es Zeit, wieder zurück zu kommen auf die berufene Streitigkeit wegen der chinesischen Gebräuche, wovon schon früher ist erwähnet worden, und hier nur so kurz als möglich soll erwähnet werden, was in der Hauptsache zu wissen nothwendig ist. Der Gegenstand des Streites betraf einige Gebräuche, welche den Chinesen ihres Alterthumes wegen höchst ehrwürdig sind. Heilig ist dieser Nation das dankbare Andenken ihrer verstorbenen Eltern und Voreltern. Sie haben daher, diesen ihren Dank und Ehrfurcht

zu bezeugen, verschiedene Zeremonien zu drei verschiedenen Zeiten eingeführt.

Die erste findet Platz vor der Beerdigung auf folgende Art: Ueber einem Tische, der vor dem Sarge steht, wird der Name des Verstorbenen, oder sein Porträt auf einer Tafel ausgestellet, und vor demselben Blumen gestreuet, wie auch Rauchwerke und Kerzen angezündet. Die, welche ihr Beileid zu bezeugen kommen, grüßen den Verstorbenen nach Landessitte, werfen sich vor dem Tische, auf den sie die mitgebrachten Kerzen und Rauchwerke hinlegen und anzünden, nieder, und berühren die Erde mit der Stirne.

Die zweite Feierlichkeit geht alle sechs Monate vor: über einem Tische, worauf Stufen angebracht sind, sieht man das Bildniß des Angesehensten unter den Voreltern, zu beiden Seiten stehen auf kleinen Täfelchen die Namen der Verstorbenen aus der Familie mit dem Sterbetage eines Jeden. Die Christen pflegen über diese Tafel ein Kreuz oder sonst ein andächtiges Bild hinzustellen.

Alle Anverwandte versammeln sich jedes Jahr zweimal, im Frühling und im Herbste, in diesem Saale, wo man auf den Tisch Wein, Fleisch und Kerzen hinstellet unter den gewöhnlichen Verbeugungen und Zeremonien, welche man auch sonst beobachten muß, wenn man Personen von hohem Range beehren will. Was das gemeine Volk belangt, so schränkt sich dasselbe bloß auf die Namen der Voreltern ein, die es in dem reinlichsten Orte des Hauses auf Täfelchen ausstellet.

Die dritte Zeremonie geht jedes Jahr nur einmal zu Anfange des Maimonates vor. Vater und Mutter mit ihren Kindern verfügen sich an die abgelegenen Orte, wo die Chineser ihre Begräbnisse haben, raufen Sträuche und Gras, die etwa ringsumher aufgewachsen sind, aus, erneuern die Merkmale der Trauer und Ehrfurcht, und stellen Wein und

Speisen auf das Grab hin, welche sie nachher bei einem Mahle verzehren.

Die Aufgeklärten, oder die Gelehrten der Nation begehen alljährlich ähnliche Feierlichkeiten zu Ehren des Konfuzius, eines alten Weltweisen, der 500 Jahre vor Christi Geburt lebte, dessen Schüler zu seyn sie sich rühmen. Sein Name, mit großen Buchstaben auf eine Tafel geschrieben, wird über einem Tische aufgestellt, auf welchem Rauchgefäße und brennende Lichter stehen. Man wirft sich auf die Art, wie man Personen vom ersten Range zu begrüßen pflegt, vor dieser Tafel nieder und berühret mit der Stirne die Erde.

Dieß sind nun die Zeremonien, worüber sich die Missionäre in China entzweit hatten. Die Väter der Gesellschaft Jesu betrachteten sie als ein bloß bürgerliches Zeremoniel, welches sie den Christen gar wohl erlauben, oder doch dulden zu dürfen glaubten; doch untersagten sie denselben Gebräuche ihrer Nation mitzumachen, die auch nur von ferne den Schein der Abgötterei oder des Aberglaubens hätten. Dagegen glaubten die Missionäre aus dem Orden der Dominikaner, Franziskaner ꝛc. in eben diesen Zeremonieu förmlichen Götzendienst, oder wenigstens den abscheulichsten Aberglauben wahrzunehmen, und brachten ihre Klagen nach Rom.

Wie bekannt, so wurde diese Streitsache schon unter dem Pabstthume Innocenz X. anhängig gemacht, und sie dauerte fort unter den nachfolgenden Päbsten. Innocenz XI. und Innocenz XII. sendete die gelehrtesten Männer nach China, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen, und dann dem heiligen Stuhl Bericht zu erstatten. So begab sich dahin Herr Maigrot, Doktor der Sorbonne, beehret mit dem Titel eines apostolischen Visitators.

Maigrot, eben kein Freund der Jesuiten und noch weniger vertraut weder mit der Sprache, noch mit den Ge-

bräuchen der Chineser, gab im Jahre 1693 einen Befehl heraus, kraft dessen er alles das als der Heiligkeit des Christenthumes zuwider verdammte, was die Jesuiten den Neubekehrten erlaubet, oder wenigstens geduldet hatten. Allein eben dadurch gab er nur mehr Nahrung dem Geiste der Zwietracht, der leider! schon gar zu traurige Wirkungen hervorgebracht hatte.

Die Missionäre, welche den Gebräuchen der Chineser günstig waren, widersetzten sich den Befehlen des Visitators, und verweigerten ihm den Gehorsam, weil sie höchst nachtheilige Folgen für die katholische Religion in China befürchteten. Innocenz XII. setzte daher eine außerordentliche Kongregation von Kardinälen und Theologen nieder, um diese Sache, die von Tag zu Tag ernsthafter wurde, zu entscheiden. Allein dieser Pabst starb im Jahre 1700, ohne daß er sie hatte vollenden können.

Klemens XI., der ihm nachfolgte, nahm den Prozeß wieder vor in allen denen Punkten, wo man ihn belassen hatte, und obschon er selbst alle Akten genau und mit großer Mühe untersuchet hatte, wollte er doch noch viel umständlichere Aufklärung haben, bevor er das Endurtheil sprechen konnte. In dieser Absicht wählte er den Herrn Maillard von Tournon, Patriarchen von Antiochien, und nachherigen Kardinal, um ihn mit der Vollmacht eines apostolischen Legaten nach China zu schicken.

Diese Wahl ward in Rom von allen wahren Freunden der Religion gebilligt, und man machte sich von dieser Sendung die besten Hoffnungen; allein der Erfolg entsprach leider! dem nicht, was man erwartet hatte. Herr Tournon brachte schon eine gewisse Abneigung gegen die Jesuiten nach China, und überließ sich lediglich nur der Anleitung der Missionäre aus Paris, denen es eben sowohl an Unbe-

fangenheit des Urtheils, als an der nothwendigen Sachkenntniß mangelte.

Man kann sich nun leicht denken, daß die Untersuchung weder für die Jesuiten noch für die Gebräuche der Chineser günstig ausfiel. Herr Tournon handelte ganz im Geiste Maigrots, und verdammte, wie dieser, die Zeremonien, welche in China zur Ehre des Konfuzius sowohl als zum Andenken der Voreltern eingeführt, und im Besitze eines unfürdenklichen Alterthums waren l).

Sobald dieses Verdammungsurtheil im Jahre 1707 öffentlich kund gemacht wurde, beriefen sich die Bischöfe von Makao und Askalon, so wie die Jesuiten von dem Ausspruche des Legaten auf den Pabst. Klemens XI. untersuchte diese Appellation; erkannte sie aber nicht für rechtsförmlich und gültig. Es wurde daher die Verordnung des Herrn von Tournon durch zwei Dekrete der Inquisition zu Rom bestätigt, deren eines vom 8. August 1709, das andere vom 23. September 1710 datirt ist m).

Endlich vollendete Pabst Klemens XI. die ganze Sache im Jahre 1715 durch seine Bulle: Ex illa die. Die chinesischen Gebräuche und Zeremonien wurden darin verdammt, und die Ausübung derselben den Christen dieser Nation verbothen n). So mußte Rom freilich urtheilen nach den Angaben, die dahin gebracht wurden, und zwar aus einer so weiten Entfernung.

Allein es hatten doch eben diese Streitigkeiten sehr unangenehme und traurige Folgen für die katholische Religion. Der Kaiser selbst wollte davon Einsicht nehmen; unzufrieden über das Benehmen der Legaten und über ihre Unbeugsam-

---

l) Geschichte der Streitigkeiten über die chinesischen Gebräuche. (Augsburg, bei N. Doll 1791.) Bd. II. S. 450 flg.

m) Ebendas. S. 527.

n) Ebendas. Bd. III. S. 26.

keit, verbannte er durch ein Edikt aus seinen Staaten alle aus Europa gekommenen Missionäre mit Ausnahme derer, welche von ihm Erlaubnißscheine hätten, die aber nur denen gegeben würden, welche den chinesischen Gebräuchen beizupflichten versprachen.

Dieses Edikt kann man als den ersten Anfang der Christenverfolgung in China ansehen. Kardinal Tournon, irre geleitet von übel berathenem Eifer, wurde das erste Schlachtopfer. Er starb den 8. Juni 1710 zu Makao, wohin er auf Befehl des Kaisers ins Gefängniß war gebracht worden, von einem heftigen Schlage gerührt. Man hatte in Europa ausgestreut, die Jesuiten hätten ihm Gift beigebracht; allein eine an seinem Todestage ausgefertigte Urkunde straft die Verläumder Lügen o).

Zweifelsohne schmeichelten sich die Sektirer, vermittelst ihrer Ränke die ganze Ahndung des apostolischen Stuhles mit den vorgespiegelten Lastern der chinesischen Glaubensprediger zu beschäftigen. Diese List sollte den befürchteten Bannstrahl von dem Buche der sittlichen Betrachtungen abwenden; aber sie irrten sich in ihrer Hoffnung, wie wir jetzt gleich lesen werden.

---

o) Geschichte der Streitigkeiten ꝛc. Bd. II. S. 446.

# Vier und achtzigstes Buch.

## Von dem ersten Dekrete des heiligen Stuhles wider die sittlichen Betrachtungen im Jahre 1708 bis auf die Bekanntmachung der Bulle Unigenitus im Jahre 1713.

So große Freude auch die Feinde der Jesuiten, vorzüglich die Jansenisten, über die Verdammung der chinesischen Gebräuche haben mochten, weil nach ihrer Meinung die ganze Schande auf die Väter der Gesellschaft Jesu zurückfiel, so sehr wurde ihnen diese Freude verbittert, und desto größer war ihr Verdruß, als fast zu gleicher Zeit, nämlich den 13. Juli 1708 die sittlichen Betrachtungen über das neue Testament des P. Quesnell verdammet wurden.

Dieses Werk, in welches mit einer Meisterhand sämmtliche Irrthümer des Jansenius hineingewebt waren, war Anfangs nur unbedeutend, und bestand in einem einzigen Bande. Allein die vervielfältigten Ausgaben, Verbesserungen, Zusätze u. s. w. bildeten daraus in der Folge vier beträchtliche Bände. Abt Duguet, ein zierlicher Schriftsteller, nahm sich die Mühe, es umzuarbeiten, und in dieser vortheilhaften Gestalt erschien es mit einer Zueignungsschrift an den Herrn von Noailles, damals Bischof von Chalons, und mit seiner Genehmigung. Um diesem unseligen Werke eine günstige Aufnahme in seiner Diözese zu verschaffen, empfahl es dieser Prälat in einem Kreisschreiben sämmtlichen Seelsorgern, und ertheilte ihm die größten Lobsprüche.

Allein sobald dieses Werk nun erst recht bekannt wurde, urtheilte man in der christlichen Welt ganz anders davon.

Es offenbarten sich bei einer genauern Prüfung darin Grundsätze, die der kirchlichen sowohl, als der weltlichen Macht gleich gefährlich waren. Es kam darin die Lehre vor, daß man der Gnade nie widersteht, ja nicht einmal widerstehen könne, ein Satz, welcher allein schon den ganzen Jansenismus enthält; daß die Gnade, ohne die man nichts vermag, den Gerechten, die in eine Sünde fallen, mangele; daß Jesus Christus allein für das Heil der Auserwählten gestorben sey, und seinen Vater gebethen habe; daß bei der unvollkommenen Reue Eigenliebe und unordentliche Begierde die einzigen Quellen der Furcht sind, welche doch nach dem Ausspruche des trientischen Kirchenrathes von dem heiligen Geiste kömmt, und den Menschen zur Gnade der Rechtfertigung vorbereitet.

Es erwachte nun aber sogleich auch die hirtenamtliche Sorgfalt mehrerer Bischöfe; der Erzbischof von Besançon und der Bischof von Nevers verdammten die sittlichen Betrachtungen in eigens dazu erlassenen Pastoralschreiben. Pabst Klemens XI., sobald er Nachricht bekam von dem neuen Aergernisse in Frankreich, befahl unverzüglich die Untersuchung des Buches wieder vorzunehmen, welches davon die Quelle war.

Die Kardinäle und Theologen, welche damit beauftragt waren, erklärten nach der strengsten Prüfung, daß der Geist der Spaltung und des Irrthumes kein schädlicheres Buch hätte ausbreiten können. Sie hatten erhoben, daß der Text der heiligen Bücher an mehrern Stellen verändert und sogar nicht selten verfälschet war, und sich fast auf jedem Blatte des Buches eine aufrührerische, vermessene, ärgerliche, irrige und offenbar jansenistische Lehre finde.

Zufolge dieses Gutachtens verdammte der Pabst dieses Werk durch ein Breve vom 13. Juli 1708 mit einer ganz ungewöhnlichen Strenge. Es genügte ihm nicht, den Druck,

den Verkauf und das Lesen des Buches verbothen zu haben unter der Bannstrafe, die man sich ohne weitern richterlichen Ausspruch schon durch die Uebertretung des Verbothes zuzog; sondern um die letzte Spur eines so schädlichen Erzeugnisses soviel möglich zu vertilgen, verordnete er, alle Abdrücke den Bischöfen des Ortes, oder dem Ketzergerichte auszuliefern, um sie auf der Stelle zu verbrennen. Allein eben diese Schlußformel, als zuwider den Gebräuchen Frankreichs, wo die Vollziehung von derlei Verfügungen der weltlichen Gerichtsbarkeit vorbehalten ist, war Ursache, daß dieses Breve im Reiche nicht angenommen wurde.

Diese Verdammung verdroß sowohl den Verfasser des Buches, als die, welche es genehmigt hatten. Sie schimpften laut darüber, und besonders machte die Sekte Rom Vorwürfe darüber, daß man das Buch nur so überhaupt und im Allgemeinen verworfen habe, man hätte jeden verwerflichen Satz einzeln ausheben und nach Verdienst ahnden sollen. Allein Rom achtete wenig auf dieses Schlangengezische; noch in diesem Jahre 1708 verdammte der heilige Stuhl durch ein Dekret vom 25. September die theologischen Untersuchungen des P. Juenin, eines Oratorianers, weil man darin Irrthümern des Jansenismus auf die Spur gekommen war.

Indessen konnten weder Dekrete, noch Bullen den Starrsinn bezwingen. Nicht allein die Lehrer der Partei widersetzten sich der Stimme des Nachfolgers Petri, sondern sogar Weiber, vornehmlich die thörichten Jungfrauen des Port-royals des Champs erkannten außer ihren Verführern weder Pabst, noch Bischöfe mehr. Das Kloster in der Stadt hatte die Irrlehre abgeschworen, und sich der vom Bischofe gesetzten Oberin unterworfen; aber das außer der Stadt war ein wohl versehenes Rüsthaus, welches der Empörung unabläßig Waffen lieferte.

Nie konnte man diese irregeleiteten Jungfrauen bereden,

den päbstlichen Verordnungen Gehorsam zu leisten; sie verachteten alle, und weigerten sich stets, dieselben unbedingt anzunehmen oder zu unterzeichnen. Eben so hartnäckig sträubten sie sich dagegen, die Abtissin von Port-royal als ihre Oberin anzuerkennen, obschon der Pabst beide Klöster vereiniget, und der König diese Vereinigung genehmiget hatte.

Endlich schloß man aus dieser so lange Zeit unbezwingbaren Hartnäckigkeit, es gebe kein anderes Mittel, diese Starrköpfe zum Gehorsame zu bringen, als daß man ein mit dem Banne belegtes Haus vom Grunde aus zerstöre, dessen Mauern selbst sie noch immer an die Lehren ihrer Verführer, die darin verborgen gesteckt hatten, zu erinnern schienen. Dieß geschah, man riß das Kloster nieder, sonderte die widerspänstigen Bewohnerinnen desselben von einander ab, und vertheilte sie in andere Klöster.

So streng diese Maßregel scheinen dürfte, so nothwendig war sie und so heilsam; denn nach dem Verlaufe von fünf Jahren, war von diesen irregeführten Seelen nicht eine mehr, welche den Irrthum nicht abgeschworen hätte. Mit einem Worte: kaum war das Kloster Port-royal außer der Stadt zerstört, so verschwand das Asyl der listigen Verführer, und es verloren sich allmählig die Spuren der ansteckenden Seuche.

Doch wir wollen diese Denkmäler des Aergernisses verlassen, und in einem andern Welttheile das schöne Beginnen und Fortschreiten einer angehenden Christenheit betrachten, daran man sich erbauen muß. Ich meine hier die Christenheit von Paraquay in Amerika. Leute, die noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhundertes von Menschen nichts, als die Gestalt an sich hatten, Leute, welche ihre Mitmenschen auffraßen, und auf nichts dachten, als wie sie ihre viehischen Begierden befriedigen konnten, wurden noch vor

dem Ende eben dieses Jahrhunderts Muster aller gesellschaftlichen und christlichen Tugenden.

Ihr Land, welches sich auf vier bis fünfhundert Meilen von dem See Carayes an, wo der Paraquay entspringt, bis an den Ort erstreckt, wo er in den Uraquay stürzt, ward zwar auch im Anfange mit dem Blute von mehr als 20 Glaubenspredigern und 100 Neubekehrten, welche man aus Haß des christlichen Namens mit ihren Hirten ermordet hatte, befeuchtet; aber es brachte dafür die ergiebigsten Früchte des Heiles.

Schon im Anfange unsers Jahrhundertes zählte die Christenheit in Paraquay wenigstens 40 große Dorfschaften, welche man Reduktionen nennt, jede von vier bis sechstausend Seelen, so daß die Mission der Guarranis, oder des eigentlichen Paraquay, sammt den Missionen der Moxas und Chiquiten, an die 300,000 Indianer enthielten, die sich dem Gesetze des Evangeliums unterworfen hatten, dem sie mit einem den Christen der ersten Zeiten ähnlichen Eifer nachlebten. Wir dürfen uns hierinfalls nur auf das Zeugniß des berühmten Muratori berufen, welches er in seinen Nachrichten über den glücklichen Zustand des Christenthumes in den Missionen von Paraquay niedergelegt hat p).

Würde es uns der Raum erlauben, mit Vergnügen würden wir das schöne Bild der Christenheit in Paraquay ganz darstellen; aber so können wir davon nur einige Züge anführen, wir werden darin eine treffende Zeichnung der ersten Kirche finden, wo auch, wie aus den Briefen des heiligen Paulus ersichtlich ist, nicht alle Gläubige untadelich waren. Konnte man nicht allen Fehlern vorbeugen, so suchte man wenigstens ihre unseligen Folgen zu verhindern.

Um gute Ordnung handzuhaben, wählte man in jeder Dorf- oder Völkerschaft einige der ältern Christen, welche

p) Relats par Muratori. C. 7. p. 94.

unter dem Namen Regidors die Stelle der Sittenrichter vertreten. Läßt sich Jemand auf einer bösen That, z. B. wider die Reinigkeit, betreten, so befiehlt der Regidor dem Straf-baren ein Bußkleid anzuziehen, und führt ihn in die Kirche, um Gott öffentlich um Verzeihung seiner Sünde zu bitten. Hierauf geht er mit ihm auf den öffentlichen Platz, wo ihm eine der Größe seines Fehlers angemessene Züchtigung, die in einer Tracht Schläge besteht, zugetheilt wird.

Gemeiniglich küßt er dem, der ihn bestrafet hat, die Hand mit den Worten: „Gott wolle es dir vergelten, daß „du mich durch diese gelinde Züchtigung ewigen Peinen, die „ich für meine Bosheit verdienet hätte, entrissen hast.“ Selten ergibt sich ein Wiederfall. Was aber noch mehr zu bewundern ist, so eilen die, die eine ähnliche Sünde in Geheim begangen haben, herbei, klagen sich selbst an, und bitten inständig, man möchte ihnen eben so eine Buße auflegen.

Um ihnen zugleich eine tiefe Ehrfurcht gegen Alles, was zum Dienste Gottes gehört, einzuflößen, sorgten ihre Hirten dafür, daß die Kirchen so prächtig, als nur möglich, ausgezieret und unterhalten wurden; heut zu Tage sind sie so schön, daß sie auch dem Auge eines Europäers nicht mißfallen könnten. Die Gebäude und die Verzierungen derselben sind die Arbeit der Landeseingebornen. Diese Leute, welche vorher nur mit dem Bogen und Streitkolben umzugehen verstanden, wissen nun den Pinsel und Meißel mit solcher Geschicklichkeit zu führen, daß sie nicht selten den Europäern den Vorzug streitig machen würden.

Nicht weniger Anlage haben sie zur Musik, und in jeder Gemeinde ist eine Bande von Tonkünstlern angestellt, welche die schwersten Stücke mit Beifall aufführen. Die Hochachtung, welche sie für die Musik und noch mehr für den Altardienst tragen, ist Ursache, daß sichs die Kinder der Kapitäne zur größten Ehre rechnen, eine Stelle unter den

Sängern oder Altardienern zu erhalten. Kurz, sie sind in allen bei den Europäern üblichen Instrumenten bewandert, welche sie noch überdem alle selbst zu verfertigen wissen.

Was aber vor Allem Bewunderung verdient, ist ihre Frömmigkeit und unverdrossene Gegenwart an der heiligen Stätte. Neben den gewöhnlichen Andachtsübungen versammeln sich alle Morgen, kaum da es taget, die Kinder in der Kirche, wo sich die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite stellen, chorweise ihr Morgengebeth verrichten, und dann einen Auszug der christlichen Lehre hersagen. Nach Sonnen-Aufgang wird die heilige Messe gelesen, von welcher Niemand ohne wichtige Ursache wegbleiben darf. Am Abend katechisirt man die Kinder, hernach gibt man mit der Glocke das Zeichen, worauf alle sich zur gemeinschaftlichen Abendandacht in der Kirche versammeln.

Alle Samstag ist musikalische Messe zur Ehre der seligsten Jungfrau, und nach dem Rosenkranze singt man die Litanei, welcher das Gebeth für die Verstorbenen folgt. Am Sonntage werden vor dem Gottesdienste die Einsegnungrn der Verlobten gehalten, und zwar mit der größtmöglichen Feierlichkeit, um bei ihnen einen hohen Begriff von dem heiligen Sakramente der Ehe zu erhalten. Eine ganz besondere Andacht tragen diese unschuldigen Seelen gegen das heiligste Altarssakrament, und fast alle genießen das Brod der Engel jedes Monat, die mehrern jede Woche und einige noch öfter.

Da die Missionäre ihre Unterweisungen gewöhnlich mit einer Uebung der Reue beschließen, worin die kräftigsten Beweggründe des Schmerzens ausgedrückt sind, so ertönt dabei die Kirche vom Seufzen und Weinen, und die guten Leute, voll des heiligen Zornes wider sich selbst, unterwerfen sich aus freiem Antriebe den größten Strengheiten. Sie vergießen auch in der Beicht häufige Thränen über Fehler, von

denen man mit Grunde zweifelt, ob sie genugsamen Stoff zur Lossprechung gewähren.

Sie bringen gemeiniglich ihre Tauf-Unschuld mit sich ins Grab; so einen Abscheu vor der Sünde haben die vielfältigen und salbungsvollen Predigten, und die unermüdete Wachsamkeit der Missionäre diesen Wilden eingeflößt. Väter und Mütter wiederholen stets ihren Kindern die Lehren ihrer Hirten, und geben sich alle Mühe, dieselben zu guten Christen zu bilden, zu welchem Ende sie sich selbst ihnen als lebendige Muster aller Tugenden darstellen. Vorzüglich hoch achten sie die Reinigkeit, und man hat schon öfter zarte Mädchen gesehen, die lieber sterben, als einem Verführer auch nur die geringste Freiheit gestatten wollten, etwas zu thun, was der Schamhaftigkeit zuwider wäre.

In dem Innern der Familien ist Alles darauf eingerichtet, der Jugend kindliche Furcht und Liebe Gottes, das innigste Gefühl der Hochachtung für die Religion und Sittlichkeit recht tief ins Herz zu legen. Sie leben alle nach dem schönen Urbilde der ersten Christen, wie Brüder und Schwestern in Jesu Christo zusammen, und scheinen nur ein Herz und eine Seele zu haben. Sie sind leutselig, verträglich, friedsam, freundlich und so liebreich, daß sie sich selbst die nothwendigsten Lebensbedürfnisse versagen, um einem Elenden beizuspringen.

Sie nehmen die Fremden mit der zuvorkommendsten Gastfreundschaft auf, noch mehr verdoppelt sich ihre Liebe in Rücksicht der Heiden. Kommt einer in die Reduktion, so wird er mit Aeußerungen der aufrichtigsten Freundschaft und unter freudigem Zurufe empfangen. Man wetteifert, ihn zu beherbergen, zu kleiden, zu beschenken; und will er sich in der Dorfschaft niederlassen, und den Glauben annehmen, so wird ein öffentliches Freudenfest gefeiert, und Alles ist in Thätigkeit, ihm eine bequeme Wohnung, und, was sonst

immer zu einem angenehmen Lebensunterhalte erforderlich ist, zu verschaffen.

Nicht weniger musterhaft war die bürgerliche Verfassung von Paraquay entworfen. Da das Volk keine Bedürfnisse kannte, so war es das reicheste und glücklichste auf Erden. Es genoß eine Freiheit, die nur die Gesetze beschränkten; es hatte Ueberfluß an Lebensmitteln, gesunde, reinliche, mit allen Bedürfnissen versehene Wohnungen, in ihren zahlreichen Gemeinden herrschte Eintracht, Friede, Freundschaft. Zwar war es dem Könige von Spanien unterworfen, aber die Vortheile dieser Unterwürfigkeit wogen die scheinbare Bürde derselben unendlich auf.

Jede Reduktion beherrschte sich selbst als eine wahre Republik. Ihre Obrigkeiten waren die von dem Statthalter der Provinz ernannten Corregidori, welche alle erforderliche Gewalt hatten, um gute Ordnung im Lande zu erhalten, und aus den Eingebornen genommen werden. Die übrigen Magistratspersonen, die Alkaldi, welche die peinliche, und die Caziquen und Kapitäne, welche die bürgerliche Gerichtsbarkeit ausüben, wählte das Volk alle Jahre selbst.

Die jährlichen Anlagen, welche der König erhob, waren ein Piaster oder Thaler auf einen Kopf. Davon waren aber alle Weiber, alle junge Personen unter 20, und alle alte über 50 Jahren ausgenommen. Nur müssen sie in Kriegszeiten für den König ins Feld ziehen, und sich zur Befestigung der Plätze gebrauchen lassen, das sie sich gerne gefallen ließen.

Jede Haushaltung hatte ihr Stück Landes, das die ganze Familie reichlich ernährte. Bei den vielen Flüssen und Seen fehlt es ihnen auch nicht an Fischen und Wasservögeln; ihre Wälder liefern das beste Wild, und ihre unermeßlichen fetten Wiesen wimmeln von Rindern und Pferden, die aus Europa dahin verpflanzt, nun alle wild umherlaufen. Ueberall

wachsen ohne menschliche Pflege die schmackhaftesten Früchte. In jedem Dorfe fanden sich Weber; und die Weiber haben nähen, spinnen, sticken und die nöthigen Schneiderarbeiten gelernet, um das Volk anständig zu kleiden, worin sie von ihren Aposteln selbst, so wie im Glauben, Unterricht erhielten.

Zum Stücke Landes gab man jeder Haushaltung aus dem allgemeinen Vorrathshause das Samenkorn, mit dem Bedinge, das empfangene Maaß nach der Aernte wieder dahin einzuliefern, und ein Paar Ochsen, um das Feld zu bestellen. Da aber die Indianer von Natur faul und nachlässig sind, so waren über alle diese ländlichen Beschäftigungen Männer von geprüfter Thätigkeit aufgestellt, die dafür sorgten, daß alle ihr Feld fleißig anbauten, und das Vieh in gutem Stande erhielten, und das eingesammelte Getreid sorgfältig aufschütteten und verwahrten.

Indeß ging doch in manchem Hause das Getreide zu früh aus, oder es traten Krankheiten und andere Unglücksfälle ein, die Armuth und Mangel nach sich ziehen. Um nun in solchen Fällen dem Bettel, der nicht geduldet wurde, und dem Stehlen vorzubeugen, hat man die Anstalt getroffen, daß ein großer, und zwar der beste Theil des Landes gemeinschaftlich angebauet wurde. Dieß hieß man Gottes Gut.

Alles was darauf an Getreid, an Hülsenfrüchten, an Baumwolle gewonnen wurde, kam in die gemeine Vorrathskammer, und wurde an Arme, Kranke und Waisen vertheilt. Aus derselben Kammer wurde auch die jährliche Kopfsteuer, um die sich die wenigsten bekümmerten, erleget, und das Proviant für die Soldaten gezogen, die zuweilen ins Feld rücken mußten, und dem Könige keinen Thaler kosteten.

Die Vortheile, welche die Gemeinschaft der Güter gewährt, sind unschätzbar. Dadurch erhält sich die Gleichheit der Stände. Alle Christen von Paraquay waren daher arm,

ohne doch Noth zu leiden. Sie hatten weder Gold noch Silber, ihr glückliches Land bringt diese gefährlichen Metalle nicht hervor, dafür aber alles Andere, was nöthig und wahrhaft nützlich ist, und das Leben angenehm machen kann.

Eiserne und stählerne Werkzeuge verschafften sie sich nach Art der ersten Erdbewohner durch den Tauschhandel. Sie besaßen beinahe nichts Eigenes, und doch waren sie reich genug, um im Fall eines Mißwachses oder einer Viehseuche andere Gemeinden oder Reduktionen so reichlich zu unterstützen, als es vielleicht manche europäische Staaten nicht vermögen.

Um das Volk anständig zu kleiden, wofür dasselbe ganz gleichgültig war, hatte man mitten in jeder Reduktion nahe am Missionshause ein geräumiges Gebäude für die verschiedenen Handwerksleute angelegt. Hier wurde durch eigene Leute, meistens durch das weibliche Geschlecht, die Wolle verarbeitet, und die nothwendige Kleidung für alle Glieder der Reduktion verfertigt. Im Mittelpunkte von Paraquay wurde auf gemeine Kosten aller Reduktionen eine Apotheke unterhalten, daher sie alle die nöthigen Arzneien bezogen.

Um aber die Christen gegen die noch wilden Völker und besonders gegen die Mameluken zu schützen, errichtete man in jeder Reduktion einige Kompagnien Fußvolk und Reiterei, nach dem Muster der spanischen Truppen, die es bald in allen militärischen Uebungen so weit brachten, daß sie es mit jedem Feinde aufzunehmen im Stande waren, und oft die glänzendsten Siege erfochten.

Ja die spanische Herrschaft über diese unermeßlichen Strecken von Chili und Peru bis an Brasilien hatte keine stärkere Stütze, als die christlichen Völker, welche sich daselbst niedergelassen haben, und der lange ruhige Besitz die-

ses Landes war offenbar nicht ein Wunder der spanischen Politik und Tapferkeit, sondern der christlichen Religion.

Nachdem die eifervollen Missionarien eine in jeder Rücksicht so bewundernswürdige Christenheit herangezogen hatten, begnügten sie sich damit noch nicht, diese allein zu pflegen, und in der Vollkommenheit mit jedem Tage weiter zu führen. Sie hörten nicht auf, immer neue Eroberungen zu machen, und neue Reduktionen zu bilden. Dieß gelang ihnen jetzt um so leichter, nachdem die ersten Schwierigkeiten besieget waren. Der blühende Zustand so vieler christlicher Gemeinden, und die in ihrer Mitte herrschende Glückseligkeit selbst, rührte die benachbarten, noch wilden Völker. Sie konnten den Stiftern derselben ihre Hochachtung nicht versagen. Selbst jene, die das Evangelium eben nicht annahmen, verehrten doch die Prediger desselben, weit entfernt, sie zu mißhandeln, oder auf ihr Leben Anschläge zu machen. Andererseits hatten sich die Christen selbst durch ihre Anzahl sowohl als durch ihre Siege den Barbaren furchtbar gemacht.

Doch gab es immer noch Gefahren und Arbeiten genug, welche jeden, der kein Apostel ist, abschrecken könnten, sich der Pflege so zahlreicher Gemeinden zu widmen. Denn eben diese Arbeiter, welche je zwei und zwei, als Hirten und Väter für fünf- bis sechstausend, zuweilen für acht- und zehntausend Neubekehrte zu sorgen, Morgens und Abends das Volk in der Kirche zu versammeln, täglich an die tausend Kinder zu katechisiren, zahlreiche Täuflinge zu unterrichten, den Vieh- und Feldhirten ihre geistliche Dienste zu leisten, jeden Festtag eine große Menge Beicht zu hören, die Kranken zu besuchen, die Schulen zu besorgen hatten; diese Arbeiter, sage ich, wagten bei allen diesen Geschäften immer noch apostolische Streifzüge in die Länder der Ungläubigen, um da die verlorensten Schafe aufzusuchen, doch

so, daß immer einer für die Pflege der Einwohner im Dorfe zurückblieb.

Ließ sich eine Hoffnung blicken, irgend eine wilde Horde für den Glauben zu gewinnen, so machte sich der eine der Missionarien, sein Brevier unter dem Arm, und seinen Stab oben mit einem Kreuz in der Hand, auf den Weg. Gegen dreißig Neubekehrte begleiteten ihn, theils als Dolmetscher, theils als Führer und Gehilfen, um ihm durch Moräste, über reißende Ströme und durch dicht verwachsene Wälder den Weg zu erleichtern. Oft mußte man 30 bis 40 Meilen machen, mit der Axt in der Hand, ehe man einen Wohnort der Ungläubigen antraf. Oft gingen dann die Lebensmittel aus, und man mußte mit dem ungewissen Ertrage der Jagd, mit Wurzel und wilden Früchten sich behelfen.

Gewöhnlich wurde man von den Wilden mit Pfeilen empfangen, bis man sie vollkommen überzeugte, daß die angekommenen Fremden in friedlichen Absichten kommen, und nur ihr Bestes suchen. Dann näherte sich der Cazique, grüßte sie nach seiner Art, und fragte sie um den Beweggrund ihrer Reise. Der Missionär antwortete hierauf: er komme von Gottes Seite, des Schöpfers und Heilandes aller Menschen, um ihnen den Weg zum Himmel und zur höchsten Glückseligkeit zu zeigen; und theilte einige Kleinigkeiten unter sie aus, um ihre Herzen zu gewinnen. Indeß vertheilten sich seine Reisegefährten unter die Ungläubigen, und versicherten sie, daß man ihnen nicht ihre Freiheit zu rauben, sondern das Leben ihnen angenehmer zu machen suche. Sie führten sich selbst zum Beispiele der Glückseligkeit auf, welche das christliche Gesetz gewährte.

Diese augenscheinlichen Beweise, und vornehmlich die Gnade, welche den Barbaren zum Herzen redete, machte Eindruck, und bald entschlossen sie sich zu Hunderten und Tausenden das Evangelium anzunehmen. Waren ihrer sehr

viele, so errichtete man eine neue Reduktion; waren es aber nur gegen zwei- bis dreihundert, so nahm man sie in eine der schon errichteten Dorfschaften auf, wo sie im Christenthume unterrichtet und zur Taufe vorbereitet wurden.

Oft machten die Neubekehrten selbst solche Apostel. Mit ihren Caziquen an der Spitze durchstreiften sie nahe und ferne Gegenden, suchten die Ungläubigen auf, und predigten ihnen das Evangelium. Um Gottes Gnade zu erhalten, empfingen sie vor ihrer Abreise die heiligen Sakramente, die nothwendigen Verhaltungsbefehle und den Segen der Missionäre. Sie scheuten dabei keine Mühseligkeiten und Gefahren, ja sie wünschten nichts sehnlicheres, als ihre Arbeiten mit der Marterkrone belohnt zu sehen, ein Wunsch, der oft in Erfüllung ging. Der Himmel segnete diese apostolischen Unternehmungen, und selten kehrten diese eifrigen Prediger zurück, ohne eine große Anzahl Ungläubiger mit sich zu bringen.

Ein anderer Kunstgriff dieser frommen Christen, um Seelen Jesu Christo zu gewinnen, bestand darin, daß sie den Wilden jene Kinder abkauften, welche diese bei ihren Kriegen gegen andere Wilde zu Gefangenen und zu Sklaven machten. In dieser Absicht brachten sie ihnen Getreid und andere Erzeugnisse ihres Fleißes, und handelten dafür diese Kinder ein. Die Vornehmsten der Gemeinde sorgten für die Knaben. Die Mädchen gab man auferbaulichen Weibern, welche im Christenthume am besten bewandert waren. Alle wurden mit den Kindern der Christen gekleidet und unterrichtet, und am Tage ihrer Taufe erhielten sie mit der christlichen Freiheit der Kinder Gottes auch ihre körperliche Freiheit, und von nun an machte man zwischen ihnen und den andern Christen keinen Unterschied mehr.

Endlich beförderte die Großmuth der Neubekehrten die Fortpflanzung des Evangeliums, besonders durch ihre unbegränzte Freigebigkeit. Wollte man eine Reduktion stiften,

so nahmen es die Einwohner der alten auf sich, die neuen Ansiedler mit allen Bedürfnissen, besonders mit Vieh und Leuten zu versehen, die sich auf den Ackerbau, die Viehzucht und allerlei Handwerke und Künste verstanden, so daß sich der neue Pflanzort in kurzer Zeit auf dem Fuße befand, auf dem sich die alten befanden.

Wie Vieles könnte man noch zum Lobe dieser wahrhaft frommen Christen erzählen; mit welcher Andacht sie die hohen Festtage feiern, wie sie Alles aufbiethen, bei großen Feierlichkeiten, Bittgängen u. s. w. die Kirchen, ihre eigenen Häuser und selbst die öffentlichen Straßen zu verzieren; mit welcher Liebe und Ehrfurcht sie ihren geistlichen Vätern, vorzüglich ihren Oberhirten, den Bischöfen, zugethan sind; endlich wie sie sich immer durch Treue und Gehorsam gegen ihren Monarchen ausgezeichnet haben.

Wer hat nun diese Wilden so gebildet, und in ganz neue Menschen umgeschaffen? War es nicht die Kraft des Evangeliums, welches die Väter der Gesellschaft Jesu ihnen zuerst verkündet, und unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten, nicht nur mit ihrem Schweiße, sondern auch mit ihrem Blute angepflanzet haben. Allein es scheint leider! man habe es in unsern Tagen vergessen, was diese Väter zur Ehre Gottes, zum Heile der Seelen und zum Wohle der Kirche sowohl als der Staaten gethan haben.

Es ist weit unter der Würde einer Geschichte, zu erwähnen der kindischen Mährchen, mit welchen die Verläumder der Missionäre in Paraquay ihre Schmähschriften angefüllet haben. Welch ein vernünftiger Mensch wird z. B. die alberne Fabel glauben von dem König Niklas, von den reichen Gold- und Silberminen in einem Lande, wo man bisher, wie es weltkundig ist, noch keine Spur von einer Erzgrube hat entdecken können?

Wer wird glauben die Plane, welche die Jesuiten wi-

der ihren rechtmäßigen Monarchen sollen angelegt haben, um die weltliche Oberherrschaft in diesem Lande an sich zu reißen? Es ist ja erweislich, daß eben diese Indianer, der Krone Spaniens wenigstens damals mit unverbrüchlicher Treue ergeben, für dieselbe öfter als einmal die Waffen ergriffen und Wunder der Tapferkeit gethan haben. Wir dürfen uns zur Steuer der Wahrheit nur auf eine sehr ruhmvolle und vortheilhafte Verordnung berufen, welche König Philipp V. im Jahre 1716 zu Gunsten dieser seiner tapfern und getreuen Unterthanen erlassen hat.

Wer sind aber diejenigen, die nicht erröthen, das schöne Abbild der ersten Christen, nämlich die eifervolle Christenheit von Paraquay und ihre apostolischen Hirten zu lästern? Sind es nicht offenbare oder heimliche Feinde unserer Kirche, Sektirer, und von ihnen besoldete Skribenten, die noch heut zu Tage ihren Haß gegen die schon längst erloschene Gesellschaft Jesu nicht verbergen können? Genug, die Paraquayssen sind von den Jesuiten zu guten Christen und getreuen Unterthanen gebildet worden. Was sie aber jetzt sind, und wenn gegenwärtig in ihrem Lande auch der Geist der Empörung um sich gegriffen hat, sind daran wohl die Jesuiten schuld?? —

Es ist doch wohl bekannt, daß sich die Sektirer alle Mittel erlauben, um der guten Sache zu schaden, oder sie doch verdächtig zu machen. Davon gibt uns Frankreich wieder einen Beweis. Zwei angesehene Prälaten, die Bischöfe von Lucon und Rochelle hatten einstimmig einen Hirtenbrief verfasset, worin sie das berufene Buch: Quesnells sittliche Betrachtungen über das neue Testament verdammten.

Der Erzbischof von Paris Hr. von Noailles glaubte sich durch diese Verdammung höchlich beleidigt, weil er das Buch genehmigt hatte; er fand noch Theilnahme von einigen andern Bischöfen, welche der Meinung waren, durch diese

Verdammung sey die Ehre des ganzen bischöflichen Standes angegriffen. Was that er also? Er verdammte nicht nur den Hirtenbrief, und verboth die Lesung desselben in seiner Diözese, sondern machte sogar noch den Bischöfen Vorwürfe, daß sie in ihrem Pastoralschreiben die Irrthümer des Bajus und Jansenius aufwärmten. Selbst den König verdroß das zweideutige Benehmen und die Hartnäckigkeit, mit welcher der Erzbischof ein von dem heiligen Stuhl verdammtes Werk in Schutz nahm.

Die zwei Bischöfe, deren Beispiel noch ein dritter, nämlich der Bischof von Gap folgte, welcher ebenfalls die sittlichen Betrachtungen verdammte, wendeten sich nach Rom. Sie fanden Gerechtigkeit bei diesem Richterstuhle, und der Erzbischof, welcher zu gleicher Zeit dahin geschrieben hatte, mußte zu seinem größten Verdruße sehen, wie ihr Hirtenbrief belobet und genehmiget wurde, indeß er auf sein Schreiben nicht einmal eine Antwort erhielt.

Sonderheitlich und unerklärbar blieb immer das Betragen dieses Prälaten in dieser Sache zum Beweise, wie wehe es der Eigenliebe thut, wenn man einen Fehltritt zurücknehmen soll. Doch kann man nicht läugnen, daß er zu seinem Unglücke von den Jansenisten mißbraucht wurde, welche unabläßlich darauf lauerten, wie sie die natürliche Aufrichtigkeit seines Charakters überlisten konnten. Daraus läßt sich die Unbeständigkeit erklären, der zufolge er bald versprach, das Buch zu verdammen, bald wieder sein Versprechen zurücknahm, und überhaupt die Sache in die Länge hinauszuziehen suchte.

Endlich wurde der König dieser immerwährenden Zögerungen müde, und erklärte dem Erzbischofe gerade heraus, daß man die Sache nach Rom bringen und von daher eine endliche Entscheidung verlangen wolle. Mehrere Bischöfe waren mit dem Verlangen des Monarchen einverstanden,

und selbst Herr von Noailles gab solche Aeußerungen von sich, daß man glauben konnte, auch er sey diesem Vorhaben nichts weniger als abgeneigt. Demnach ließ nun der König den päbstlichen Stuhl zu einem feierlichen Endurtheil auffordern, um den so lange dauernden Streitigkeiten und den daraus hervorgehenden Aergernissen einmal ein Ende zu machen. Dem Kardinal von Tremouille, französischen Gesandten in Rom, ward aufgetragen, dieses Geschäft zu unterhandeln.

Der Pabst von gleichem Eifer für die Reinigkeit des Glaubens beseelt, wie der allerchristlichste König, willfuhr sogleich seinen Wünschen, und setzte eine auserlesene Kongregation zu diesem wichtigen Geschäfte nieder, welche aus den ansehnlichsten Kardinälen, den berühmtesten Theologen und Rechtsgelehrten gewählet war.

Nun wurde dem Herrn von Noailles bange, und er hatte schon, um sich größere Schande zu ersparen, den Entschluß gefaßt, die sittlichen Betrachtungen zu verdammen. Allein ein paar listige Betrüger von der Sekte brachten ihn bald wieder auf andere Gesinnungen mit dem Vorgeben, es werde wohl nie eine päbstliche Konstitution zum Vorscheine kommen, und sollte dieß auch geschehen, so werde sie das nämliche Schicksal haben, wie das erst letzt vom Pabste in dieser Sache erlassene Breve, welches in Frankreich nicht angenommen worden sey.

So brauchten diese Sektirer noch viele andere Ränke, um sich durchzuhelfen. Sie waren unverschämt genug, selbst den Dauphin als einen Gönner ihrer Partei anzurühmen, wollten durch List und Trug auch die Jesuiten ins Spiel hineinziehen, und ermangelten nicht, auch den andern Rechtgläubigen Verdruß zu machen. Allein man kam ihren Betrügereien überall auf den Grund, und die Schande fiel auf sie selbst zurück.

Indeß ging die Untersuchung ihren ordentlichen Rechts-

gang fort, und endlich erschien den 8. September 1713 die weltbekannte Konstitution oder Bulle, welche sich mit den Worten: Unigenitus Dei filius anfängt. Darin wird das Werk des P. Quesnell mit der Aufschrift: Das neue Testament in französischer Sprache mit sittlichen Betrachtungen ꝛc. verdammet als ein Buch, das hundert und einen Satz enthalte, welche in Bezug auf den Zusammenhang falsch, verfänglich, übel lautend, für fromme Ohren anstößig, nicht für die Kirche allein, sondern auch für die weltlichen Mächte beleidigend, aufrührerisch, ruchlos, gotteslästerlich, irrig und der Ketzerei verdächtig wären, nach Ketzerei röchen, Ketzer, Ketzereien und die Spaltung begünstigten, an die Ketzerei gränzten, schon öfter gebrandmarket worden, endlich ketzerisch wären, und verschiedene Ketzereien, vornehmlich jene erneuerten, die schon in den berüchtigten Sätzen des Jansenius in dem Sinne genommen, in welchem sie verdammet wurden, enthalten sind.

Dann wird allen Gläubigen des einen und des andern Geschlechtes verbothen, über diese Sätze anders, als in der Konstitution stünde, zu denken, zu reden, oder sich auszudrücken, so zwar, daß ein Jeder, welcher diese Sätze, oder einen aus ihnen, alle insgesammt, oder nur einzelne lehren, vertheidigen, herausgeben, oder auch nur nach Art eines Schulstreites heimlich oder öffentlich aus einer andern Absicht, als sie zu bestreiten, davon handeln sollte, sich schon durch die That allein ohne weitere Erklärung die geistliche Zensuren und andere für ähnliche Fälle in den Rechten bestimmte Strafen zuzöge.

„Uebrigens," fügt der heilige Vater bei, „wollen wir „durch diese ausdrückliche und besondere Verdammung auf „keine Weise gut geheißen haben, was etwa sonst noch in „dem Buche enthalten ist, um so weniger, da wir bei der „angestellten Untersuchung mehrere andere Sätze wahrgenom-

„men haben, welche mit denen, die wir bei dieser Gelegen-
„heit verdammen, viele Aehnlichkeit und Gleichheit haben,
„und mit eben denselben Irrthümern angestecket sind.“

„Zudem finden sich die Menge darin, die den Ungehor-
„sam und Aufruhr begünstigen, welche sie unter dem betrüg-
„lichen Namen der christlichen Geduld empfehlen. Endlich
„was in diesem Werke noch unerträglicher fällt, so ist der
„geheiligte Text des neuen Testamentes gar oft auf eine
„höchst sträfliche Weise verfälschet, und man hat es sogar
„gewagt, den natürlichen Verstand desselben zu verdrehen, und
„dafür einen fremden, oft gefährlichen Sinn zu unterschieben.“

„In Rücksicht dieser Ursachen,“ schließt der heilige Vater,
„verbiethen und verdammen wir in Kraft der apostolischen
„Gewalt das erwähnte Buch unter welch einer Aufschrift,
„oder in welch einer Sprache es je gedruckt worden ist, oder
„gedruckt werden mag, in welcher Auflage oder Uebersetzung
„es immer erschienen ist oder künftig erscheinen sollte, als
„ein Werk, das recht dazu gemacht ist, die Seelen durch
„glatte Worte und scheinheilige Süßigkeiten, oder wie der
„Apostel sagt, durch Segnen, d. i. unter dem Anscheine eines
„salbungsvollen Unterrichts zu verführen.“

„Wir verdammen zugleich alle andere Schriften und
„Bücher, welche zur Vertheidigung dieses schädlichen Werkes
„bisher geschrieben oder gedruckt worden sind, oder etwa,
„welches Gott verhüte, zu diesem Ende in Zukunft gedruckt
„werden sollten. Wir verbiethen allen Gläubigen unter der
„Bannstrafe, in die man schon durch die Uebertretung dieses
„unsers Verbothes ohne weitere Erklärung verfällt, sie zu lesen,
„abzuschreiben, zu behalten oder Gebrauch davon zu machen.“

So verdammte Klemens XI. nach dem Beispiele des Konziliums von Konstanz, da es das Urtheil über die Irr-thümer des Wiklefs und Huß sprach, nicht jeden Satz Ques-nells insbesondere unter einem anpassenden Prädikate der

Verdammung, sondern alle insgesammt unter einer gewissen Zahl angemessener Prädikate, nicht als ließ sich jedes auf jeden Satz anwenden, genug daß unter allen 101 Sätzen keiner ist, der nicht wenigstens Eines dieser in der Zensur angesetzten Prädikate verdient hätte. Was brauchte es mehr?

Dieß war eben der kürzeste und sicherste Weg, die Gläubigen recht zu leiten, und von der Lesung eines so verderblichen Buches abzumahnen. Es ist hier der Ort nicht, alle diese Sätze wörtlich anzuführen; aber nur zur Probe, wie sich die Sektirer verstellen können, und wie Einer aus dem Munde des Andern spricht, sollen hier ein paar Beispiele stehen.

Man lese den vier und fünf und achtzigsten Satz, wo es heißt: Wenn man den Gläubigen das neue Testament aus den Händen reißet, oder es ihnen verschlossen hält, so ist es eben so viel, als man verschließe ihnen den Mund Christi. — Wenn man den Christen die Lesung der heiligen Schrift, besonders des Evangeliums verbiethet, so heißt dieß eben so viel als den Kindern des Lichtes den Gebrauch des Lichtes versagen wollen und machen, daß sie eine gewisse Art des Bannes tragen müssen. — Ist das nicht eben die Sprache unserer heutigen Aftermystiker, die durchaus haben wollen, man müsse allen unbedingt das Lesen der heiligen Schrift gestatten? —

Was könnte auf den ersten Anblick unschuldiger scheinen, als der ein und neunzigste Satz: Die Furcht einer ungerechten Bannstrafe soll uns nie verhindern unsere Pflicht zu thun. Aber liest man im Zusammenhange, so ist er wirklich zum Schimpfe der geistlichen Gewalt, und redet der Spaltung und Aufruhr das Wort, indem er, wie die Bulle sich ausdrückt, den abentheuerlichen Begriff von einer Verfolgung beibringt, welche man selbst im Schooße

der Kirche wider jene unter den Gläubigen ausübe, die in Erfüllung ihrer Pflichten mehr Muth als andere bezeugen.

Den Grundsätzen des P. Quesnell zufolge ist jede von dem Pabste oder den Bischöfen gefällte Bannstrafe ungerecht aus Ursache der widerrechtlich angemaßten Gewalt, sie zu verhängen. Dieß liegt klar in dem vorangehenden neunzigsten Satze, wo es heißt: der Kirche steht die Gewalt der Bannstrafen zu, damit sie dieselben durch die ersten Hirten mit Genehmigung des ganzen Körpers ausübe, welche Genehmigung sich wenigstens muß vermuthen lassen.

Man merke wohl die Worte: mit Genehmigung des ganzen Körpers, folglich auch der Laien. Wenn also die ersten Hirten diese Genehmigung nicht haben, so ist es in dem Sinne dieses Satzes unläugbar, daß sie sich der Gewalt der Bannstrafen widerrechtlich anmaßen, daß sie die nothwendige Gerichtsbarkeit dazu nicht haben, demnach ihre Bannflüche ungerecht und keineswegs zu fürchten sind. Dieß widerspricht doch offenbar der Lehre des Kirchenrathes von Trient q), woselbst die Meinung derer, welche die Schlüsselgewalt auf alle Glieder der Kirche ausdehnen, ein gottloser Irrthum genannt wird.

Doch wir wollen diese Anmerkungen nicht weiter ausführen r), und werden uns im Verfolge dieser Sache so kurz als möglich fassen. Wir wollten jedoch nichts verhehlen, was den Glauben guter Christen zu leiten nöthig ist, und dabei alle mögliche Schonung beobachten, die sich mit den wesentlichen Vortheilen der Kirche verträgt.

---

q) Sess. XIV. C. 3. de Poenit.

r) Sämmtliche 101 verdammten Sätze aus Quesnells sittlichen Betrachtungen sind vollständig zu lesen in dem Werke: Apparatus omnigenae Eruditionis ad Theologiam etc. Opera Franc. Ant. Zachariae. S. 298—318.

# Fünf und achtzigstes Buch.

## Von der Bekanntmachung der Bulle Unigenitus im Jahre 1713 bis zum Tode Klemens XI. im Jahre 1721.

Auf das erste Gerücht einer wider das Buch des Quesnell erlassenen Bulle, ward die ganze Partei in Unruhe versetzt; aber noch größer war die Bestürzung des Erzbischofes von Paris, des Kardinals von Noailles. Er that nun zu spät, was er, um die Schande sich zu ersparen, früher hätte thun sollen, und gab ein Pastoralschreiben heraus, worin er erklärte, daß er, um sein Wort zu halten, das Buch der sittlichen Betrachtungen verdamme. Allein man konnte es dem Schreiben selbst ansehen, daß es dem wankelmüthigen Prälaten mit dieser Verdammung nicht gar sehr Ernst war.

Dagegen nahm der König die Bulle mit der größten Zufriedenheit auf, und war dafür besorgt, die Annahme derselben in seinen Staaten zu Stande zu bringen. Zu diesem Ende versammelte er den 16. Oktober 1713 eine beträchtliche Anzahl Bischöfe, die eben zu Paris anwesend waren. Die Mehrzahl derselben war geneigt, die Bulle anzunehmen. Allein die Gegenpartei säumte nicht, neue Ränke zu spielen, um die Entscheidung des heiligen Stuhles zu entkräften.

Besonders thätig zeigte sich der Kardinal Noailles. Er und mit ihm noch sieben andere Bischöfe arbeiteten der unbedingten Annahme der Bulle auf alle mögliche Weise entgegen. Sie erblödeten nicht, dieselbe als zweideutig, verfänglich darzustellen, demnach leicht fähig, gemeine Gläubige

in Irrthum zu führen. Darum machten sie den arglistigen Vorschlag, man solle der Annehmungsformel eine Vorerinnerung voranschicken, um den Schwierigkeiten zu begegnen, welche sich wider die Bulle erheben könnten.

Allein dieser das päbstliche Ansehen beleidigende Vorschlag ging nicht durch, was den Kardinal Noailles und seine Anhänger unendlich schmerzte. Man glaubte also einen andern Ausweg zu finden, unbeschadet der dem heiligen Stuhle gebührenden Ehrfurcht, wenn im Namen sämmtlicher Bischöfe ein Hirtenbrief gefertigt würde, worin die von den Quesnellisten angestrittenen Sätze sollten erläutert werden. Die mit diesem Geschäfte beauftragten Bischöfe entsprachen vollkommen und gewissenhaft ihrer Pflicht.

Das Pastoral-Schreiben, das sie verfasset haben, wird ein ewiges Denkmal bleiben von dem reinen Glauben, dem bescheidenen Eifer, von der umfassenden Einsicht, und von der ungeheuchelten Hochachtung gegen das höchste Oberhaupt der Kirche, wovon die Prälaten geleitet wurden. Sie erklärten, daß bei der Erlassung dieses Hirtenbriefes ihre einzige Absicht wäre: Den Gläubigen die Erkenntniß der Bulle zu erleichtern, und sie gegen die Mißdeutungen sicher zu stellen, durch welche übelgesinnte Leute den wahren Sinn der Bulle zu verdunkeln suchten. So drückte sich hierüber die Versammlung aus in dem Umlaufschreiben, welches sie hernach an alle Bischöfe des Reiches ergehen ließ.

Allein der Kardinal Noailles und seine Anhänger waren mit dem Pastoralschreiben nichts weniger als zufrieden, vielmehr erklärten sie, daß ihre Gesinnungen jenen der Versammlung ganz entgegen wären, und daß sie künftig ihren Berathschlagungen nicht mehr beiwohnen könnten. Das widersinnige Betragen dieser Prälaten erregte den gerechten Unwillen des Monarchen; doch er begnügte sich damit, daß

er ihnen bedeuten ließ, nach wie vor bei den Versammlungen zu erscheinen. Die Sache hatte nun wieder ihren Fortgang, ungeachtet der Widerstrebungen der Uebelgesinnten, und Kardinal Rohan, der bei der Kommission den Vorsitz hatte, ersuchte seine Kollegen, ihr Gutachten zu geben. Dann führte er in ihrem Namen das Wort und sagte, ihre Meinung wäre, daß die Versammlung folgende Erklärung thun möchte:

„Sie habe mit vieler Freude in der päbstlichen Konsti„tution die Lehre der Kirche anerkannt. Sie nehme die Bulle „Unigenitus, worin das Buch betitelt: Das neue Testa„ment ꝛc. verdammet wird, mit aller Ehrfurcht und Unter„werfung an. Sie verdamme eben dieses Buch und die 101 „daraus gehobenen Sätze auf eben die Art und unter den „Benennungen, unter welchen sie der heiligste Vater verdam„met hat.“

„Bevor die Versammlung auseinander gehe, würde sie „zur Vorschrift einen Hirtenunterricht aufsetzen, den alle ver„sammelten Bischöfe sammt der Bulle in französischer Ueber„setzung in ihren Diözesen verkünden sollten. Zudem würde „sie an alle Bischöfe des Reiches schreiben, und ihnen den „ganzen Erfolg ihrer Berathschlagungen nebst der Abschrift „ihres Hirtenunterrichtes mittheilen.“

Dieß hieß nun doch wohl die Bulle aufrichtig und unbedingt annehmen. Allein gegen eben diese Annahme sowohl, als gegen den Hirtenbrief kamen die Gegner wieder mit neuen Ränken und leeren Ausflüchten aufgezogen, was aber doch nicht hindern konnte, daß alle gut gesinnten Bischöfe, ihrer vierzig an der Zahl, die Bulle mit der vorgeschriebenen Form annahmen.

Der König ließ nun seinerseits auch ein königliches Patent fertigen, durch welches die Bekanntmachung der Bulle und die Unterdrückung des verdammten Buches, so wie der

zu seiner Vertheidigung ausgestreuten Flug- und Lästerschriften anbefohlen wurde. Der Hirtenbrief, wie das königliche Patent wurde nun in die Provinzen an alle Bischöfe abgeschickt, und fast überall mit Beifall aufgenommen. Es waren in ganz Frankreich nicht mehr als sieben Bischöfe, die sich für den Kardinal Noailles erklärten, und seinen unglückseligen Anhang verstärkten. Dagegen sah man eine Menge Hirtenbriefe erscheinen, die alle zu Gunsten der Konstitution übereinstimmten.

Der Erzbischof von Cambray war einer der ersten, der sich durch seinen Eifer und durch seine Beredsamkeit auszeichnete. Innigst gerührt über die Beschimpfungen, die man täglich dem heiligen Stuhle anthat, und über die Hartnäckigkeit, mit der man die verdammten Irrthümer vertheidigte, rief er in seinem Schreiben: „O römische Kirche, o heilige „Stadt! o du geliebtes und gemeinschaftliches Vaterland aller „wahren Christen! In Jesu Christo ist weder Grieche, noch „Scythe, weder Barbar, noch Jude, noch Heide, alle sind „Bürger Roms, jeder Katholik ist ein Römer. Aber woher „kommt es, daß so viele ausgeartete Kinder ihre Mutter ver„kennen, und sie wie eine Stiefmutter ansehen? O Kirche! „in welcher Petrus immer seine Brüder stärken wird, o wenn „ich je deiner vergesse, soll auch meine Rechte ihrer selbst „vergessen, meine Zunge soll an meinem Gaumen verdorren, „wenn du nicht bis auf den letzten Hauch meines Lebens der „Gegenstand meiner Lobgesänge bist!!“

Da er mit diesen zärtlichen Ergießungen seines gottseligen Eifers die Stärke der Beweise und die Richtigkeit der Beweisführung vereinigte, so zeigte er anschaulich, daß die Anhänger der neuen Irrlehre, ohne sich zu widersprechen, wider die Bulle, die von dem ungleich größern Theile der französischen Bischöfe angenommen, und von den übrigen Kirchen nicht bestritten worden, keine Einwendung machen

konnten, weil ihr eigenes Sektenhaupt zum unwidersprechlichen Grundsatze angenommen habe, daß jedes dogmatische Urtheil des heiligen Stuhles begleitet von dem ausdrücklichen Beifall eines beträchtlichen Theiles der Bischöfe nebst der stillschweigenden Zustimmung der übrigen, für ein unfehlbares Urtheil der ganzen Kirche zu halten sey.

Dieser Hirtenbrief, welcher gleichwohl von Uebelgesinnten als ein sophistisches Machwerk verschrieen wurde, war das letzte Werk von Wichtigkeit des berühmten Bischofes Fenelon. Er starb den 7. Jänner 1715 in den Armen seiner Schäflein, denen er bis an sein Ende ein Gegenstand der Freude und Erbauung war. —

Indessen gaben die Prälaten der Gegenpartei auch ihrerseits Hirtenbriefe wider das quesnellische Buch heraus. Sogar der Kardinal Noailles erließ unterm 25. Hornung 1714 ein Pastoralschreiben, worin er von eben diesem Werke wie von einem in seiner Diözese durchaus verdammten Buche sprach. Allein alle diese Pastoralschreiben trugen die unverkennbare Spur der Zweideutigkeiten an sich, es war darin keine Sylbe von der unbedingten Annahme der päbstlichen Bulle, vielmehr schienen sie, besonders das des Kardinals Noailles, den Irrthum und die Widersetzlichkeit zu befördern.

Es ist sich daher nicht zu wundern, wenn diese Pastoralbriefe von Rom nach Gebühr zensurirt, und der König aufgefordert wurde, diesen ärgerlichen Umtrieben ein Ziel zu setzen. Der Monarch selbst darüber aufgebracht, both willig seine Hand, er befahl die Unterdrückung dieser verfänglichen Hirtenbriefe, ihre Verfasser mußten unverzüglich in ihre Sprengel zurückkehren, und der Erzbischof von Paris durfte nicht mehr am Hofe erscheinen.

Indessen war es doch ein verdrießlicher Umstand, daß diese Hirtenbriefe, namentlich der des Kardinals Noailles, gerade zu der Zeit erschienen, da der König die Sorbonne

versammeln ließ, damit sie der Annehmung der übrigen gut gesinnten Bischöfe beitreten, und die Bulle einregistriren sollte. Es gab auch hier Widersprüche und man sparte keine Ränke, die Doktoren zum Ungehorsam zu verleiten.

Allein der Monarch brauchte Ernst, und so wurde endlich die Bulle durch die Mehrheit der Stimmen angenommen, und einregistrirt. Der Dekan der Fakultät machte den Schluß mit folgenden Worten bekannt: Die Fakultät ist der Meinung, man soll die Konstitution mit Ehrfurcht annehmen, und ins Register eintragen. Wie sehr muß also die Unverschämtheit befremden, mit welcher man in der Folge nach dem Tode Ludwigs XIV. diese Annahme und Einregistrirung hat abläugnen wollen!

Während dem Pabst Klemens XI. mit diesen verdrießlichen Streitigkeiten in Frankreich beschäftiget war, wendete er mit gleicher Sorgfalt sein Augenmerk auf die deutsche Kirche. Beinahe seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hatte der spanische Erbfolgekrieg bis daher fortgedauert. Endlich, da von beiden Theilen, nämlich von Frankreich auf einer und von Oesterreich auf der andern Seite mit abwechselndem Glücke war gekämpft worden, wurden die Friedensunterhandlungen zu Utrecht eingeleitet, dann zu Rastadt im Badenschen beendigt.

Die Protestanten gaben sich alle erdenkliche Mühe, die Gerechtsame ihrer Konfessions-Verwandten nicht nur zu sichern, sondern wohl auch zu erweitern. Besonders drangen sie darauf, daß der schon weiter oben erwähnte vierte Artikel des Ryßwicker Friedens sollte zurückgenommen, und sogar den Kalvinisten in Frankreich die nämlichen Rechte, deren sie sich vor dem Widerrufe des Ediktes von Nantes zu erfreuen hatten, wieder gestattet werden. Allein der König von Frankreich, so wie der Pabst setzten sich diesem Ansinnen mit Festigkeit entgegen, und die Protestanten konnten nicht durchdringen.

Der päbstliche Legat, Graf Passionei, der nachmals Kardinal wurde, benahm sich bei diesen Friedensunterhandlungen mit ausnehmender Klugheit, es gelang ihm, einige der Kirche von den Protestanten widerrechtlich entrissene Abteien und andere geistliche Güter ihnen wieder aus den Händen zu winden. Der Erzbischof von Köln, Joseph Klemens aus Baiern, wurde in alle seine Rechte, Güter und Ansprüche, die er als Bischof von Hildesheim hatte, wieder eingesetzt, so sehr sich auch der Herzog von Hannover bisher entgegengesetzt hatte. In jenen katholischen Städten und Orten, die Ludwig XIV. abtrat, wurden die Magistratsstellen nur Katholiken gegeben, und die Bischöfe und übrige Geistlichkeit im Genusse der Rechte und Einkünfte gelassen, die sie unter französischer Herrschaft besaßen. Auch die Kirchen von Lüttich und Trier erhielten durch die Verwendungen dieses römischen Geschäftsmannes viele Güter und Rechte wieder zurück.

Auf Befehl des Pabstes unternahm es Passionei, die Familie der Herzoge von Braunschweig und Lüneburg zu bekehren. Der Pabst selbst schrieb an diese Prinzen die rührendsten Briefe. Henriette Christine, die Tochter des Herzogs Ulrich, eine vollendete Prinzessin, und von den unbescholtensten Sitten, ergab sich ohne Anstand. Der Herzog, ihr Vater, gestattete sogleich die freie Ausübung der katholischen Religion. Er verabscheute selbst die Ketzerei von Herzen, ungeachtet sie ihn noch zurückhielt. Endlich durch die zärtlichen, vier Jahre fortgesetzten Ermahnungen des gemeinschaftlichen Vaters, und durch das Nagen seines Gewissens gedrungen, ergab er sich der Stimme des göttlichen Hirten. Sobald er sich katholisch sah, war seine Freude so groß, und sein Glaube so lebhaft, daß er oft sagte: zu seinem Glücke mangle nichts, als bald zu sterben. Er starb auch bald nach seiner Bekehrung, mit allen den Gesinnungen eines Gerechten.

Die Prinzessin Eleonore von Schwarzburg, eine andere Tochter dieses Herzogs, schon aufgeschreckt durch die Bekehrung ihrer Schwester, und noch mehr erschüttert durch jene ihres Vaters, wollte die Sache noch immer besser überlegen, als sie der Pabst bath, alle ihre Zweifel ihm vorzulegen. Die Beantwortung fiel so ganz zu ihrer Zufriedenheit aus, daß sie auf der Stelle in die katholische Kirche zurück trat, allen Eitelkeiten der Welt entsagte, und der Religion nicht weniger durch ihren erbaulichen Wandel, als durch ihr Ansehen und ihren Eifer nützte.

Die Ketzerei grämte sich über diese Siege der wahren Kirche, und suchte den jungen Herzog von Braunschweig dahin zu bringen, daß er wenigstens die Bewilligung seines Vaters zu Gunsten der katholischen Religion widerrufen möchte, in welcher Absicht sich sogar das Volk empörte. Aber Klemens **XI.** wendete sich an die Kaiserin Elisabeth, eine Nichte des verstorbenen Herzogs, und erhielt durch diese Vermittlung, daß der neue Herzog den Willen seines Vaters pünktlich vollzog.

Allein die Freude, welche der Pabst über diese Bekehrungen fühlte, wurde ihm durch so manche unangenehme Ereignisse dieser Zeit verbittert. Dahin darf man rechnen die Verdrießlichkeiten, in welche Klemens **XI.** wegen der sogenannten sizilianischen Monarchie (Monarchia sicula) verwickelt wurde. Die Könige von Sizilien behaupteten, daß sie vermöge einer im Jahre 1098 den 5. Juli vom Pabste Urban **II.** dem Grafen Roger **I.** verliehenen Bulle die ganze päbstliche Gewalt für immer in ihren Staaten auszuüben befugt seyen.

Der gelehrte Baronius hatte die Aechtheit dieser Bulle mit Gründen angestritten, und die Römer waren der festen Ueberzeugung, daß dieselbe entweder unterschoben oder doch wenigstens in der Folgezeit sey widerrufen worden. Und für-

wahr! wer muß nicht einsehen, wie ungereimt es sey, wenn ein weltlicher Fürst die höchste geistliche Gerichtsbarkeit in Händen haben sollte? Allein darum ließen sich die Könige von Sizilien in ihrem vermeintlichen Besitzstande nicht stören.

Der Bischof von Lipari hatte freilich einer unbedeutenden Ursache wegen einige Magistratspersonen exkommunizirt. Sie wandten sich an den obersten Gerichtshof, als die eigene Behörde dieser geistlichen Monarchie, und wurden losgesprochen ad Cautelam. Der Bischof ging nach Rom, und bekam das folgende Jahr 1712 von daher ein Kreisschreiben an alle Bischöfe Siziliens, des Inhaltes, daß nicht einmal die päbstlichen Legaten die Gewalt hätten, dergleichen Lossprechungen zu ertheilen, oder über die von den Bischöfen ergangenen Zensuren zu erkennen, indem dieses Recht dem Pabste vorbehalten sey.

So entspannen sich diese verdrießlichen Händel, und die Sache wurde noch ernsthafter, als im Jahre 1713 Viktor Amadeus, Herzog von Savoyen, das Königreich und den königlichen Titel von Sizilien übernahm. Gewöhnlich scheinen den Souverainen kleiner Staaten alle und jede Rechte einen übergroßen Werth zu haben. So schien auch den Ministern des neuen Regenten dieser geistliche Gerichtshof eine Sache von höchster Wichtigkeit, und sie beharrten fest auf dem Besitze desselben, obschon das Volk laut darüber sein Mißfallen bezeugt hatte, und sogar Unruhen entstanden waren.

Den 17. April 1714 erging im Namen des Königs ein Edikt, wodurch der römische Hof sich sehr beleidigt fand. Man trat zwar in Unterhandlungen; allein man konnte sich nicht vergleichen. Der Pabst wurde nun überdrüssig, hob durch eine Bulle vom 10. Hornung 1715 das Legationsrecht der sizilianischen Könige auf, und exkommunizirte die Richter und Beamten dieses Gerichtshofes. Dagegen legte der Generalprokurator des Königs am 20. März darauf in sehr

hochsprechendem Tone eine Appellation ein von dem übelberichteten an den besser berichteten Pabst, an den apostolischen Stuhl, und an alle die, an welche man nach den Kanonen sich wenden kann.

So verhielt es sich mit diesem Prozesse, als der König von Spanien, zu Folge eines Tausches, Sizilien in Besitz nahm. Dieser Monarch ließ durch seinen Minister in Rom neue Unterhandlungen einleiten, die einen bessern Erfolg hatten. Wurde auch dieser wirklich lächerliche geistliche Gerichtshof nicht ganz unterdrückt, so wurde er doch kräftig erschüttert, und in der Ausübung seiner angemaßten Rechte weislich eingeschränkt.

Diese Streitsache mit Sizilien war noch nicht am Ende, so war die Bulle Unigenitus fast überall in allen katholischen Ländern und Reichen mit Ehrfurcht angenommen worden. Besonders zeichneten sich die hohen Schulen von Douay, Löwen, Köln, und ganz vorzüglich Coimbra in Portugal aus. In den Bisthümern Lüttich, Hildesheim, Speyer, Würzburg, Regensburg und in vielen andern dieses Reiches war sie schon früher angenommen worden. Und bald war in Italien, Spanien, Deutschland und Polen keine Universität mehr, wo man nicht gleiche Gesinnungen gegen diese Bulle hegte.

Nur in Frankreich, wo sich die Jansenisten-Brut recht fest eingenistet hatte, gab es noch Widersacher, welche der Kirche den Gehorsam verweigerten, und mit Schmähschriften gegen den Pabst und die Bulle loszogen. Von dieser Art war die Schrift, welche unter dem glänzenden Titel: Zeugniß der Wahrheit, ans Licht kam, viel besser aber Zeugniß alles Lügenwerkes hätte benennet werden sollen, denn der Verfasser will behaupten, daß die Freiheit der französischen Bischöfe in den Versammlungen durch die königliche Gewalt sey beschränket worden, was selbst nach dem Zeugnisse des Basnage, eines Protestanten, offenbar Lüge ist.

So hatte er auch den durchaus falschen Satz aufgestellt, daß das Urtheil der Bischöfe erst dann seine völlige Gültigkeit habe, wenn auch die Zustimmung der Gläubigen damit sich vereiniget. So wäre also das Volk oberster Schiedsrichter in Glaubenssachen. Wie stünde es wohl dann mit der Einigkeit der Kirche!

Sehr ähnlich dem Zeugnisse, und von gleichem Inhalt war eine andere Schrift, betitelt: Die Hexapeln, worin der Bulle die Bibel und die Väter entgegen gestellt und Anmerkungen eingestreut waren, die offenbar dahin zweckten, die dem heiligen Stuhle gebührende Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu ersticken. Ueber beide dieser Schriften erging das verdiente Urtheil; sie wurden mit Schande gebrandmarket, und ihr Verkauf verbothen.

Indessen verharrte der Kardinal Noailles noch immer in seiner unbegreiflichen Widersetzlichkeit, mit welcher er die unbedingte Annahme der Bulle verweigerte. Der Pabst stellte daher an den König das Ansuchen, daß er den Kardinal nach Rom berufen, und ihn als ein Mitglied des heiligen Kollegiums vor seinen Richterstuhl fordern dürfte. Der Kardinal bekam Wind von diesem Vorhaben, und es ward ihm bange. Er versprach einen Hirtenbrief für die Annahme der Bulle; aber, obschon er zwei Hirtenbriefe nach einander den Prälaten zur Prüfung vorlegte, so that er doch in keinem Genüge, um das Oberhaupt der Kirche zufrieden zu stellen.

Endlich ward der Monarch müde der fortwährenden hinterlistigen Zögerungen, und nachdem so manche Versuche, Unterhandlungen u. s. w. ohne Erfolg waren, so glaubte er, in der Zusammenberufung eines Nationalkonziliums, den einzigen Ausweg zu finden, und endlich einmal die Widerspänstigen zum Gehorsam zu bringen. Der König ließ seinen Antrag dem Pabste eröffnen, und betrieb ihn mit einer solchen Zudringlichkeit, daß dieser bereits einzuwilligen schien;

obschon er die diesem Vorhaben entgegenstehenden Schwierigkeiten, und noch andere bedenklichere Folgen reiflich überlegt hatte. Man machte in Frankreich schon Anstalten zur Einberufung dieses Nationalkonziliums, und die Feinde der Konstitution wurden dadurch in große Verlegenheit gesetzt.

Allein in dem Plane der Vorsehung lag es ganz anders; der so lang erwünschte Friede der Kirche sollte noch nicht kommen. Ludwig XIV. erkrankte wider alles Vermuthen, und starb nach einem schmerzhaften Krankenlager am 1. September 1715 im 77sten Jahre seines Alters und im 72sten seiner Regierung, der längsten, die man je in Europa gesehen. Er bezeugte an dem Ende seines Lebens unter den größten Schmerzen eine wahrhaft heldenmüthige, christliche Geduld und gänzliche Ergebung in den Willen Gottes; öfter als einmal betheuerte er, er wolle in dem römisch-katholischen Glauben sterben, und er starb auch darin mit den Gesinnungen einer wahren und ungeheuchelten Gottseligkeit.

Er begehrte selbst die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung, und empfing sie mit dem lebhaftesten Glauben, und mit einer solchen Gegenwart des Geistes und Ruhe des Herzens, daß er selbst alle Arten der Tugenden erweckte, und alle Gebethe der Kirche beantwortete. Dem Herzoge von Orleans, als künftigen Regenten, empfahl er die Sorge für den Dauphin, der erst ein Kind von 5 Jahren war, mit väterlicher Zärtlichkeit. „Liebet und schätzet vor Allem die „Religion," sagte er zuletzt, indem er ihn umarmte, „außer „dieser ist nichts sicher auf der Welt."

Auch die übrigen Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte wollte er vor seinem Ende noch sehen, und er wußte jedem so viel Rührendes zu sagen, daß sie alle in Thränen zerflossen.

Den Hofherren und Offizieren dankte er für ihre Treue und Liebe, womit sie ihm gedient; empfahl ihnen gleiche Er-

gebenheit gegen den jungen Dauphin, gute Beispiele, um dadurch auch das Volk bei seiner Pflicht zu erhalten, und stete Eintracht, als die Stütze und Stärke des Staates. Endlich bath er sie mit Rührung um Vergebung der bösen Beispiele, die er ihnen gegeben.

Als man ihn wider die Todesfurcht zu stärken suchte, sagte er: „Ich bin ruhig und froh, daß ich sterbe, weil ich „auf meinen Gott vertraue; aber untröstlich bin ich darüber, „daß ich ihn so sehr beleidigt habe.“ Da ihm der Pfarrer von Versailles meldete, daß alle Welt zu Gott um seine Erhaltung flehe, so erwiederte er: „Es ist um mein Seelenheil „zu thun, und darum bitte ich, daß sie zum Himmel rufen.“

„Ich habe immer sagen hören,“ sprach er zur Madame Maintenon, „daß es schwer zu sterben sey; ich bin jetzt nahe „bei diesem für den Menschen so schrecklichen Augenblicke, „und ich finde es nicht so schwer.“ Selbst der Todeskampf nahm ihm die Besinnung nicht, und er gab seinen Geist mit den Worten auf: „Mein Gott! sey mir gnädig und barm„herzig; stehe mir bei, eile mir zu helfen.“

Man wirft diesem Monarchen vornehmlich zwei Fehler vor, die Unenthaltsamkeit und den Ehrgeitz, und es ist wirklich schwer, ihn über den einen oder den andern zu rechtfertigen. Sein unersättlicher Ehrgeitz, mit einem eben so großen Leichtsinne verbunden, hat ihn zu Kriegen verleitet, die oft eben so ungerecht angefangen, als mit blinder Zerstörungswuth fortgeführt wurden, was besonders Deutschland zu seinem größten Unglücke hat erfahren müssen. Er hat aber durch seine Kriegslust seine eigene Unterthanen an den Abgrund des Verderbens gebracht, traurig war die Lage Frankreichs bei seinem Hinscheiden.

Dieß scheint Ludwig XIV. selbst tief gefühlt zu haben in jenen Augenblicken, wo die Schattenbilder irdischer Hoheit verschwinden. Darum gab er auf dem Sterbebette dem

Dauphin die schöne und rührende Ermahnung: „Mein Sohn! „du wirst ein großer König werden, aber du wirst nur nach „dem Maße glücklich seyn, als du Gott unterthänig bleiben, „und die Glückseligkeit deines Volkes befördern wirst. Ver„meid den Krieg, so viel es dir möglich ist; er ist das Ver„derben der Völker. Ich bekenne es mit Schmerzen, daß ich „ihn mehrmals aus Leichtsinn angefangen, und aus Eitelkeit „fortgesetzet habe. Folge du meinem Beispiele nicht nach.“

Der Tod Ludwig XIV. war unter den gegenwärtigen Umständen für Frankreich und noch mehr für die französische Kirche ein sehr niederschlagendes Ereigniß. Der Herzog von Orleans, der während der Minderjährigkeit Ludwig XV. die Regierung führte, zeigte sich wenigstens im Anfange den Feinden der Konstitution günstig, und nun erhoben diese stolzer als jemals ihre Häupter. Die Doktoren der Sorbonne gingen in ihrer Unverschämtheit so weit, daß sie die Annahme der Bulle als unächt erklärten, oder vielmehr ganz abläugneten.

Einige der gut gesinnten Mitglieder dieser sonst so ehrwürdigen Fakultät setzten sich zwar diesem schamlosen Lügenwerke entgegen; allein man kehrte sich nicht daran. Dagegen verbothen nun mehrere Bischöfe ihren Diözesanen den Besuch dieser Schule; und der Pabst erklärte den 18. Jänner 1716, daß diese Doktoren aller von den vorigen Päbsten der Sorbonne ertheilten Privilegien sollten verlustig seyn, so lange, bis sie in sich gehen werden; der Fakultät verboth er, Jemand unter Strafe der schon voraus entschiedenen Ungiltigkeit, zur Doktorwürde zuzulassen. Allein darum wurden diese Verräther des kirchlichen Ansehens gar nicht beugsamer, die widerspänstigen Prälaten, so wie die übrigen der Partei Angehörigen, großentheils von den weltlichen Magistraten begünstiget, wurden von Tag zu Tag verwegener.

Es bildeten sich nun zwei Parteien, die einander gerade gegenüber standen; die Konstitutionisten, das ist die, welche

die Bulle angenommen hatten, und Antikonstitutionisten, oder die, welche sich zu dieser Annahme nicht verstehen wollten, Freunde des Quesnell und Feinde des Pabstes waren. Diese versuchten nicht nur mancherlei Ränke, um die gutgesinnten Bischöfe irre zu führen, und auf ihre Seite zu bringen, was ihnen jedoch nicht ganz gelang, sondern sie wagten noch kühnere Schritte, um dem apostolischen Stuhle Trotz zu biethen.

Doch wir wollen diese unangenehme Erzählung ein wenig unterbrechen, und dafür uns an einigen Zügen der wunderbaren Tugend eines Heiligen erbauen, der ebenfalls ein Mitglied der heute so verschmähten Gesellschaft Jesu war. Es ist dieß der Franziskus Regis, der im Jahre 1716 von Klemens XI. ist selig gesprochen worden. Franz Regis ward zu Fontcouverte im Bisthume Narbonne den 31. Jänner 1597 von edlen Eltern geboren, und ließ schon in seiner Kindheit eine ganz besondere Frömmigkeit an sich hervorleuchten.

Als ein Jüngling von 19 Jahren trat er zu Toulouse in die Gesellschaft Jesu, wohin ihn sein Beruf zum apostolischen Leben geführt hatte. Schon hier nahm man wahr, daß unter den Schülern, die er zu unterrichten hatte, die Aermern ihm vorzüglich lieb waren. Kaum war er zu Toulouse, wo im Jahre 1630 die Pest ausbrach, zum Priester geweihet worden, als er seine Obern inständigst um die Erlaubniß bath, sich dem Dienste der Pestkranken widmen zu dürfen. Er bath so dringend, daß man ihm nicht widerstehen konnte; und die verworfensten Kranken waren sein liebster Antheil.

Bald darauf mußte er sich Geschäfte halber nach Fontcouverte in sein Geburtsort begeben. Es that ihm wehe, da er sich genöthiget sah, den Fuß wieder in die Welt zu setzen, allein er gehorchte seinen Obern, und diese Reise war für ihn keine Lust- sondern vielmehr eine Bußreise. Er ging zu Fuße, bettelte aller Orten, wo er durchzog, Almosen, und sein Aufenthalt war eine fortwährende Mission. Bei seiner

Ankunft in Fontcouverte war es seine erste Sorge, die Armen zu besuchen, und seine Tagordnung, so lange er da blieb, war folgende:

Früh Morgens predigte er dem niedrigen Pöbel, hörte Beicht, und unterrichtete die Kinder in der Christenlehre; Abends war die zweite Predigt. Die übrige Zeit verwendete er, die Armen zu besuchen, und für sie Almosen zu sammeln. Seine liebste Beschäftigung war den kranken Armen zu dienen, bei welchen er nicht selten ganze Nächte zubrachte. Ging er durch die Stadt, so war er immer von Armen und Kindern umgeben. Seine Brüder nahmen ihm dieß als eine Herabwürdigung ihres Standes sehr übel, und machten ihm Vorwürfe. Aber der Heilige erwiederte kurz und gut: Er betrachte die Armen als Glieder Jesu Christi, und rechne sichs zur Ehre mitten unter ihnen zu seyn.

Ein anderesmal ging Regis über den öffentlichen Platz mit einem Strohsacke auf dem Rücken, den er zu einem armen Kranken trug, welcher auf bloßer Erde liegen mußte. Ein Theil des dort garnisonirenden Regiments befand sich eben daselbst aufgestellt; durch den Anblick dieses außerordentlichen Schauspieles gereitzt, fingen mehrere Soldaten an des apostolischen Mannes zu spotten, und verfolgten ihn mit lautem Hohngelächter. Dieß verdroß seine Brüder noch mehr; trotzig sagten sie ihm, er möchte bedenken, daß er ein Edelmann sey, und wenigstens in Ansehung ihrer den Wohlstand nicht so sehr verletzen.

Regis, sich glücklich schätzend, nicht nur Werke der Liebe auszuüben, sondern dafür auch mit Demüthigungen belohnt zu werden, gab ihnen mit Nachdruck zur Antwort: Die Apostel hätten durch Erniedrigungen die Kirche gegründet, und durch die Nachahmung ihres Beispieles könnten die Diener des Evangeliums unmöglich ihren Charakter entehren; wenn nur Gott nicht beleidigt würde, ihm sey an menschlichen Ur-

theilen wenig gelegen, und endlich sollten die Maximen der Welt nie die Richtschnur seines Betragens werden. Man ließ ihn nun in Ruhe, und die Früchte seiner Arbeiten rechtfertigten ihn zur Genüge.

Seine Obern bestimmten ihn nun zu den Missionen, sowohl in den Städten, als auf dem Lande. Allein Regis, immer seinem besondern Hange getreu, übte sich nur im Sommer in den Städten; sobald die Jahrszeit dem Landvolke die gehörige Muße gestattete, seinen Unterweisungen beizuwohnen, flog er zu diesen einfältigen Leuten hinaus, welche beständig den ersten Platz in seinem Herzen einnahmen. Selbst in Städten, obwohl er sich Niemand entzog, leitete ihn seine Neigung vor Allem nach dem Heile der Armen; sein Beichtstuhl war immer von ihnen umgeben, und er sagte öfter: die Armen sind mein Antheil.

Wenn er den Predigt- und Beichtstuhl verlassen hatte, gönnte er sich kaum einen Augenblick, um ein wenig Brod und Früchte zu sich zu nehmen; gleich eilte er wieder in die Siechenhäuser, Gefängnisse und an alle die Oerter, wo er arme Kranke wußte, denen er das Almosen brachte, welches er alle Sonn- und Vorabende der Festtage von Hause zu Hause bettelte. Man sah ihn wieder, und zwar in den ansehnlichsten Städten, durch die Gassen gehen mit Strohsäcken oder Strohbündeln auf dem Rücken, um seine arme Kranken darauf zu legen.

Aber nun, wenn die Winterszeit herannahte, dann erst eröffnete sich dem Heiligen ein recht weites und mühsames Feld zum Arbeiten in den Missionen auf dem Lande. Sobald er an dem Orte seiner Mission angekommen war, besuchte er alle Bauern, erkundigte sich um die Armen und Kranken, denen er Trost und Hilfe brachte, und begann mit Eifer, vertrauend auf den Beistand von Oben, sein heiliges Werk. Er durchstreifte die Wälder und Felsengebirge, drang

in die elendesten Hütten, um auch diese armen Leute in den Lehren des Heils zu unterweisen.

Furchtlos übersetzte er Ströme und Bäche, durchwanderte die schauerlichsten Wälder, und kletterte mit der augenscheinlichsten Gefahr in die Abgründe zu stürzen über schrofe Felsen, um die verirrten Schafe aufzusuchen, und dem guten Hirten zuzuführen. Kaum war er von so einer äußerst beschwerlichen Reise zurück, warteten neue Arbeiten auf ihn. Es fanden sich ganze Haufen von Bauern, welche seine Unterweisungen hören, oder ihm beichten wollten. Weit gefehlt, daß er sich jemals über ihre Menge, oder über ihr Betragen beklagt hätte, behielt er immer unter diesen groben, oft eckelhaften Leuten eine unveränderliche Langmuth, und man konnte an seinem Angesichte die Freude sehen, die er im Umgange mit diesen Leuten hatte.

Seiner angestrengten Arbeiten ungeachtet war Regis der festen Ueberzeugung, daß man sich selbst kreuzigen müsse, um mit Frucht Jesum den Gekreuzigten zu predigen. Er züchtigte seinen Leib, an dem er immer ein Bußkleid und eine Bußgürtel trug. Die Erde war seine Liegerstätte, und er schlief nur zwei, höchstens drei Stunden. Er fastete strenge, und brachte oft Tag und Nacht ohne Speise und Trank zu. Brod und Wasser waren seine gewöhnliche Nahrung, und bei seinen Missionen kamen nie Wein, Fleisch, Eyer oder Fische auf den Tisch, und man muß sich wundern, daß er bei dieser strengen Enthaltsamkeit leben konnte.

Regis war aber auch so ganz Herr über sich selbst, über alle seine Neigungen und Leidenschaften, daß er unempfindlich zu seyn schien, außer wenn es um die Ehre Gottes und um das Heil der Seelen zu thun war. Die schimpflichsten Mißhandlungen waren nicht vermögend, sein Gemüth zu beunruhigen; spottete man seiner in Gesellschaften, so sah er

mit Vergnügen Andere auf seine Kosten lachen, suchte sogar derlei Unterhaltungen zu verlängern.

Einmal verfolgte ihn unter lautem Hohngelächter ein Trupp muthwilliger Gassenbuben, einer nahm Koth, und bestrich ihm das ganze Gesicht. Der Heilige lächelte, wischte sich den Koth vom Gesichte, und ging seinen Weg fort. Eben so wenig ließ er sich durch Furcht, und selbst durch die Furcht des gegenwärtigen Todes schrecken. Ein Offizier, dem er den Gegenstand seiner schändlichen Leidenschaft entzogen hatte, lauerte verborgen in einem Dorngesträuche auf ihn, sprang, sobald er des heiligen Mannes ansichtig wurde, hervor, faßte ihn mit einer Hand, setzte ihm mit der andern den Degen auf die Brust, und sagte: Nun mußt du durch meine Hand sterben.

Regis, ohne seine Gesichtsfarbe zu ändern, bath nur um einen Augenblick, um an Gott zu denken. Das Erstaunen hielt den Mörder gleichsam gefesselt und unbeweglich, und der Heilige, nachdem er sich ein wenig versammelt, sagte: „Nun können Sie mit mir thun, was Sie wollen.“ Der Offizier wurde durch diese übermenschliche Unerschrockenheit gänzlich entwaffnet, warf sich dem Heiligen zu Füßen, verabscheute sein Verbrechen, und versprach, es sein ganzes Leben hindurch zu beweinen.

Man kann leicht denken, wie reichlich die Früchte des Heils waren, welche ein solcher apostolischer Arbeiter einärntete. In jedem Stande, in jedem Alter und Geschlechte machte er unzählige, kaum glaubbare Bekehrungen. Große und Kleine, Laien und Geistliche, Männer und Weiber, Irrlehrer und Freidenker, laue Christen und verstockte Sünder, Alles sehnte und drang sich hin, den Heiligen zu hören, und, nachdem er von der Kanzel gestiegen, zu seinen Füßen die Sünden zu beweinen.

Er bekehrte die ärgerlichsten Beischläfer, die unzüchtig-

sten Weibsbilder, unzählige Ketzer, und darunter die ansehnlichsten Irrlehrer, sogar auch hartnäckige Hugenotten, die sich auf ihre eitle Wissenschaft so viel einbildeten, durch den Außenschein ihrer stolzen Tugenden dem Kalvinismus Ehre machten, und seine Stützen in jenen Gegenden waren, in welchen der Heilige das Missionswerk betrieb mit einem Eifer, dem nichts widerstehen konnte. Wo er immer hinkam, bestärkte er die Völker im Glauben, verbesserte ihre Sitten, und bildete sie in neue, eifervolle katholische Christen um.

Regis endete sein Leben so, wie er es geführet hatte; indem er den Armen und einfältigen Landleuten das Wort Gottes predigte, und sich ganz ihrem Heile opferte. Er hatte von oben Wissenschaft von seinem nahen Tode, und machte, bevor er die Mission Puy verließ, seine letzte Vorbereitung dazu, nämlich die geistlichen Uebungen und eine allgemeine Beicht von seinem ganzen Leben, so unschuldig es immer gewesen war. Hierauf machte er sich auf den Weg nach dem Flecken Lalouvesc, um daselbst Mission zu halten. Um dahin zu kommen, mußte er das Gebirge von Velay übersetzen, das eben ganz mit Schnee bedeckt war. Die Wege waren äußerst schlimm und gefährlich.

Oft mußte er auf Händen und Füßen kriechen, um nicht in Abgründe zu stürzen. Zum Unglücke verirrte er sich, und fand endlich eine baufällige Hütte, wo er die Nacht zubrachte. Da er am ganzen Leibe schwitzte, ergriff ihn jetzt der heftigste Frost, der mit einer eben so großen Hitze wechselte. Des Fiebers ungeachtet begab er sich mit Anbruch des Tages wieder auf den Weg, und erreichte Lalouvesc am Vorabende vor Weihnachten. Er predigte noch, und hörte Beicht an dem heiligen Christtage, und that dieß auch noch am andern Tage.

Aber nun erlag seine ohnehin geschwächte Natur der Gewalt des annähernden Todes. Er sank in Ohnmacht, und

man mußte ihn aus der Kirche in das Pfarrhaus zu Bette bringen. Sobald er sich nur ein wenig erholte, empfing er mit der Inbrunst eines Seraphins die heiligen Sterbsakramente. Er bath inständig, man möchte ihm doch den Trost verschaffen, so, wie Jesus geboren ward, in einem Stalle auf dem Stroh zu sterben. Man konnte ihn von diesem Gedanken nicht weg bringen, als da man ihm vorstellte, man dürfe ihn ohne Todesgefahr nicht von der Stelle schaffen.

Nun gab er sich zufrieden, und verharrte in einer vollkommnen Ergebenheit in den Willen Gottes; sein Angesicht war heiter; aus seinem Munde und Herzen kamen nichts als eifrige Gebethe, und zärtliche Seufzer der Liebe gegen Jesum den Gekreuzigten, dessen Bildniß er in den Händen hielt und immerfort küßte. Endlich in der Nacht des letzten Tages im Jahre 1640 öffnete sich der Himmel vor seinen Augen: „O wie glücklich,“ rief er auf, „wie vergnügt sterbe ich!“

Einen Augenblick darnach faltete er seine Hände, erhob seine Augen wieder gegen Himmel, und sagte mit lauter Stimme: „Jesu Christe! mein Erlöser! in deine Hände em„pfehle ich meine Seele!“ Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf im 43sten Jahre seines Alters. Gott verherrlichte seinen Diener durch den Zulauf der Völker und unzählige Wunder eben so sehr, als dieser vorher in seinem Leben die Ehre geflohen, und sich im Geiste der tiefesten Demuth erniedriget hatte.

Wie sehr mangelte dieser Geist der Demuth jenen Prälaten in Frankreich, die sich mit ihrem jansenistischen Anhange hartnäckig dem Ansehen des apostolischen Stuhles entgegen setzten, und die Annahme der Bulle Unigenitus verweigerten. Aber, wie schon oben gesagt, die Gönner der Sekte erlaubten sich noch kühnere Schritte, um dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche Trotz zu biethen. Man hatte sowohl in Rom als zu Paris verschiedene Verhandlungen

eingeleitet, und mancherlei Versuche gemacht, um die getrennten Parteien wieder mit einander und mit der Kirche zu vereinigen; allein Alles war vergeblich.

Vier Bischöfe, nämlich von Boulogne, Montpellier, Mirepoix und Senez, trieben den Ungehorsam so weit, daß sie gegen die Bulle eine Appellation einlegten, und von derselben an ein künftiges allgemeines Konzilium sich beriefen. Die Appellanten schickten die Urkunde der am 5. März 1717 gefertigten Appellation nach Rom. Diesem Beispiele folgte bald darauf die Sorbonne, und so vermehrte sich die Zahl derer immer mehr, die dieser widerrechtlichen Appellation beitraten.

Freilich war man in der Wahl der Mittel zum Zwecke nicht heickel; um Leute aus allen Ständen zu erkaufen, und damit die Zahl der Appellanten zu verstärken, verwendete man bedeutende Geldsummen, die man sich durch betrügerische Darleihen zu verschaffen wußte; leider! wurden die gutmüthigen Darleiher nicht wieder bezahlt, obgleich sie die Klage bei Gericht anhängig gemacht hatten. Dessenungeachtet war und blieb doch immer die Zahl der Gutgesinnten bei weitem die größere, und hatte auch in moralischer Würdigung viel mehr Gewicht und Ansehen.

Allein noch größer wurde das Aergerniß, da nunmehr auch der Kardinal Noailles, nicht mehr heimlich, wie er zuerst gethan hatte, sondern öffentlich zur Partei der Appellanten überging, und in der von ihm am 30. April gefertigten Urkunde erklärte, daß er sich von der Bulle an den besser unterrichteten Pabst, und an ein allgemeines Konzilium berufe, mit beigefügter Bedingung, daß dieses Konzilium rechtmäßig zusammen berufen und an einem sichern Orte gehalten werden sollte. Der Regent wurde durch dieses zweideutige und nun offenbar widerspänstige Betragen des Kardinals äußerst beleidiget.

Aber noch mehr ward darüber mit gerechtem Unwillen

erfüllet der heilige Vater. Er verdammte daher unterm 8. Hornung 1718 die Appellation der vier Bischöfe sammt jener des Kardinals Noailles, und ließ am 8. September d. J. die Bulle bekannt machen, welche sich mit den Worten: Pastoralis officii anfing, und alle die mit dem Kirchenbanne belegte, welche der Bulle Unigenitus nicht vollkommenen Gehorsam leisteten.

Nun kannte der beleidigte Stolz des Kardinals keine Gränzen der Mäßigung mehr. Er trat unterm 3. Oktober 1718 mit einer neuen Urkunde hervor, worin er öffentlich und feierlich vor dem Angesichte der ganzen Welt appellirte, und zwar nicht mehr, wie er früher gethan hatte, an den besser unterrichteten Pabst, sondern lediglich nur an ein künftiges allgemeines Konzilium. Denselbigen Tag noch erschien die Beitrittsakte des Kapitels der Domkirche zu Paris zu dieser Appellation ihres Erzbischofes, und eine Verordnung des Parlaments wider die Bulle.

Es soll hier nur im Vorübergehen kurz erinnert werden, daß mehrere Parlamente und Magistratspersonen die Appellanten mit ihrem ganzen Ansehen unterstützt, und eben dadurch in dem Ungehorsame desto mehr gesteifet haben. Dagegen zeigten sie wider die Freunde der Konstitution und die getreuen Anhänger des päbstlichen Stuhles nicht nur feindselige Gesinnungen, sondern einen wahren Verfolgungsgeist, den mehrere würdige Prälaten und Priester schwer empfinden mußten. Daß so die Gährung der Gemüther immer tiefer einwurzeln und der Geist der Erbitterung immer weiter um sich greifen mußte, wird man wohl nicht bezweifeln.

Aber eben so begreiflich ist es, daß unter diesen begünstigenden Umständen die Sektirer immer kühner wurden, und Versuche wagten, die auf einen offenbaren Abfall von dem Glauben hinzielten. Davon nur ein paar Beispiele. Ein gewisser Doktor Elias Du Pin, einer der ersten Starrköpfe

der Sorbonne, stand seit geraumer Zeit in enger Verbindung mit dem englischen Erzbischofe von Kantelberg, mit dem er sehr häufig Briefe wechselte. Dieser Briefwechsel ward verdächtig, man bemächtigte sich am 10. Hornung 1719 der Schriften des Doktors s), und sieh, man fand darin nichts geringeres, als einen Entwurf zur Vereinigung der jansenistischen Kirche mit der englischen.

Die Ausführung, wie der Doktor meinte, sollte sehr leicht seyn; man dürfte nur und könnte, ohne der Reinigkeit des Glaubens zu nahe zu treten, die Ohrenbeicht abschaffen, von der Transsubstantiation im Altarsgeheimnisse, so wie von andern divergirenden Dogmen schweigen, die Klostergelübde aufheben, die Priesterehe erlauben, Fasten und Enthaltung vom Fleischessen abschaffen, aller Verbindung mit dem Pabste entsagen, und auf seine Entscheidungen gar keine Rücksicht nehmen. Dieß wäre denn doch so ein Entwurf im Geiste Luthers und Kalvins; aber wer hätte so etwas aus der Feder eines katholischen Doktors erwartet?

Ein ähnliches, oder ein noch größeres Skandal gab ein gewisser Petitpied, ebenfalls Doktor der Sorbonne. Dieser, da er aus Paris war verwiesen worden, nahm seinen Aufenthalt in dem gar nicht weit von der Stadt entfernten Flecken Anieres. Daselbst stiftete er so ein Ding von einer Kirche, und führte eine Liturgie ein, ungefähr so, wie sie die Brüder in Holland hatten t). Man lief von Paris in ganzen Haufen dahin. Der neue Prediger errichtete einen Altar in Gestalt eines Grabmals, darauf nur an Sonn- und Festtagen Messe gehalten wurde. Man breitete dann ein einfaches Leintuch darüber, ohne Kreuz oder Kerze darauf zu stellen. Doch trug man dem Priester, wenn er zum Altare ging, ein Kreuz vor.

---

s) Hist. de la Constitut. Unigen. L. V. p. 126.
t) Hist. de Constit. L. II. p. 139.

Vor dem Altar verrichtete er das Staffelgebeth, wo das ganze Volk mitbethete. Dann setzte er sich auf der Epistelseite in einen Armstuhl, verrichtete die Gebethe, und stimmte das Gloria und Credo an, ohne selbst zu bethen, Epistel und Evangelium ward nicht gelesen. Das Volk brachte Brod, Wein und Wasser auf den Altar. Der Diakon hielt hierauf den Kelch, und sprach, als Stellvertreter des Volkes, die Aufopferungsworte mit dem Priester; das Sanctus und Agnus Dei blieb weg. Bei der Kommunion nahm der Subdiakon an einem Tisch mit und unter den Weibern das Abendmahl. Ja das Lächerlichste war, daß eine Weibsperson, die man Diakonissin hieß, vor der Vesper des Tages das Evangelium in französischer Sprache absang. So wahr ist es, daß auch die finstersten und unfreundlichsten Sekten den Weibern gar nicht abhold sind.

Wundern muß man sich aber, dieser Unfug geschah beinahe vor den Stadtthoren von Paris, der Erzbischof konnte und mußte davon wissen; er sagte aber keine Sylbe gegen die Neuerungen, und die Sorbonne setzte diesen Reformator, während er so großes Aergerniß gab, wieder in alle seine Vorrechte ein. Allein nun brach der gerechte Unwille des Regenten los; er zwang die Beamten der Fakultät vor dem Staatsrathe zu erscheinen, und den Beschluß, kraft dessen sie dem Doktor die verlornen Rechte seiner Würde auf ein Neues zugesichert hatten, aus ihren Büchern wegzustreichen, den frechen Störer der kirchlichen Ruhe und Einigkeit aber jagte er mit großem Schimpfe fort.

Indessen schonte man den Erzbischof von Paris, in der Hoffnung, er werde doch einmal die Hand biethen zur Wiedervereinigung mit der Kirche und ihrem Oberhaupte. Es traten verschiedene Vermittler auf, und unter diesen auch der Abt dü Bois, damaliger Minister und Günstling des Regenten. Dieser schmeichelte sich schon, den Kardinal ganz

gewonnen zu haben, und zweifelte nicht mehr, daß er seinem Versprechen gemäß die Bulle annehmen werde. Wirklich war schon ein Hirtenbrief desselben, worin deren Annahme verkündet werden sollte, in der königlichen Druckerei unter der Presse.

Man schickte mit dieser freudigen Nachricht einen Eilbothen nach Rom. Allein wie groß war das Erstaunen, als man diese Hoffnungen wieder vereitelt sah. Die ganze Schwierigkeit bestand in der Eigenliebe des Kardinals, welcher es für die größte Schande hielt, einen falsch gewagten Schritt durch eine aufrichtige Rückkehr zu verbessern. Dieser Sieg über sich selbst konnte weder die Frucht schonender Nachsicht, noch das Werk politischer Vermittlung seyn. Dazu bedurfte es einer außerordentlichen Gnade von oben, die es aber dem Herrn erst nach sieben bis acht Jahren zu ertheilen beliebte.

Allein dieß frohe Ereigniß, oder wie man lieber sagen will, dieses Wunder der Gnade erlebte Klemens XI. nicht mehr. Den 17. März 1721 meldete sich ihm ein heftiger Fieberanfall, der schon des andern Tages sein Lebensende sehr nahe ahnden ließ u). Man kannte den Glauben des Kranken, und durfte ihm also die Bothschaft des Todes ohne viele Umwege ankünden. Er erschrak gar nicht darüber; begehrte sogleich seinen Beichtvater, und legte eine allgemeine Beicht ab. Dann ordnete er mit der größten Gemüthsruhe selbst Alles an, um die heiligen Sterbsakramente recht ehrerbiethig zu empfangen.

Nach dem Empfange der heiligen Sakramente ließ er den Kardinal Albani, seinen Neffen, näher kommen, und sagte ihm die merkwürdigen Worte: „Betrachte mich nur „recht, so enden sich alle Ehren und Hoheiten dieser Welt. „Nichts ist groß, was nicht in den Augen Gottes groß ist.

---

u) Vie de Clem. XI. L. 3. pag. 212.

„Trachte doch nie nach einer andern als nach dieser heiligen „und gründlichen Größe!“ Die Nacht zwischen dem 18. und 19. März litt er unausgesetzt die heftigsten Schmerzen; aber er beklagte sich darüber mit keinem Worte.

Den folgenden Tag unterhielt er sich mit dem Kardinal Olivieri, seinem Verwandten, über den mächtigen Schutz des heiligen Joseph in Rücksicht jener Sterbenden, die ihn im Leben verehrt haben. Er sagte: „Ich betrachte diesen lie„ben Heiligen stets als einen mächtigen Fürbitter bei dem „Herrn, und von jeher war mein Wunsch an seinem Feste „zu sterben. Heute feiert man es, und ich hoffe, meine „Wünsche sollen bald erhöret werden.“ Dieß waren seine letzten Worte, nach einem kurzen und sanften Todeskampfe entschlief er ruhig den 19. März 1721 im zwei und siebzigsten Jahre seines Alters, und in dem ein und zwanzigsten seines mühsamen Pabstthumes.

Klemens XI. starb wie er gelebt hatte, und blieb sich in seinem frommen, oder vielmehr heiligen Wandel immer gleich. Es ist schon oben erwähnt worden, wie wenig er auf seine Tafel des Tages verwendete. Eben so groß war sein Abscheu vor aller weltlichen Hoheit, oder eitlem Prachtaufwande. Er war so arm, als ein Pabst mit Anstande seyn darf. Seine Kleidung war die einfachste, und er lebte in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von allen irdischen Dingen. Seine Demuth war nach ihrer Art übermäßig, so zwar, daß er auf seine Einsichten ein gar zu großes Mißtrauen setzte, woraus dann in seinen Handlungen eine gewisse Unschlüssigkeit herkam, die ihm vielleicht zu einem Fehler angerechnet werden könnte.

So wie ihm Verachtung alles Prunkes der Welt eigen war, wollte er auch seine Anverwandten daran gewöhnen. Man kann mit der strengsten Wahrheit sagen, daß er während seiner langen Regierung die Einkünfte seiner Familie

um keine Zechine vermehrt hat. Sein Bruder Horaz Albani, den er doch zärtlich liebte, starb ohne Amt und Rang unter dem römischen Adel, da ihm doch beides der Pabst durch ein einziges Wort hätte verschaffen können. So genau beobachtete er das Gesetz, das er sich selbst beim Antritte seines Pabstthumes auferlegt hatte, dem Fleische und Blute nichts zu bewilligen.

Allein desto freigebiger war er, wenn es um die Hilfe der Armen, um die Verbreitung des Glaubens durch die Missionen, um die Wiederherstellung und Zierde der Kirchen, kurz, um solche Anstalten zu thun war, die entweder zum Besten der ganzen Christenheit, oder zum Vortheile des Kirchenstaates gedeihen sollten. Schon vor seiner Erhebung zur päbstlichen Würde war seine Liebe gegen die Dürftigkeit so zu sagen seine herrschende Leidenschaft. Stets waren die Armen untröstlich, wenn er eine Stadt verlassen mußte, und in eine andere versetzt wurde. Alle Familien in Rom, die er so väterlich unterstützte, wurden bei seinem Hintritte in Trauer versetzt.

Immer wird die Nachwelt die unzählbaren Denkmäler seiner Wohlthätigkeit bewundern, als da sind das Spital des heiligen Michael, wo alle Dürftige stets Hilfe finden; das Haus der nicht zu bessernden Taugenichts, wo die Familien sich jener Glieder sicher entladen konnten, die ihnen nur zur Schande und Plage gereichten; das Haus des heiligen Klemens, wo die Unschuld junger Mädchen Sicherheit fand; das Spital der heiligen Martha für die Bedienten des Vatikans; die Herberge der fremden Geistlichen, die aus ganz Europa nach Rom kommen, um da ihre Geschäfte ohne Störung zu schlichten; die Häuser der armenischen Priester, der Maroniten und Bischöfe aus Mesopotamien, welche die Verfolgungen oft nöthigen, ihre Zuflucht zum allgemeinen Vater der Gläubigen zu nehmen.

Dahin gehören noch die vortrefflichen Kornhäuser, um Rom gegen jede Hungersnoth zu schützen, die vielen kostbaren Wasserleitungen und Brücken, die Austrocknung so vieler Sümpfe, die vielen Wachtthürme und Schanzen gegen die Seeräuber und Türken; so viele prachtvolle Kirchen, die er nicht nur in Rom, sondern auch in Moskau, in der Krimm, in Thrazien, in Georgien, in Armenien, in Persien, in Egypten, in Aethiopien entweder neu erbaute, oder in einen bessern Stand versetzte.

Doch blieb dieser ruhmwürdige Pabst nicht verschont von den Lästerungen der gleichzeitigen Sektirer, die er verdammet hat. Dieß war eben sein größtes Verbrechen in den Augen dieser Starrköpfe. Wie gerne hätte er wohl, doch ohne Verletzung seiner Pflicht, Alles gethan, um den Frieden der Kirche wieder herzustellen! Aber seine Nachfolger waren hierin nicht glücklicher als er.

Umsonst wurden seine Entscheidungen von Innocenz **XIII.** bestätiget, und in der Folge von allen katholischen Nationen förmlich und ausdrücklich angenommen; umsonst hielt Benedikt **XIII.** im Jahre 1725 in Rom ein Konzilium, in welchem 100 Bischöfe zugegen waren, die einmüthig entschieden, daß man die Bulle Unigenitus als eine Glaubensregel annehmen müsse; umsonst verhängte das Konzilium zu Embrun, welches zwei Jahre später gehalten wurde, die Suspension über den Bischof von Senez, welcher sich gegen die Konstitution erkläret hatte.

Umsonst endlich kam Ludwig **XV.** dem Pabste und der Religion zu Hilfe, da er den 24. März 1730 feierlich und ausdrücklich erklärte, daß die besagte Bulle, welche kraft der allgemeinen Annahme als ein Kirchengesetz gelte, auch als ein Staatsgesetz betrachtet werden müsse. Trotz dieser Uebereinstimmung aller Kirchen und Mächte verharrte doch die Sekte in ihrer Widerspänstigkeit.

Doch erbarmte sich der Vater alles Lichtes über den Kardinal Noailles. Mit einem Male erkannte dieser Prälat, wie er sich selbst öffentlich erkläret, daß man ihn mit in das Komplott unruhiger Köpfe gezogen habe. Die Gewissensbisse, die er seit langer Zeit darüber fühlte, und endlich ein Alter von 80 Jahren, welches ihn einen nahen Tod fürchten ließ, bewogen diesen Greis, an Benedikt XIII. zu schreiben v). Die Ausdrücke sind zu erbaulich, als daß wir sie nicht hersetzen sollten.

Am Eingange sagte er: Da er wegen seines hohen Alters auf kein langes Leben mehr zu rechnen habe, so fordere die Annäherung der Ewigkeit von ihm, sich nach den Wünschen des Oberhauptes der Kirche zu fügen. Dann fährt er also fort: „In dieser Rücksicht betheuere ich im Angesichte „Jesu Christi, daß ich mich mit aller Aufrichtigkeit der Bulle „Unigenitus unterwerfe. Ich verdamme das Buch der sittlichen Anmerkungen, und die aus diesem Buche ausgehobenen 101 Sätze in eben dem Sinne, in welchem sie die Konstitution verdammet.“

„Ich widerrufe meinen Hirtenbrief mit Allem, was wider diese Bulle unter meinem Namen erschienen ist. Ich „verspreche Eurer Heiligkeit, unverzüglich ein Kreisschreiben „zu erlassen, und darin die Beobachtung der Bulle in meiner „Diözese zu gebiethen. Uebrigens muß ich Ihnen, heiligster „Vater! aufrichtig gestehen, daß ich mich, seit ich mit der „Gnade Gottes diesen Entschluß gefasset habe, im Gewissen „unendlich erleichtert finde. Meine Tage fließen jetzt heiterer „dahin, und ich genieße eines Friedens und einer Ruhe, die „ich seit langer Zeit nicht mehr gekostet habe.“

Das Domkapitel von unser Frau folgte nach einiger Zögerung diesem rührenden Beispiele, welches gar bald auch zahlreiche Gemeinden der Säkular- und Regulargeistlichkeit

v) Lettr. du 19. Jun. 1728.

nachahmten. Sogar die Sorbonne ergab sich, da der König Ernst gebraucht, und einige der ärgsten Starrköpfe verabschiedet hatte. Den 2. Jänner 1730 erklärte die Fakultät durch die Mehrheit von 94 Stimmen gegen 13, daß ihr Annahmsdekret vom Jahre 1714 wahrhaft ihr Werk, und in der Folge widerrechtlich als falsch sey erkläret worden.

Sie bestätigte nun diese Annahme auf ein Neues, und widerrief die Appellation, welche auf den Schein im Namen der Fakultät eingelegt worden, und nahm mit gänzlicher Unterwürfigkeit des Geistes und Herzens die Bulle Unigenitus als ein dogmatisches Urtheil der allgemeinen Kirche an. Auch in der Folge zeigte sich dieselbe immer so ächt katholisch, wie sie, beinahe diese einzige Ausgleitung weggerechnet, von ihrem ersten Ursprunge an stets gewesen war.

Allein dieser rühmlichen Beispiele ungeachtet legte sich die Partei noch nicht zum Ziele, noch ein großer Theil verharrte mit Verachtung der geistlichen und weltlichen Macht in seinem Starrsinne. So ist es leider! wahr, der Sektengeist ist ein siebenköpfiges Ungeheuer, das man nicht erlegen kann, wenn man es nicht gleich im Anfange mit Ernst angreift. Das Unkraut, welches der Feind unter den guten Waizen ausstreuet, wenn es nicht frühe genug ausgereutet wird, nimmt bald so überhand, daß man es gar nicht mehr austilgen kann, und warten muß bis auf den großen Tag der Aernte, wo dann das Unkraut dem Feuer übergeben, der gute Waizen aber in die Speicher gesammelt wird.

**Ende des achten Bandes.**

# Einleitung

## zur Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Diese Einleitung zerfällt in zwei Abschnitte: der erste behandelt den Zustand der Religion am Ende des XVII. Jahrhunderts im Allgemeinen; der zweite die Lage der Kirche in den verschiedenen Theilen der Christenheit am Anfange des XVIII. Jahrhunderts.

### I. Abschnitt.

Der aufmerksame Beobachter entdeckt in der Geschichte des siebenzehnten Jahrhunderts eine religiöse und moralische Gestalt der Dinge, die von der des folgenden sehr verschieden ist; und der Geist dieser beiden Zeitraume bildet einen Kontrast, der dem geübten Auge nicht entgeht.

Im ersten Zeitraume war die Religion Alles in Allem. Man betrachtete sie als die festeste Stütze der Gesellschaft, als die stärkste Verbindung zwischen Fürst und Unterthan, als die beste, oder vielmehr einzige Schule der Moral, als die mächtigste Bewegursache, den Menschen zur Tugend anzueifern, und vom Laster zu entfernen. Man hielt sie für nothwendig zum Wohl der Staaten, und jedes einzelnen Menschen, und man dachte nicht daran, ihr diesen Einfluß streitig zu machen, noch weniger, über ihre Dogmen zu vernünfteln, und ihre Vorschriften zu bezweifeln. Im Gegentheile, man berief sich in Allem auf sie, man erkannte ihre höhere Macht, und ehrte ihre Grundsätze.

Zwar wurde sie nicht von Allen mit gleicher Treue geübt. Es gab damals, wie immer, Mißbräuche, Leidenschaften, Aergernisse. Aber im Allgemeinen war der Geist des Zeitalters vorherrschend religiös. Fürsten und Unterthanen, höhere und niedere Stände, Gelehrte und Ungelehrte ehrten und achteten die Religion, selbst solche, die ihre Vorschriften nicht so befolgten, wie es zu wünschen gewesen wäre. Ein löblicher Wetteifer schien die Fürsten und Unterthanen verbunden zu haben, alle Entwürfe, wirksam zum Vortheile der Religion, und zum Glücke der Völker zu lenken.

Vorzüglich in diesem Jahrhunderte sah man so nützliche Institute, so fromme Stiftungen, so herrliche Denkmäler des Eifers und der Liebe entstehen. Man bemerkte, und zwar unter allen Ständen, nicht nur allein große Beispiele der Tugend, sondern auch eine vorzüglich günstige Anlage zu allen religiösen Unternehmungen, zu allen höheren Ideen, zu allen Entwürfen öffentlicher Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit. Daher so viele Institute, durch welche die Menschheit nicht weniger gewann, als der Glaube. Spitäler für die Kranken, Zufluchtsörter für die Armuth, Missionen sowohl für die eigenen als fremden Nationen. Die Reform mehrerer geistlicher Orden, die Entstehung geistlicher Gemeinden, dem Jugendunterrichte gewidmet, die verbesserte Erziehung des Klerus, vorzüglich in den geistlichen Pflanzschulen, die nun von allen Seiten emporkamen, um würdige Diener des Evangeliums zu bilden. Dieses letztere Werk gehört vorzüglich dem **XVII.** Jahrhundert an, und beurkundet, wie wichtig demselben Religion war.

Ein allgemeiner Eifer schien sich der Geister bemächtiget zu haben. Man lebte in diesen glücklichen Zeiten, wo die Fortschritte der Aufklärung dem Glauben nicht schadeten. Die Liebe zu den Wissenschaften und die gesteigerte Geistes-

Kultur erstickten nicht den Glauben; man war nicht so eitel, sich bisher unbetretene Wege zu bahnen, die nur zu oft auf Abgründe führen, und ein außerordentliches Licht zu suchen, das nur blendet, nicht erleuchtet. Man gab die Einrichtungen des Alterthums nicht der öffentlichen Verachtung preis; man fröhnte nicht neuen Systemen, nicht übertriebenen Begriffen von Unabhängigkeit und Freiheit. Man würde die Gleichgiltigkeit gegen die Religion für eben so unhaltbar gehalten haben in ihrem Grundsatze, als sie unheilbringend ist in ihren Wirkungen.

Die größten Männer dieses Zeitalters schätzten sich es zur Ehre, eine Offenbarung zu glauben. Die berühmtesten Schriftsteller unter der Regierung Ludwigs **XIV.**, sie mochten unsere Mitbürger oder fremde gewesen seyn, bekannten sich öffentlich zum Christenthume. Ihre Werke tragen das Gepräge der Ehrfurcht für Religion und Moral. Ihre Sprache steht im Einklange mit dem allgemeinen Geiste ihres Jahrhunderts. Man findet in ihren Schriften nicht nur keine Lästerungen der Religion, sondern nicht einmal die entfernteste Absicht, ihre Lehre zu tadeln, ihre Dogmen und Geschichte zu widersprechen, ihr Ansehen zu entkräften, ihre Herrschaft über die Gewissen zu schwächen.

Selbst jene Schriftsteller, die sich am wenigsten mit der Religion befaßten, bewiesen bei jeder Gelegenheit ihre Hochachtung gegen dieselbe. Die Gelehrten, die Dichter, die Mathematiker, die Geschichtschreiber huldigten ihr bei schicklichen Veranlassungen, und thaten es ohne gekünsteltes Wortgepränge, so wie ohne Zwang. Ihre Sprache war die der christlichen Einfalt und ihrer Ueberzeugung. Die aufgeklärtesten Männer sahen in dem, was die Religion betraf, nicht anders, als der gemeine Mann. Die helldenkendsten Philosophen suchten wahrlich nicht darin ihren Ruhm, durch Her-

abwürdigung der Offenbarung sich vom gemeinen Haufen zu unterscheiden.

Bacon, Descartes, Pascal, Newton und Leibnitz, hochgefeierte Namen im Gebiethe der Philosophie, Männer, die vorzüglich diesem Jahrhundert angehören, machten es sich zur Ehre, ihre Anhänglichkeit an die erhabenen Grundsätze des Christenthums in ihren Schriften zu beurkunden.

Bacon, dieser über sein Jahrhundert so erhabene Weise, der die Tiefen der Philosophie durchforschet, und die Naturlehre mit dem Lichte der Erfahrung zu beleuchten angefangen hatte; dessen umfassende Kenntnisse die heutigen Philosophen mit Begeisterung angerühmt, dessen Werke sie übersetzt und zergliedert haben; Bacon glich wahrlich nicht dem Gemälde, das sie hie und da von ihm zu entwerfen beliebten. Seine Lehre, die man zu entstellen suchte, war vom Grunde aus religiös. Er hatte die edelsten Begriffe von der Gottheit. Er glaubte, daß uns nur die Offenbarung allein über den Ursprung der Welten, und über den der Menschen belehret hat. Er äußerte immer eine große Hochschätzung gegen die heiligen Urkunden, und er fand in der Beobachtung der Natur einen neuen Beweggrund, den Schöpfer und Erhalter so großer Wunderwerke dankbar zu bewundern und zu preisen.

Diese Gesinnungen sprechen sich in allen seinen Schriften aus. Man kann in dieser Beziehung das Werk zu Rathe ziehen, welches unter dem Titel: das Christenthum des Bacon, im Jahre 1799 in 2 Bänden in 12. zu Paris erschien. Dieses Werk enthält die äußerst anziehende Lebensgeschichte des Bacon, Auszüge aus seinen Schriften, Noten und Beleuchtungen, die beweisen, wie sehr sich Bacons Philosophie mit dem Geiste der Offenbarung befreundet hatte. Man findet darin sogar einige Stellen, wo Bacon, obgleich Protestant, sich der katholischen Lehre zu nähern scheint;

überhaupt spricht er über diesen Gegenstand mit der Genauigkeit eines Mannes, der sich die Theologie zum besondern Studium gemacht hat.

Der nämliche Schriftsteller, dem wir das Werk über Bacons Christenthum verdanken, hat in der Folge ein anderes: „die Grundsätze des Descartes“ betitelt, erscheinen lassen, worin er beweiset, daß Descartes die Religion nicht nur geachtet, sondern auch geglaubt und vertheidigt habe. In seiner, mit der scharfsinnigsten Kritik entworfenen Einleitung rettet der Verfasser den Descartes von den Beschuldigungen seiner Verläumder, und in dem religiösen Leben dieses berühmten Philosophen, zeichnet er ihn als einen in seiner Pflichterfüllung sehr strengen Katholiken. Die häufigen Auszüge aus Descartes Schriften bezeugen einen ungeheuchelten religiösen Mann.

Seine Ideen über das Daseyn und die Eigenschaften Gottes, über die Unkörperlichkeit der Seele, und über verschiedene Gegenstände der Religion und der Moral sind treffend, schön und innig, und beweisen nicht nur seine Rechtgläubigkeit, sondern auch seinen edeln Eifer, den Grundsätzen des Glaubens Eingang zu verschaffen, und dessen Uebereinstimmung mit den Forderungen der Vernunft darzustellen. Ja selbst die Enzyklopädischen ließen Descartes erhabenen Ideen über die Gottheit Gerechtigkeit widerfahren. Zu bemerken ist es, daß er so wenig, als Bacon, das Studium der Theologie vernachlässiget hatte.

Pascal, unstreitig ein großer Geist, bearbeitete mit Erfolg die abstrakten Wissenschaften, und machte darin bedeutende Entdeckungen. Die Kraft seines Genies machte ihn fähig, das Wesen einer jeden Wissenschaft zu erfassen, der er sich widmete.

Auch die Religion war der Gegenstand seines Forschens. Er drang in die Tiefe derselben, und entwarf den

Plan zu einem Werke, welches noch gehaltvoller hätte werden können, wenn ihn seine schwache Gesundheit nicht an dessen Vollendung gehindert hätte. Seine „Gedanken“ sind nur ein Entwurf, ein Leitfaden von diesem Werke. Allein so unvollendet dieser Versuch auch immer seyn mag, so erkennet man darin eine Meisterhand, und jene großen Züge, die nur einem erhabenen, mit Betrachtung des Allerwichtigsten vertrauten Geiste angehören.

Wenn wir übrigens dem Pascal Gerechtigkeit widerfahren lassen, in dem, was zur Verherrlichung seines Namens am meisten beigetragen hat, so wollen wir dadurch nicht alle seine Schriften ohne Unterschied gutheißen. Wir betrachten ihn, so wie die übrigen großen Männer, von unserm Standpunkte aus nur als Vertheidiger der erhabenen Grundsätze des Christenthumes. Diesen Ehrentitel hat sich Pascal durch sein Werk „Gedanken“ erworben, und nur zu bedauern ist es, daß er dieses Denkmal, welches für die Religion so nützlich, und für ihn so ruhmvoll hätte werden können, nicht vollenden konnte.

Newton, dieser tiefe Naturforscher, dieser so erhabene Philosoph, der so vielseitig zur Wissenschaft die Bahn gebrochen hat, der mit der Gabe, die einzelnen Umstände aufzufassen, die noch schwerere Kunst vereinbarte, besondere Thatsachen mit allgemeinen Resultaten in Verbindung zu bringen. Newton fand, wie Bacon, in den häufigen Naturerscheinungen, die er zum Gegenstand seiner Forschungen machte, immer neue Beweggründe, die unendlich fruchtbare Macht des höchsten Wesens zu bewundern. Er ergriff jede Gelegenheit, den Geist zum Schöpfer zurückzuführen. Seine „mathematischen Grundsätze der Natur-Philosophie“ und seine „Optik“ enthalten schöne Zeugnisse zu Gunsten der Gottheit, und einer seiner frühern Uebersetzer betrachtete sie als eine Vormauer gegen den Atheismus und Unglauben.

Der große Newton hatte sich mit besonderm Fleiße dem Studium der heiligen Schrift gewidmet, und die daraus geschöpften Resultate in wenig bekannten Schriften niedergelegt, obgleich diese in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke sich befinden *). Diese Schriften sind im Allgemeinen kostbar, insofern sie Newtons Gesinnungen über die Religion, seine Ehrfurcht gegen die heiligen Bücher, seine Anhänglichkeit an die großen Wahrheiten der Offenbarung beurkunden. Er war zwar ein eifriger Anhänger der anglikanischen Kirche; allein dieser Irrthum, Folge seiner Erziehung, benimmt ihm, als christlichen Philosophen, nichts von seinem Ansehen, und er hielt diesen letztern Titel in großen Ehren. Seine Briefe an Bentley beweisen seine Meinung über den Materialismus; und die große Mühe, die er sich gab, den Propheten Daniel und die Apokalypse zu erklären, der feierliche und religiöse Ton, der da in seiner Sprache herrschet, verrathen einen Mann, der von den Wahrheiten der Bibel durchdrungen ist. Voltaire und Fontenelle haben seine tiefe Ehrfurcht gegen Gott, sein unausgesetztes Forschen in der heiligen Schrift bemerket.

Ueber Leibnitz hat man nicht immer das richtigste Urtheil gefället. Voltaire behauptet in der Geschichte Karl XII., daß dieser Philosoph frei gedacht und gesprochen, und mit seinen freien Grundsätzen mehrere Fürsten begeistert habe. Eben so unbedachtsam äußert sich Fontenelle in seiner Lobrede über Leibnitz, daß man ihm zur Last gelegt habe, er sey nur ein eifriger und strenger Beobachter des Naturrechtes gewesen, und daß ihn hierüber seine geistlichen Behörden öffentlich, jedoch vergeblich zur Rede gestellt hätten. Im Gegentheil beweist Alles, daß Leibnitz vorzüglich religiös gewesen sey.

---

*) Ausgabe von Horsley, London 1779. 5 Bände in 4.

Seine Metaphysik ist so sehr mit seiner Religion verschmolzen, daß es unmöglich ist beide von einander zu trennen. Weit unterschieden von so manchen Neuerungssüchtigen unserer Zeit, die sich in eitlen Abstraktionen verlieren, und überall nur körperliche Wesen erblicken wollen, ist er reich an edlen und erhabenen Betrachtungen über Gott, über die Seele, über die Freiheit. Bei jeder Veranlassung huldiget er dem Christenthume. Er bekämpfte die Ungläubigen seiner Zeit, und widerlegte den Hobbes, Bayle, Spinoza, Sozinus und Wissovats.

Erst vor Kurzem sind seine „Gedanken über die Reli„gion und die Moral“ in öffentlichem Drucke erschienen. Dieses Werk hat den ausgezeichneten Charakter eines hohen Verstandes, einer gründlichen Weisheit, und eines festen Ganges, und überdieß noch das Eigene, daß es keineswegs den Grundsätzen der Kirchengemeinde fröhnet, in welcher der Verfasser geboren war. Er spricht darin von der Kirchengewalt als ein Mann, der ihre Rechte geprüft, und ihre Vortheile berechnet hat. Die Art, mit der er sich über die Päbste ausdrücket, könnte so manchem Katholiken zur Lehre dienen. Nach seinem Wunsche sollte ihre Macht in der ganzen Christenheit wieder hergestellt werden. Er erklärt sich über die Wiedervereinigung der beiden Kirchen mit einer Mäßigung, die nur bedauern läßt, daß er so weise Entwürfe nicht weiter ausgeführt hat. Nicht weniger lobenswürdig ist, was er über die Schönheit des Christenthumes, über die Hoheit seiner Geheimnisse, über die Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w. sagt.

Unsere vorzügliche Aufmerksamkeit aber verdient eine Stelle des Werkes, wo er seine bange Besorgniß über die Folgen der verkehrten, die Sittlichkeit und Religion anfeindenden Lehren nicht verhehlen kann. Er sah voraus, „daß „ihre Anhänger, wenn sie sich nur einmal von der so lästi-

„gen Furcht einer wachenden Vorsehung und einer drohen-
„den Zukunft befreiet hätten, ihren thierischen Leidenschaften
„freien Zügel lassen, ihr ganzes Bestreben nur auf Verfüh-
„rung und Verderbung ihrer Mitbrüder richten, und sogar,
„wenn ihr Vergnügen oder Vortheil es heischte, im Stande
„seyn würden, die Welt an vier Ecken in Brand zu stecken."
Er glaubte, daß diese verderblichen Meinungen, fortgepflanzt durch die Modebücher, Alles zu der allgemeinen Revolution, womit Europa bedroht wäre, vorbereiten würden, und er sah mit Schmerzen, wie die Vertilgung des Gefühls für Religion, auch jede Gesinnung eines rechtschaffenen Herzens ertödten würde.

Das waren die religiösen Besorgnisse dieses großen Philosophen. Was soll man nun sagen von jenen, die dem Christenthume einen in seinem Glauben so festen, in seinen Meinungen so weisen und gemäßigten Mann rauben wollten? Ist es nicht ein bemerkenswerthes Zeichen unsers Jahrhunderts, daß es ein Wohlgefallen daran hat, die Lehre großer Männer des vorigen Jahrhunderts zu entstellen?

Bacon, Descartes, Pascal, Newton und Leibnitz, waren also aufrichtige Christen. Sie schämten sich nicht des öffentlichen Glaubens an die Offenbarung, und gehörten sie auch verschiedenen Glaubensbekenntnissen an, theilten sie sich auch über einzelne Dogmen, so liebten und vertheidigten sie doch die Religion im Allgemeinen. Sie fanden im Glauben nichts Erniedrigendes für ihr Genie. Diese — über ihre Zeitgenossen so erhabenen Männer schämten sich nicht, im Punkte der Religion so zu denken, wie der gemeine Mann.

Sie, die im Gebiethe der Wissenschaften so viele neue Wege gebahnt hatten, machten sich es zur Ehre, auf den Pfaden der Offenbarung zu wandeln. Nicht nur verehrten sie einen Gott, nicht nur erkannten sie die großen Wahrheiten des natürlichen Gesetzes, sondern sie glaubten auch an

das Evangelium. Wer vermag diesen Namen größere entgegen zu setzen? welche Stimmen werden diese überwiegen? welche starke Geister in den Kampf sich wagen, mit diesen erhabenen und gelehrten Genies? oder könnte man diesen ausgezeichneten Talenten nicht viele andere achtungswerthe Schriftsteller der nämlichen Zeit anreihen, vorzüglich jene, welche die Regierung Ludwigs XIV. verherrlichten? —

Mit diesem Ehrfurcht gebiethenden Gefolge stellt sich das siebenzehnte Jahrhundert der Nachwelt dar; mit dieser Wolke von Zeugen verkündiget es seine Anhänglichkeit an die christlichen Wahrheiten, und wenn wir dieses Zeitalter durchgehen, so erscheint uns die Religion in ihrem ruhigen Gange, umgeben von dieser ehrwürdigen Gruppe von Gelehrten und Philosophen, die sich zu ihrer Huldigung vereinigen, die sich gleichsam hervordrängen, um ihren Triumph zu zieren.

Unterdessen, ungeachtet des allgemeinen Charakters, ungeachtet der ruhmwürdigen Beispiele seiner größten Männer, ungeachtet der vortrefflichen Schriften, die da erschienen, ungeachtet des Schutzes von Seite der Fürsten, und der günstigen Anlage von Seite der Völker, muß man doch gestehen, daß die Religion auch damals ihre Feinde zählte. Man sah einige Brauseköpfe sich verirren in ihren Untersuchungen, und selbst die Grundfesten des Christenthumes und der Sittenlehre untergraben. An ihrer Spitze stehen die Sozinianer, die eine eigene Sekte gebildet, und sich einige Zeit ziemlich verbreitet haben, und die von den Ungläubigen unserer Tage als ihre Vorgänger und Vorbilder betrachtet werden. Faustus Sozinus, Erzvater dieser Sektirer, starb im Jahre 1604. Er hatte von den Kalvinisten den Grundsatz geborget, weder an das Ansehen der Kirche, noch an jenes der Uebergabe zu glauben, und verbreitete ihn, so weit es möglich war.

Wir können ihn nicht in allen seinen Irrthümern über die Kirche, über die Gnade, über die Ewigkeit der Strafen, über die Sakramente, über die Sittenlehre verfolgen. Sein vorzüglichster Irrthum ist: daß er die Gottheit Jesu Christi und das Geheimniß der Menschwerdung läugnete. Uebrigens glaubte er an die Offenbarung, und verehrte die heilige Schrift; allein er erklärte sie nach seiner Art, und that den klärsten seiner Lehre widersprechendsten Texten Gewalt an.

Das enzyklopädische Wörterbuch will bei dem Artikel: „Unitarier“ die Sozinianer für pure Deisten betrachtet wissen, und erklärt ihre Dogmen mit einer auffallenden Schmeichelei und Ruhmredigkeit. Er behauptet, daß diese Sektirer die heiligen Schriften nur zum Scheine, und um sich die anders Denkenden nicht zu Feinden zu machen, annähmen, im Grunde aber an ihre Göttlichkeit nicht glaubten. Dieser und ähnlichen Behauptungen aber widersprechen die Werke der berühmtesten Unitarier, die zwar auch den Texten der Bibel Zwang anthun, indessen sich aber doch bemühen, ihre Dogmen, bei mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit, mit jenen Texten in Uebereinstimmung zu bringen. Die Ursache zu jener Behauptung liegt nur darin, daß man in der Lehre dieser Partei eine Stütze finden, und die Liste der Ungläubigen mit den Parteigängern einer Ketzerei vergrößern wollte, die ohne Zweifel das Christenthum heftig angriff, und die geoffenbarten Wahrheiten zu erschüttern drohte, die aber doch den göttlichen Aussprüchen öffentliche Achtung zollte.

Die Sozinianer verbreiteten sich in Polen und Siebenbürgen, wo sie sogar freie Ausübung ihres Gottesdienstes erhielten, und sich bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fortpflanzten, zu welcher Zeit sie nach und nach daraus vertrieben wurden. Nach dem Tode des Sozinus waren unter ihnen noch einige Häuptlinge, berüchtiget durch ihre Schriften und ihren heftigen Sektengeist, z. B. Crell, Wissovats,

und einige Andere. Nach ihrer Vertreibung aus Polen zerstreuten sie sich nach Deutschland, Holland und England, und in die von der römischen Kirche getrennten Gemeinden, wo sie bis auf unsere Zeiten her ihre Anhänger zählen.

Man wird sehen, daß ihre Irrthümer sogar unter den protestantischen Theologen Verwüstungen angerichtet haben, und daß bei dem größern Theile die Grundsätze der ersten Reformatoren in einen mehr oder weniger verdeckten Sozinianismus ausarteten. Es ist nur allzuwahr, daß die Unitarier dem Christenthume verderblich gewesen sind, und, da sie geoffenbarte Wahrheiten angegriffen, durch ihre Kühnheit den Angriffen der Feinde aller Offenbarung ein Vorspiel gemacht haben.

Die übrigen irreligiösen Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts, wenigstens die berüchtigsten, sind Vanini, Hobbes, Spinoza und Bayle. Der erstere, eben so bekannt durch seine Ausschweifungen, als durch seinen Atheismus, war nichts weniger als dazu geeignet, diesem System einen Glanz zu verschaffen. Er lief von allen Seiten herum, um Proselyten zu werben; verkündete seine Irrlehre in Deutschland, Holland, in den Niederlanden und in Italien, und ärntete überall nichts als Verachtung gegen seine Aufführung, und Abscheu gegen seine Vorträge. Er ward in England eingekerkert, und endete sein Leben zu Toulouse im Jahre 1619, als ein Opfer eines übertriebenen Sekteneifers. Apostel und Lehre waren sich wechselseitig einander würdig. Man findet in seinen Schriften den Atheismus, vermengt mit einer zügellosen Ausgelassenheit.

Das Nämliche kann man von den Schriften des Theophilus, eines französischen Dichters, sagen, der im Jahre 1626 starb, und den man als den Verfasser eines unfläthigen und irreligiösen Werkes beschuldiget hat. Dieses Buch war einige Jahre früher zu Paris zum Feuer verurtheilt

worden, und hat denjenigen gute Dienste geleistet, welche, wie der Verfasser, die Unsittlichkeit und den Unglauben mit einander verbinden wollten, und sich jener bedienten, um diesen desto sicherer einzupflanzen.

Hobbes, gebrandmarkt durch seine paradoxen Grundsätze, und ihre schrecklichen Folgerungen, wurde in England geboren. Er erkannte keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht, behauptete, daß Tugend und Laster nur aus dem Daseyn der Gesetze ihren Ursprung haben, betrachtete den Kriegszustand als den natürlichen Stand des Menschen, und vernünftelte so: Ich denke, also kann das Körperliche denken. Seine Abhandlung „von dem Bürger“ und sein „Leviathan,“ die er während seines Aufenthalts in Frankreich herausgab, veranlaßten einen Aufstand gegen ihn in diesem Königreiche. Er zog sich in sein Vaterland zurück, wo seine Lehre nicht weniger empörend erschien.

Das enzyklopädische Wörterbuch sagt von ihm bei dem Artikel „Hobbismus:“ Wenn er nicht ein Atheist war, so muß man gestehen, daß sein Gott wenig von dem des Spinoza unterschieden ist, dessen Vorläufer zu seyn er verdiente. Rousseau gibt ihn dem Abscheu des Menschengeschlechtes preis, und Diderot nennt ihn den verwegensten Feind der Menschheit. Er starb im Jahre 1679, in einem Alter von 92 Jahren, und ließ, wie es scheint, wenige Schüler zurück. Sein System ist eben so hart und zurückstoßend, wie seine Schreibart. Unterdessen haben es doch einige heutigen Schriftsteller gewagt, mehrere seiner Grundsätze wieder aufzuwärmen.

Spinoza, geboren zu Amsterdam im Jahre 1632, Sohn eines portugiesischen Juden, vertauschte die Religion seines Vaters mit der arminianischen Sekte, und diese mit dem Atheismus, dem er mit Heftigkeit anhing. Seine theologisch-politische Abhandlung, und seine nachgelassenen Werke ent-

halten diese letztere Lehre, die er in ein geordnetes System gebracht hat. Er behauptet, daß Gott kein denkendes und vollkommenes Wesen, und daß Alles einer blinden Nothwendigkeit unterworfen sey, und läßt nur eine bloße Kraft zu, begabt mit der Ausdehnung und dem Denkvermögen. Er verwirft die heilige Schrift, und läugnet die Wunder.

Den großen Namen, den er sich bei den Ungläubigen unserer Tage erworben hat, verdankt er vorzüglich seiner Abhandlung über die Moral, diesem Ungeheuer von Frechheit, wo er, seinen philosophischen Betrachtungen freien Zügel lassend, seinen Leser in den Abgrund der Gotteslängnung versenket. Durchdringt man nur ein wenig die dichten Finsternisse, mit denen er sich umhüllet, so entdeckt man eine Reihe von Abgründen, in die sich der verwegene Schwätzer fast schon von seinem ersten Schritte an gestürzt hat; entweder offenbar falsche, oder doch zweifelhafte Behauptungen, willkührliche, den natürlichen Begriffen und leicht erfaßlichen Wahrheiten unterschobene Grundsätze, einen Mißbrauch in den — größtentheils widersinnig genommenen Ausdrücken, einen Schwall von betrüglichen Zweideutigkeiten, eine Wolke von handgreiflichen Widersprüchen. So spricht das enzyklopädische Wörterbuch bei dem Artikel „Spinozismus.“

Selbst Cuper, Dom Lami, Jaquelot, Le Vassor und Bayle haben dieses abentheuerliche und dunkle Lehrgebäude bekämpft, das wahrscheinlich nur wenige Anhänger hatte, die ohne Zweifel den ganzen Lehrbegriff ihres Meisters nicht verstehen mochten. Auch Mathias Knusen, Spinozas Zeitgenosse, hatte es vergebens versucht, den Atheismus nach Deutschland zu verpflanzen. Sein Anhang von Eingeweihten scheint, ungeachtet seiner Betrügereien, nur in seiner Einbildung bestanden zu haben, und der Stifter machte so wenig Aufsehen, daß man seit dem Jahre 1674, wo er sich als Pre-

diger des Atheismus ankündigte, von seinem ferneren Schicksale nichts mehr weiß.

Bayle, dieser scharfsinnige Kritiker, dieser unermüdete Zweifler, betrat eine andere Bahn als Spinoza. Er baute kein irreligiöses System, und brachte seine Lehre in keinen Zusammenhang. Einzig auf Untergraben und Zerstören bedacht, ist er immer damit beschäftiget, Einwürfe, Zweifel, Schwierigkeiten zu erheben, die unstreitigsten Wahrheiten zweifelhaft zu machen, und die klarsten Grundsätze zu verdunkeln. Man möchte sagen, daß er ein Vergnügen daran habe, jeden Gegenstand, den er behandelt, mit Gewölke zu umhüllen. Er vermengt Trugschlüsse mit Beweisen, das Widersinnigste mit treffender Beurtheilung, das Wahre mit dem Falschen. Er bekämpft das Christenthum nicht mit offener Stirne, er bekriegt es mit heimtückischer List und boshafter Schikane.

Er zweifelte und spottete über Alles, sagt von ihm d'Alembert. Voltaire nennt ihn mit Recht den Ersten der philosophischen Zweifler. Seine größten Feinde, setzt er noch bei, müssen gestehen, daß in seinen Werken nicht eine einzige Zeile zu finden sey, die eine offenbare Lästerung gegen die christliche Religion ausspräche; aber seine größten Vertheidiger machen das Geständniß, daß in seinen Streitfragen nicht ein einziges Blatt sich finde, das den Leser nicht zum Zweifel und zum Unglauben führte.

Eben so schamlos in seinen Ausdrücken, wie zweifelnd in seinem Glauben, ist er verschwenderisch mit Unfläthigkeiten, wie mit Irrthümern. Ausgerüstet mit einer umfassenden, aber schlecht geordneten Gelehrsamkeit, streuet er gleichsam wie im Vorbeigehen falsche Beweisgründe, verfängliche Folgerungen, unredliche Beschuldigungen, kühne Streiche, gewagte Anekdoten, unrichtige Zitationen, zwecklose Abschweifungen, widersprechende Zeugnisse aus. Er stützt sich mehr

auf Vernunftgründe, die einen Irrthum begünstigen, als auf jene, die eine Wahrheit befestigen. Er lehrt denken, sagt man; er lehrt aber noch mehr sich verirren. Unter dem Vorwande, ziemlich gleichgiltige Mißgriffe in der Geschichte und Literatur aufzudecken, macht er deren selbst viel bedeutendere und gefährlichere.

Voltaire sagt ferners von Bayle sehr treffend, daß er der allgemeine Wortführer der Philosophen war, jedoch weniger richtig, daß er seine Entscheidung nie gab. Dieser allgemeine Advokat ist sehr oft Richter und Partei, und entscheidet nur zu gerne, und zwar für die allerschlimmste Sache. Bayle hatte auf das achtzehnte Jahrhundert einen ausgezeichneten Einfluß. Mit ihm beginnt die Kette der Verläumder des Christenthumes. Durch ihn ist die ausschweifende Kritik über Gegenstände der Religion zur herrschenden Sitte geworden. Ihm hat man diese immer wiederkehrenden Schwierigkeiten, diese wiederholten Einwendungen, diese Spitzfindigkeiten, diese Trugschlüsse abgeborgt, mit denen seine Schriften angefüllt sind.

Bayle hinterließ eine Schule, die seine Schriften predigte, seine Vernunftlehre anrühmte, und seine Zweifelsucht als die Ausgeburt einer hohen Weisheit darstellte. Die schamlose Frechheit in seinen Werken reitzte nur noch mehr sie zu lesen, und so verbreitete sich das zweifache Gift, das sie enthielten, in die Literatur hinüber.

Dieß waren die vorzüglichern Schriftsteller, die im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts sich als Feinde desjenigen Glaubens erklärten, welchem vor ihnen, im nämlichen Jahrhunderte, so viele große Geister gehuldiget hatten. Dieß waren jene Menschen, welche diese verderblichen Meinungen zu verbreiten anfingen, von deren ersteren Fortschritten Leibnitz noch Augenzeuge war, und welche die Besorgnisse dieses großen Mannes erregten. Newton und Leibnitz lebten noch,

und schon pflanzte sich, ungeachtet der anziehenden Kraft ihrer Beispiele, ungeachtet des Ansehens ihrer Namen, eine von der ihrigen so verschiedene Lehre fort.

Schon entfernten sich Menschen eines ungemein geringern Werthes gegen jenen dieser erleuchteten Philosophen von ihren Fußsteigen, und maßten sich an, mit so ungleichen Waffen gegen diese furchtbaren Kämpfer in die Schranken zu treten. Woher kam doch eine solche Unbesonnenheit, eine solche Verwegenheit? Die großen Geister, von denen wir gesprochen haben, scheinen in gewisser Art die Bewunderung erschöpft zu haben. Man verzweifelte an der Möglichkeit, sie auf jenem Wege zu erreichen, den sie gewandelt hatten; man wandte sich daher auf einen andern.

Sie setzten ihren Ruhm in die Verehrung der Religion, man suchte daher einen andern Ruhm in der Anfeindung derselben. Man konnte ihnen nicht gleich kommen an Einsichten und Geistesgröße; man wähnte also, sich dafür schadlos zu halten, wenn man als offener Gegner derjenigen Grundsätze aufträte, zu denen sie sich bekannt hatten, und im Gefühle der Unmacht, ihre Größe zu erreichen, schmeichelte man sich, dafür einigen Ersatz zu erhalten durch einen übermäßigen Stolz. Man wollte ein Joch, unter welches sich so erhabene Geister gebeugt hatten, als entehrend herabwürdigen, und stellte sich auf jene Seite, die den Leidenschaften und der Liebe zur Unabhängigkeit am meisten schmeichelte.

Die Gottlosigkeiten des Sozinus, die Verirrungen des Hobbes, die Lästerungen des Spinoza hatten den irreligiösen Systemen die Bahn vorgezeichnet. Die immer und immer wieder aufgewärmten Einwendungen des Bayle hatten besonders den Samen der Zweifelsucht und des Unglaubens ausgestreut. Schriftsteller, in seiner Schule erzogen, übernahmen die Pflege und Entwickelung dieser unglücklichen

Keime, und bezeichneten die letzteren Jahre des siebzehnten Jahrhunderts mit verwegenen Geistes-Produktionen, die auf Erschütterung unserer Dogmen, unserer Geheimnisse, unseres Gottesdienstes berechnet waren.

In England wurde die erste Losung zu diesem unseligen Kriege gegeben. Noch vor dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts sah dieses Königreich einige Schriftsteller sich erheben, die sich der Religion feindlich gegenüber stellten. Offen und ohne Scheu bekannten sich angesehene Männer zum Deismus. Herbert, Graf von Cherbury, hatte ihn in ein System gebracht, und sich geschmeichelt, die natürliche Religion auf den Ruinen der Offenbarung erbaut zu haben. Blount, sein Schüler, trat in seine Fußstapfen, und setzte seine Irrthümer fort. Er ermordete sich im Jahre 1693, und hinterließ unter andern ein Werk, „die göttlichen Aus„sprüche der Vernunft“ betitelt, welches sein Freund Gildon herausgab. Dieser setzte eine Vorrede hinzu, worin er Blount und seine Schriften mit Lobsprüchen überhäuft.

Locke war unter mehreren Beziehungen ein achtbarer Schriftsteller; nichts destoweniger sagen mehrere seiner Meinungen nur zu sehr den Irrthümern der Sozinianer zu. Seine Aeußerung über die Unsterblichkeit der Seele hat den Ungläubigen eine Waffe in die Hand gegeben. Sein System über die angebornen Ideen ist mehreren Freunden der Religion als eine unheilbringende Ausgeburt erschienen. Was er über die Offenbarung spricht, möchte nur denen nicht gänzlich mißfallen, die mit ihrem Geiste weniger vertraut sind. In seinem Werke endlich, „vernünftiges Christenthum,“ das man mit besserem Fuge Vernunft-Christenthum betiteln sollte, zeigt er sich im höchsten Grade als Freigeist. Er hatte eben so wenig Anhängigkeit für die anglikanische Kirche, als für die übrigen protestantischen Glaubensbekenntnisse, und ihm waren die verschiedenen Glaubens-Symbole ganz

gleichgiltig. Er ist einer von den Vorläufern der Vernunft-Christen, die in diesen letzteren Zeiten in England der Offenbarung so kühne Streiche versetzt haben.

Noch viele andere Schriftsteller, Lockes Zeitgenossen, machten sich in der nämlichen Epoche ein Geschäft daraus, die Grundfesten der Religion zu erschüttern. Unstreitig hatte Toland dieses Ziel im Auge, mit seinem Werke „Christenthum „ohne Geheimnisse," welches im Jahre 1696 erschien. Bury, Verfasser des „nackten Evangeliums," untergrub ebenfalls die vornehmsten Geheimnisse der Religion, unter andern die Gottheit Jesu Christi. Lockes Schüler wußten der Lehre ihres Meisters Eingang zu verschaffen, die von jener der Arianer nicht viel unterschieden war. Diese beiden Parteien vereinigten am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ihre Kräfte. Die eine zählte unter ihren Vertheidigern den Shaftesbury, Collins, Tindal, Woolston, Coward; die andere den Whiston, Whitby, Emlga, Chubb.

Nun haben wir zur Genüge gezeigt, wie der Unglaube in England sich ausbrütete, und von dort aus den traurigen Kampf vorbereitete, welchen die Religion in diesem Jahrhunderte zu bestehen hatte. Jetzt wollen wir einen Blick auf den Zustand der Kirche in den verschiedenen Theilen der Welt am Eingange des achtzehnten Jahrhunderts werfen.

## II. Abschnitt.

### Italien.

Füglich müssen wir dieses Gemälde mit der Kirche von Rom, der Mutter aller übrigen, beginnen. Sie genoß damals einen tiefen Frieden. Eine glückliche Eintracht herrschte zwischen dem heiligen Stuhle und den anderen Mächten. Eine vor wenigen Jahren abgeschlossene Uebereinkunft hatte das gute Vernehmen und Einverständniß zwischen dem römischen und französischen Hofe wieder hergestellt. Die früheren Ur-

sachen zu Beschwerden waren vergessen. Man dachte nicht mehr daran, diesen Hof wegen eines Ehrgeitzes zu beschuldigen, der keine weiteren Folgen hatte; noch dem gegenwärtigen Pabste die Eingriffe einiger seiner Vorfahrer in den verflossenen Zeiten zur Last zu legen. Man fühlte das Unrecht, gegen eine Regierung, die keinen andern Wunsch, als den des Friedens äußerte, mißtrauisch und feindselig gewesen zu seyn.

Seit längerer Zeit saßen auf dem heiligen Stuhle gemäßigte Oberhirten, die, unfähig zu gewaltsamen Maßregeln, weit entfernt waren, die Ruhe der Staaten zu stören. Sie beschäftigten sich einzig mit der Sorge fürs Geistliche. Fern von ehrgeitzigen Anmaßungen brachten sie oft der Erhaltung der Eintracht bedeutende Opfer. Ihre Verhältnisse mit anderen Höfen hatten nur das Wohl der Kirche, die Fortschritte der Religion, und die Vortheile ihrer Diener zum Zwecke. Sie erwarben sich allgemeine Hochschätzung in Rom, durch das Beispiel ihrer Tugenden, von Außen, durch einen weisen Eifer, durch eine immer wirksame aber kluge Sorgfalt für die ihrer Obhut anvertraute Heerde.

Klemens **XI.** ward auf den päbstlichen Thron erhoben. Geboren zu Urbino im Jahre 1649, aus einer alten Familie dieses Herzogthumes, hatte Johann Franz Albani schon frühzeitig die besten Anlagen zur Frömmigkeit bewiesen. Im Jahre 1677 trat er in das Konsistorium, das heißt, in jene Versammlung von Geistlichen, die insbesonders den Geschäften am heiligen Stuhle gewidmet sind, und aus deren Mitte man diejenigen zu wählen pflegt, mit denen man die verschiedenen Aemter am römischen Hofe besetzen will. Der neue Prälat wurde mit mehreren Stellen bekleidet, die er mit Gerechtigkeit und Weisheit verwaltete.

Endlich wurde er Sekretär der päbstlichen Breven, welche Anstellung ihn zur Kardinalswürde führte. Alexan-

der VIII. verlieh ihm den Kardinalshut im Jahre 1690. Innocenz XII. benützte seinen Rath in den wichtigsten Angelegenheiten. Der Kardinal Albani besaß große Kenntnisse und ungemeine Thätigkeit. Besonders lobte man an ihm seine Liebe gegen die Armen, und seinen Eifer zur Bekehrung von Menschen, die im Irrthume verstrickt waren. Uebrigens war er noch nicht Priester. Seine Demuth hatte ihn bisher vom Priesterthume entfernt gehalten, zu dem er erst im Jahre 1700 eingeweiht wurde.

Bald darauf starb Innocenz XII., und das Konklave eröffnete sich wie gewöhnlich. Es bestand aus 58 Kardinälen und dauerte 45 Tage. Am 23. November wurde Kardinal Albani zum Pabste erwählet. Es kostete Mühe, seinen Widerstand zu besiegen; denn er fühlte die Schwere der Amtspflichten, die man ihm auflegte. Drei Tage lang widersetzte er sich, und gab nur auf das Gutachten zu Rathe gezogener großer Gottesgelehrten seine Einwilligung. Kardinal Bouillon weihte ihn am 30. November zum Bischofe; am 8. des folgenden Monates wurde er gekrönt.

Klemens XI. (diesen Namen hatte der neue Pabst angenommen) widmete sich alsogleich der Regierung der Kirche, und seine ersten Worte waren Worte des Friedens. Er schrieb an alle Monarchen, um sie von einem Kriege abwendig zu machen, der damals wegen der spanischen Thronfolge Europa bedrohte. Vorzüglich ermahnte er den Kaiser Leopold zur Mäßigung, der nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er die Ansprüche seines Hauses mit Waffengewalt geltend machen wollte. Der Pabst hatte sich beeilet, Philipp V. anzuerkennen.

Schon aus Neigung dem französischen Hofe anhängig, glaubte er sich Ludwig XIV. noch mehr zur Dankbarkeit verpflichtet, wegen seines großmüthigen Benehmens bei Gelegenheit eines Aufstandes zur Zeit des letzten Konklave, wo

der französische Gesandte, Prinz von Monaco, insultirt worden war. Dieser Minister hatte auf der Stelle Rom verlassen. Er erinnerte sich, daß sein Herr früher bei einer fast ähnlichen Veranlassung die befriedigendste Genugthuung gefordert hatte. Allein Ludwig **XIV.** war nicht mehr jener schnell auffahrende Monarch, der seine Rechte mit stolzer Härte behauptete. Reif an Alter und Erfahrung nahm er die Entschuldigungen des heiligen Kollegiums gnädig auf, und befahl dem Prinzen von Monaco seine Rückkehr nach Rom. Der Pabst versprach von seiner Seite die strengste Untersuchung gegen die Schuldigen, und es kam dieser Gegenstand, welcher, 20 Jahre früher, die beiden Höfe aufs Neue entzweiet haben würde, fernerhin nicht mehr zur Sprache.

Wir sehen Klemens **XI.** schon vom ersten Jahre seiner Erwählung an seine Sorfalt auf die verschiedenen Theile der Christenheit richten. Er bringt einen Fürsten Italiens dahin, daß er ein besseres Beispiel eines geordneten Wandels gab. Er sendet fünf Missionspriester nach Persien, und empfiehlt sie dem Könige dieses Landes. Zwei schickte er nach Nubien. Er bewegt Ludwig **XIV.**, die Armenier und andere von den Türken unterdrückte Katholiken zu beschützen. Er nimmt mehrere Prälaten der griechischen Kirche, den russischen Bischof Szumlanski, den Erzbischof von Tripolis, den Bischof von Heliopolis, den Bischof von Berytus in die Gemeinschaft des heiligen Stuhles auf. Er ermahnt die Bischöfe von Polen, bei dem nächsten Reichstage auf die Vortheile der Religion Bedacht zu nehmen. Er macht bei den Monarchen neue Versuche, um sie für den Frieden zu stimmen. Er sendet an sie außerordentliche Nuntien, und macht ihnen die väterlichsten Vorstellungen, die unglücklicher Weise durch den Geist der Zwietracht und der Eifersucht fruchtlos gemacht worden sind.

Das heilige Kollegium bestand am 1. Jänner 1701 aus 65 Kardinälen, von denen 5 Kardinal-Bischöfe, 48 Kardinal-Priester und 12 Kardinal-Diakonen waren. Dekan desselben war der Kardinal La Tour d'Auvergne von Bouillon, ein Franzos, der eben zu dieser Zeit bei Ludwig XIV. in Ungnade fiel. Der Einkünfte seiner Pfründen und seiner übrigen Güter beraubt, zog er sich nach Rom zurück, und starb daselbst im Jahre 1715. Unter den übrigen Kardinälen zeichneten sich mehrere durch ihre persönlichen Eigenschaften, durch ihre Verdienste, Kenntnisse und Tugenden aus.

Wir werden nicht alle nennen; aber nicht mit Stillschweigen können wir umgehen den Kardinal Orsini, der in der Folge Pabst wurde, und der die Demuth eines Ordensmannes mit dem Eifer eines Bischofes vereinbarte. Der Kardinal Barbadigo, Bischof von Montefiaskone, war ein würdiger Verwandter des heiligen Bischofes von Padua, der im Jahre 1697 im Rufe der Heiligkeit gestorben ist. Der Kardinal Petrucci führte einen sehr erbaulichen und strengen Lebenswandel. Da er des Quietismus beschuldiget, und über seine Werke die Verdammung ausgesprochen ward, brachte er den Rest seiner Tage in der Buße und Einsamkeit zu.

Der Kardinal Kolloredo, Großpönitentiar, stand mit Mabillon in wissenschaftlichem Verkehr. Der Kardinal Negroni entschlug sich aller Geschäfte, und sogar der bischöflichen Verrichtungen, um gänzlich den Wissenschaften und den Uebungen der Frömmigkeit zu leben. Der Kardinal Del Verme, Bischof von Ferrara, erwarb sich durch seinen Eifer und seine Wohlthätigkeit allgemeine Achtung. Der Kardinal Ferrari, aus dem Predigerorden, hatte die Frömmigkeit und Bescheidenheit des eifrigsten Ordensmannes beibehalten. Die Kardinäle Marescotti und Sacripante waren Väter der Armen.

Der Kardinal Noris galt für die Leuchte des heiligen Kollegiums. Geboren zu Verona, und Mitglied des Augustinerordens hatte er lange Zeit die Theologie gelehrt, und sich in diesem wissenschaftlichen Zweige einen großen Namen gemacht. Eben so bewandert war er in den kirchengeschichtlichen und profanen Alterthümern. Seine Geschichte des Pelagianismus wurde öfters dem heiligen Stuhle als verdächtig angezeigt, von diesem aber nicht verdammet. Der Kardinal Noris war einer der gelehrtesten und arbeitsamsten Männer seiner Zeit.

Rom hatte unter der Reihenfolge mehrerer vortrefflicher Päbste den Charakter einer strengen Sittlichkeit, wie sie der Hauptstadt der christlichen Welt würdig war, angenommen. Vorzüglich hatte das Pontifikat Innocenz **XI.**, eines frommen und strengen Pabstes, der moralischen Zucht und Ordnung große Achtung verschaffet. Von der Hauptstadt war dieses Beispiel in die verschiedenen Provinzen Italiens ausgegangen. Seminarien waren errichtet worden, um die Erziehung und die Studien der Geistlichen zu vervollkommnen. Erbaulich lebende Bischöfe hatten ihre Diözesen auf einen ehrwürdigen Stand gebracht.

Der Kardinal Orsini hatte bald Manfredonia, bald Cesena mit seinem Eifer begeistert, und seiner Tugend wurde, nachdem er auf den erzbischöflichen Stuhl von Benevente erhoben ward, noch ein größerer Schauplatz eröffnet. Die Denkmäler, womit er diese Stadt bereicherte, waren die geringsten seiner Wohlthaten, die er dort ausstreuete. Deftere Predigten, väterliche Unterweisungen, jährliche Versammlungen der Geistlichkeit, zahlreiche Verordnungen, und das Beispiel einer tief gegründeten Frömmigkeit stifteten ungemein viel Gutes in seiner Diözese. Untrennbar von seiner Heerde schlug er das Erzbisthum von Neapel aus, wohin ihn Innocenz **XII.** als seinen Nachfolger versetzt wissen wollte.

Es wurde daher der Kardinal Canteluci dahin ernannt, welcher sich in seinem neuen Wirkungskreise so benahm, daß seine Diözese die auf ihn gefallene Wahl nicht zu bereuen hatte. Er besuchte mit hirtenamtlicher Sorgfalt seine Heerde, unterrichtete das Volk, stellte die Mißbräuche ab, und schien ganz den großen heiligen Bischof Karl von Borromä sich zum Muster gewählt zu haben. Der Kardinal Barbadigo starb sehr bald nach der Besitznahme seines Bisthumes zu Padua. Seine hohe Frömmigkeit, sein unermüdeter Eifer in Ausübung guter Werke, sein wahrhaft heiliger und bischöflicher Wandel hatten ihm die Bewunderung seiner Diözese, und in der Folge die Ehre der Seligsprechung erworben.

Dionysius Delfini, Patriarch von Aquilea, unterdrückte die Mißbräuche und unterstützte die Armen. Marzellus Cavalieri, Bischof von Gravina, vereinbarte die Tugenden der Frömmigkeit, des Eifers und der Wohlthätigkeit. Simon Veglini, Bischof von Trebico, und später von Trivarico, wird als ein vortrefflicher Hirt angerühmt. Franziskus Verde, vormaliger Bischof von Vico di Sorento, der auf sein Bisthum verzichtete, um sich ganz seinem Heilsgeschäfte zu widmen, war wegen seiner Kunde des kanonischen Rechtes sehr geschätzt. Daniel Scoppa, Bischof von Nolia, ein erbaulicher Ordensmann und tugendhafter Prälat, war der Vater der Armen. Sein Tod war so heilig, wie sein Leben.

Markus Battaglini, Bischof von Nocera, und in der Folge von Cesena, bearbeitete die Kirchengeschichte, unterrichtete die Seelsorger in eigens für sie verfaßten Werken, und gab allen Gläubigen nützliche Andachtsbücher in die Hände. Pompejus Sarnelli, Bischof von Biseglia, schrieb viele in Italien hochgeschätzte Bücher zur allgemeinen Erbauung. Der Prälat, Franziskus Bianchini, war ein großer Gelehrter in Beziehung auf kirchengeschichtliche und pro-

fane Alterthumskunde. Michael Amato, Lehrer der Theologie zu Neapel und Mitglied der Kongregation der apostolischen Missionen, hat geschätzte Abhandlungen über die Kirchengeschichte geliefert.

Ueber den nämlichen Gegenstand schrieb auch Bischof Bacchini, Benediktinerordens von Monte-Cassino, ein berühmter Prediger, ein Gelehrter von seltenem Verdienste. Marquis Maffei schätzte sichs zur Ehre sein Schüler zu seyn. Justus Fontamini, nachmals Erzbischof von Ancyra, ein scharfsinniger Kritiker, legte schon damals den Grund zu jenem ausgebreiteten Ruhme, den er sich in der Folge erwarb, und den er durch seine unzählige Denkschriften, Abhandlungen und Briefe über verschiedene Gegenstände der Gelehrsamkeit behauptete. Andreucci, Lehrer der Gottesgelehrtheit im Bisthume von Pavia, hat viele Werke über die Theologie, Geschichte, Moral und Aszetik hinterlassen.

In letzterem Fache waren die Jesuiten, Agnelli und Bonucci, vorzüglich fruchtbar. Paul Segneri, aus der nämlichen Gesellschaft, und Neffe des berühmten Paul Segneri, der im Jahre 1694 gestorben ist, ahmte diesem nach in der Heiligkeit des Lebens, wie im Eifer für die Missionen. Er starb zu Sinigaglia im Jahre 1713 am 15. Juni im Rufe der Heiligkeit. Ein anderer Jesuit, Alemanni, zeichnete sich durch eine hervorleuchtende Frömmigkeit aus. In seiner herausgegebenen Lebensgeschichte werden ihm Wunderwerke zugeschrieben.

Sizilien wurde einige Zeit lang durch Streitigkeiten über den Quietismus beunruhiget. Die Verwirrung, die dieser Irrthum gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts veranlaßt hatte, machte die Hirten aufmerksamer auf die Sprößlinge, die er noch immer trieb. Eine Sizilianerin, die Schwester Theresia genannt, ward der Verbreitung phanta-

stischer Visionen beschuldiget. Sie nannte sich die vierte Person der Dreieinigkeit, und die Miterlöserin der Menschen. Sie durchlief die ganze Insel, um ihre Albernheiten an den Mann zu bringen, und fand wirklich solche Schwachköpfe, die ihr glaubten. Man bemächtigte sich ihrer Person, als sie im Begriffe war, ihre Träumereien auch in der Ferne zu predigen.

Kosmus III., aus dem Hause der Medicis, Großherzog von Toskana, berief 18 Mönche des Trappistenordens aus Frankreich nach Toskana, die er zur Gründung einer Pflanzschule dieses Ordens zu Buon-Solazzo bestimmte, und die auch wirklich in diesem Kloster den Geist der Verbesserung, den der fromme Abt Rance eingeführt hatte, verewigten. An der Spitze dieser Trappisten waren der Graf Davia, ein Piemonteser, und der Graf von Rosenberg, aus dem Geschlechte von Janson, welche ehemals in der Welt große Rollen gespielt, dann aber, der irdischen Größe überdrüssig, sich der Strenge der Buße in die Arme geworfen hatten. Wenige Jahre darauf verlangte auch der Pabst einige Trappisten zur Reform einer Benediktinerabtei zu Rom. Dom de la Cour, einer der Nachfolger des Abtes Rance, ward mit dieser Gründung beauftragt.

## Frankreich.

In Frankreich erfreute sich die Kirche am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der glücklichsten Lage. Sie bewahrte bisher noch immer die ehrwürdige Haltung, die sie in dem vorgehenden Jahrhunderte angenommen hatte, wo so viele durch Heiligkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer durch ihre Talente, durch ihre Tugenden und durch ihren Eifer derselben Ehrfurcht verschafften. Der Streit über den Quietismus vermochte kaum den Frieden zu stören, dessen sie genoß; ohnehin war derselbe durch die Unterwer-

fung des Erzbischofes von Cambrai auf einmal unterdrückt, und erlebte das neue Jahrhundert nicht mehr.

Die Streitsache des Jansenismus, ungleich ernsthafter und leidenschaftlicher geführt, war damals schon dergestalt beigelegt, daß man sie für erloschen ansehen konnte. Es wagte zwar diese Sekte noch von Zeit zu Zeit einige Versuche, und verkündete ihr Daseyn durch unbesonnene Schritte, durch einige Schriften, durch mehr oder minder auffallende Handlungen der Widerspänstigkeit. Allein diese Bewegungen waren von keiner heftigen, von keiner beunruhigenden Art. Die Unruhestifter wurden durch den Eifer der Bischöfe und durch die kluge Festigkeit des Monarchen im Zügel gehalten.

Die Geistlichkeit war mit dem besten Geiste beseelet. Durch die zahlreichen Ordensgesellschaften, die im vorigen Jahrhunderte errichtet worden waren, und die noch in ihrer klösterlichen Zucht und Ordnung bestanden, zur wahren Frömmigkeit gebildet, gab sie schöne Beispiele der Tugend, und mehrere ihrer Glieder offenbarten in ihrer Lebensweise die vortrefflichen Eigenschaften, wodurch sich früher die Rochefoucauld und Berulle unter dem römischen Purpur, die Gault und Solminiac in der bischöflichen Würde, die Vincenz und Olier im Priesterthume, die Regis und Rance im Ordensstande ausgezeichnet hatten.

Im Jahre 1701 gab es sieben französische Kardinäle. Weniger ausgezeichnet durch eine vornehme Geburt, aber sehr achtungswerth durch seine bischöflichen Eigenschaften war der Kardinal Camus, Bischof von Grenoble, ein äußerst mäßig und streng lebender Prälat, der allen ehrgeitzigen Entwürfen fremd, und mit den Uebungen der Frömmigkeit beschäftiget, seine Diözese nie verließ, und sich mit Eifer den Verrichtungen seines Amtes weihete.

Unter den Bischöfen gab es sehr viele ehrwürdige Män-

ner; doch den Vorrang behauptete Bossuet, dieser anstaunenswürdige Geistesmann, diese schönste Zierde seines Jahrhunderts. Obgleich schon in höherem Alter, schien er doch nichts von seinem Eifer und seiner Kraft verloren zu haben, die er vor Kurzem erst gegen den Quietismus entwickelt hatte, und das neue Jahrhundert sah ihn noch mit den Waffen in der Hand, um einen verwegenen Kritiker zu bekämpfen.

Durch sein Genie an die Spitze der französischen Kirche gestellt, geachtet vom In- und Auslande, beehrt mit dem Vertrauen seines Monarchen, war er, durch seine Arbeiten und Dienste, gleichsam der bevollmächtigte Repräsentant der Bischöfe und Lehrer. Geschichtschreiber, Redner, Theolog, Polemiker, hatte er sich in einem jeden dieser Fächer durch seine unsterblichen Werke ausgezeichnet. Er führte mehrere berühmte Personen in den Schooß der Kirche zurück. Der Marschall von Türenne, die Frau von Düras, Minister, Gelehrte verdankten ihm ihre Rückkehr zur Wahrheit.

Man weiß, mit welchem Glanze der Bischof von Meaux bei der Versammlung der Geistlichkeit des Jahres 1682 erschien. Er war die Seele der Berathungen, die dort zur Sprache kamen.

Er war auch bei der Versammlung der Geistlichkeit vom Jahre 1700, wo er zur Verdammung vieler Sätze über die Sittenlehre und vier anderer, die den Jansenismus begünstigten oder erneuerten, das Meiste beigetragen hat. Früher hatte er an die Nonnen von Port-Royal geschrieben, um sie zur Unterzeichnung des Formulars zu ermahnen, und hatte nach dem Geständnisse eines Appellanten viel Eifer bewiesen, um bei dieser Unterzeichnung auch nur den Schein eines Zwanges zu entfernen. Er war einer der ersten, die Broschüre: „der Gewissensfall“ zu verdammen, und erhob sich mächtig gegen die „kirchengeschichtliche Bibliothek“ des Doktors Düpin.

Sein Wandel entsprach vollkommen dem eines erbaulichen Kirchenprälaten; voll des Eifers, voll der Geschäftigkeit, entweder für das Wohl seiner Diözese insbesondere, oder für das Wohl der Kirche im Allgemeinen, erfüllte er alle seine Pflichten, und predigte gewöhnlich immer selbst, theils zu Meaux, theils bei seinen hirtenamtlichen Visitationen.

Zu Cambrai machte Fenelon die Tugend liebenswürdig durch seine anziehende Frömmigkeit, ertrug es mit ehrender und edler Standhaftigkeit, in Ungnade gefallen zu seyn, und theilte seine Zeit zwischen die Regierung seines Bisthumes, und zwischen die Ausarbeitung jener Werke, die ihrer Beredsamkeit und Gründlichkeit wegen ihm einen gerechten Ruhm erworben haben. Schon der Name Fenelon bringt uns die liebenswürdigste Tugend und die zärtlichste Nächstenliebe in Rückerinnerung. Noch heut zu Tage spricht sein Andenken jedes gefühlvolle Herz an, und seine großen Eigenschaften fesselten selbst jene an ihn, die mit ihm nicht gleiche religiöse Grundsätze theilten.

Die Philosophen unserer Tage haben ihn mit Lobsprüchen überhäuft. Jedoch muß man sich aus ihrem Gerede nicht auf den Gedanken führen lassen, als wäre die Nachgiebigkeit Fenelons aus einer gewissen Gleichgiltigkeit gegen jeden religiösen Glauben entsprungen. War dieser große Mann äußerst friedliebend, gemäßigt und liebevoll; so war er auch ungeheuchelt fromm. Seine Handlungen, seine Werke, sein ganzes Wirken bekräftigen seine Liebe zu Gott, und seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Religion.

Die Enkel Ludwig XIV. wurden ihm zur Erziehung übergeben, und es gelang ihm, den ältesten dieser Prinzen zum würdigen Thronerben des heiligen Ludwig zu bilden. Eben so tief grub er dem Herzoge von Burgund die Grundsätze der Religion, der Weisheit und der Gerechtigkeit ins Herz.

Im Jahre 1695 zum Erzbischofe von Cambrai ernannt, begab er sich auf der Stelle einer Abtei, deren Einkünfte er seit Kurzem bezog, und verfügte sich in seinen Kirchensprengel, den er nicht mehr verlassen hat. Wir erwähnen des Streites über den Quietismus nur deswegen, um zu bemerken, mit welcher Bereitwilligkeit er die Behauptungen seines Buches widerrief, sobald der heilige Stuhl die Verdammung darüber ausgesprochen hatte. Fenelon war das Glück einer großen Diözese, als ihn im Jahre 1715 der Tod hinwegnahm. Das war ein Tag der Trauer für seine Heerde, deren Wohlthäter er war.

Bemerkenswerth ist die innigste Vereinigung und unverletzliche Treue der Freunde dieses großen Mannes. Diese Freunde waren die tugendhaftesten Männer ihrer Zeit, der Herzog von Burgund, der ihm auch in seiner Ungnade eine unveränderte Anhänglichkeit bewahrte; die Herzoge von Beauvilliers und von Chevreuse, die Aebte von Langeron, von Chanterac und von Beaumont, die Herren von Puy und Lechelle. Die Einen folgten ihm in seine Verbannung, die Andern unterhielten mit ihm einen ununterbrochenen Briefwechsel. Auch ferne von Versailles war er ihr Führer, ihr Orakel, und so mächtig herrschte seine Tugend und Geistesgröße über die Gemüther, daß er aus der Tiefe seiner Verbannung ohne Wissen des mit Vorurtheil befaßten Monarchen, die Berathungen und Entscheidungen seines Minister-Rathes diktirte.

Nach diesen zwei großen Männern, die an Verdienst und Ruhm wohl kaum ihres Gleichen hatten, machten sich noch Andere durch ihre Kenntnisse und Tugenden schätzbar. Huet, ehemaliger Bischof von Avranches, war ein Prälat von großer Gelehrsamkeit. Seine „Beweise des Evangeliums,“ seine Ausgabe „der Kommentarien des Origenes über die „heilige Schrift,“ seine „Untersuchungen über die Harmonie

„der Vernunft und des Glaubens“ waren sehr geschätzt, und werden auch in einem minder leichtfertigen Jahrhunderte geschätzt werden. Er hatte den Bossuet in der Erziehung des Kronprinzen unterstützt.

Flechier, Bischof von Nimes, berühmt wegen seiner Beredsamkeit, gewann durch seine Mäßigung und Liebe selbst die Achtung der Protestanten. Außer seinen Leichenreden hinterließ er noch Predigten, Biographien einiger großer Männer, Briefe und hirtenamtliche Unterweisungen, die einen klugen Eifer und einen eines Bischofes würdigen Geist verkünden. Es liegt außer dem Bereiche eines Auszuges, alle die Bischöfe zu nennen, die besser gekannt zu seyn verdienten. Viele wirkten das Gute in geräuschloser Stille. Sie werden ihren Lohn von Dem empfangen haben, dessen Auge nichts entgeht.

Nichts weniger Aufmerksamkeit verdiente die Geistlichkeit der zweiten Ordnung. Die verschiedenen im vorigen Jahrhunderte errichteten Körperschaften fuhren noch immer fort, dem wohlthätigen Zwecke ihrer Stiftung zu entsprechen. Fast alle hatten sehr verdienstvolle Männer an ihrer Spitze. Die Priester des Oratoriums hatten zu ihrem Vorgesetzten den ehrwürdigen Priester La Tour, der öfters die bischöfliche Würde ausgeschlagen hatte, und das Vertrauen der Fürsten und Großen genoß, welches er nur dazu benützte, um sie der Tugend zu gewinnen. Das Seminarium der auswärtigen Missionen bestand in ihrer vollen Wirksamkeit. Die Kongregation vom heiligen Maurus erhielt sich in dem früher darin eingeführten Geiste der Reform, und die für die Wissenschaften begeisterten Ordensmänner zeichneten sich, ein jeder in seinem Fache, durch ein thätiges Leben und durch glückliche Untersuchungen aus.

Es war kein Feld der kirchlichen Wissenschaften, das nicht mit dem lobenswürdigsten Eifer bearbeitet worden wäre.

Das Studium der heiligen Schrift wurde mit eben so erleuchteter Frömmigkeit, als mit bescheidener Kritik betrieben. Die Theologen dieser Epoche waren sehr zahlreich. Genet, Bischof von Vaison, Dühamel, Habert, Tournely ꝛc. ꝛc. haben Abhandlungen über das Dogma und die Moral hinterlassen. Der Katechismus von Montpellier, verfaßt von Pouget, Priester des Oratoriums, ist eines der vollständigsten Werke dieser Art.

Viele eifrige Priester verwendeten sich ausschließend auf die Bekehrung der Protestanten, und waren so glücklich, deren mehrere in den Schooß der wahren Kirche zurück zu führen. Gelehrte Liturgisten beschäftigten sich mit dem Ritus und den Zeremonien der Kirche, und beförderten durch ihre Untersuchungen und Erklärungen die Kenntnisse und die Frömmigkeit. Die Breviere erhielten eine zweckmäßigere Gestalt, durch eine zuverlässigere Kritik, durch häufigere Anwendung der heiligen Schrift, durch deutlichern und edlern Styl der Hymnen und der Prosa. Santeuil hatte sein Talent diesem Theile geistlichrr Andachtsübungen gewidmet.

Die Kanzel wurde durch Redner von ausgezeichnetem Verdienste geehrt. Bourdaloue verkündete das Wort Gottes seit mehr als dreißig Jahren. Voll des Eifers und der Liebe, arbeitsam, und überzeugt von der Würde seines Amtes, das er mit Anstand und Leichtigkeit verrichtete, unterstützte dieser apostolische Mann die Kraft seiner Verträge durch das Beispiel seiner Tugenden. Nachdem er den Großen dieser Erde geprediget, und mit dem besten Erfolge die Kanzeln des Hofes und der Hauptstadt versehen hatte, weihete er sich in seinen letztern Jahren der Sorge für die Kranken, und brachte die Tröstungen der Religion in die Gefängnisse und Spitäler. Sein Name und seine Dienste gereichen der Gesellschaft zum Ruhme, deren Mitglied er war.

Massillon fing erst an seine Laufbahn zu betreten, und

wanderte, obwohl auf anderm Wege, zum nämlichen Ziele. Er bediente sich mehr der Mittel einer den Geist der Menschen mächtig beherrschenden Kunst, ohne beim Gebrauche der Waffen der Beredsamkeit jene der Vernunftlehre zu vernachlässigen. Er drang tief in das Gewissen seiner Zuhörer, durchforschte die verborgensten Falten ihres Herzens, und entwarf von ihrem Zustande so treffende Schilderungen, daß ein jeder mit Erstaunung und Beschämung sich darin getroffen fühlen mußte.

Die Reinheit seiner Sittenlehre, die Weisheit und Salbung seiner Räthe, seine Kunst, die Herzen zu bewegen, seine so wahren Darstellungen der christlichen Lehre, seine so treffenden Gemälde der schauerlichen Wirkungen der Leidenschaften, seine tiefe Kenntniß unsers Elendes machen ihn zum vollendeten Redner. Edel und voll des feierlichen Ernstes, reich und mannigfaltig in seinem Ausdrucke bewegt er, überzeugt er, reißt er den Menschen dahin. In seinen Advent- und Fastenpredigten herrscht ein Reichthum der Sprache, und eine Fruchtbarkeit der Gedanken, daß der Mann von Geschmack, wie der gemeine Gläubige, davon ergriffen wird.

Unter der Regentschaft zur bischöflichen Würde erhoben, gab Massillon seiner Geistlichkeit das Beispiel priesterlicher Tugenden, und verfaßte jene trefflichen Konferenz- und Synodal-Reden, die von Kennern so sehr belobt werden. Er starb zu Clermont mit dem Ruhme des beredtesten Mannes, den Frankreich je im Predigeramte gehabt hat.

Die Moralisten waren nicht in geringerer Anzahl als die Prediger. Geistliche aus dem Weltpriester- und Ordensstande nährten die Frömmigkeit der Gläubigen durch Werke, deren einige bis auf uns gekommen, oder von neuern Schriftstellern benützt worden sind. Wir begnügen uns, nur Avrillon, Girard, Gonnelieu, Martineau, Mangras, Vaubert, Morel und Treuvé zu nennen.

Das Feld der Geschichte, der Gelehrsamkeit, der Kritik ward durch fleißige und geübte Hände bearbeitet. Fleury hatte schon angefangen die erstern Bände seiner Kirchengeschichte heraus zu geben, ein mit bewundernswürdiger Einfalt und den reinsten Absichten geschriebenes Werk. Man fühlt es, daß der Verfasser die Kirche aufrichtig liebte, und nicht jenen Menschen glich, die vorsätzlich weniger billig, als er, nur wollen, daß die Fehler gewisser Personen, die hie und da sogar ins Heiligthum eingeschlichenen Mißbräuche und andere Mißverhältnisse, worüber der gute Christ sich betrübet, auf die Religion selbst zurückfallen sollten.

Fleury hat einigen Bänden seiner Kirchengeschichte schätzbare Abhandlungen vorangeschickt, in denen er einzelne Thatsachen durchsucht, und daraus sehr verständige Bemerkungen zieht, die einen gesunden Geist, eine scharfsinnige Kritik, und ein wahrheitliebendes Herz verkünden. Dieser achtbare Geschichtschreiber hat der Religion noch durch andere eben so gründliche Werke, mit denen er keinen Ruhm, sondern nur Gemeinnützigkeit beabsichtigte, gute Dienste geleistet.

Gobien, ein Jesuit, veranstaltete die ersten Sammlungen der erbaulichen Briefe, interessanter Denkmäler für die Geschichte des Christenthumes in den entferntern Welttheilen. Dühalde, aus der nämlichen Gesellschaft, hat sie fortgesetzt. Helyot gab seine „Geschichte der Mönchsorden“ heraus. Andere beschränkten sich nur auf einige weniger umfassende Theile der Geschichte, oder verfaßten Biographien der Heiligen, und anderer wegen ihrer Frömmigkeit empfehlenswerther Personen. Unter diesen wird Marsollier noch heut zu Tage mit großem Interesse gelesen.

In dem Gebiethe der Literatur zeichnete sich vorzüglich eine thätige und gelehrte Ordensgesellschaft, nämlich die der Benediktiner vom heiligen Maurus, aus. Da glänzte ein Mann von außerordentlichem Verdienste, ein eben so demuths-

voller Ordensmann, als tiefer Gelehrter, der berühmte Mabillon. Seine zahlreichen Schriften gereichten, wie der Religion, zum Vortheile, so seinem Orden zum Ruhme. Seine Ausgabe des heiligen Bernhard, seine Lebensbeschreibungen der Heiligen aus dem Orden des heiligen Benedikt, seine Jahrbücher des nämlichen Ordens, seine französische Liturgie, seine Briefe und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Kritik und Literatur bezeugen einen sehr erhabenen Geist.

Mabillon durchreisete Deutschland, Italien, Frankreich, suchte Manuskripten auf, studirte die Denkmäler, zog die Gelehrten zu Rathe, und verschaffte sich so immer größere Kenntnisse in den kirchlichen Alterthümern. Er erweckte in seinem Orden einen rühmlichen Wetteifer zur Bearbeitung des nämlichen Feldes. Ruinart, sein Zögling, begleitete ihn auf seinen Reisen, und unterstützte ihn in seinen Untersuchungen. Ihm verdankte man die „unverfälschten Lebensgeschichten der Märtyrer.“ Er veranstaltete auch eine Ausgabe des heiligen Gregors von Tours.

Massuet, Martianay, Martene, Montfaucon folgten auf der nämlichen Bahn, entdeckten kostbare Manuskripte, besorgten sehr fleißige Ausgaben der Väter, und zeichneten sich durch eine erleuchtete Kritik aus. Erst vor Kurzem hatte diese Ordensversammlung eine sehr wichtige Unternehmung, sowohl in literärischer als religiöser Beziehung, nämlich die Ausgabe des heiligen Augustin, durch Blambin besorgt, beendiget; eine Ausgabe, die viele kritische Untersuchungen erfordert hatte, und mit einer Genauigkeit und Korrektheit zu Stande gebracht worden war, die sich nur von der vereinten Kraft solcher Männer erwarten ließ, die gemeinschaftlich zusammen leben und weder durch die Hindernisse des Weltlebens, noch durch andere Geschäfte zerstreuet werden.

Die vortheilhafteste Anstalt für das Fortschreiten der

Kenntnisse waren unstreitig solche der Einsamkeit geweihten Körperschaften, solche enge Verbindungen, wo alles Gemeingut war, wo sich die Aeltern mit der Bildung der Jüngern beschäftigten, wo durch eine ununterbrochene Mittheilung die Ueberlieferungen der Wissenschaft, und die Mittel zu ihrer Erlernung sich verewigten. Nichts war verloren in diesen arbeitsamen Freistätten, und was der Eine nicht vollenden konnte, das setzte der Andere fort, beseelt vom nämlichen Geiste, unterstützt durch die nämlichen Hilfsmittel. Da wurden kostbare Manuskripte aufbewahrt; da standen ausgesuchte Bibliotheken einem Jeden zu Gebothe, der sich unterrichten wollte. Eben aus diesen Ordensgemeinden sind die gelehrtesten Männer dieses Jahrhunderts hervorgetreten.

Nachdem wir den Zustand der kirchlichen Wissenschaften und der religiösen Literatur in Frankreich am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts raschen Schrittes durchgangen haben, werden wir sehen, daß auch die Sorge für die öffentliche Erbauung nicht vernachlässiget wurde. Die im vorigen Jahrhunderte durch heilige Priester errichteten Kongregationen, die durch fromme Bischöfe gegründeten Seminarien, die vom heiligen Vincenz von Paul eingeführten Geistesübungen in stiller Zurückgezogenheit, hatten bei dem Klerus einen vortrefflichen Geist der Ordnung, die Liebe zu ihrem Stande, den Eifer für ihre Verrichtungen neu begründet, oder aufrecht erhalten.

Die bei den Pfarreien der Hauptstadt angestellten Geistlichen zeichneten sich im Allgemeinen durch einen regelmäßigen Wandel aus. Es war keine Diözese, die nicht ein und das andere große Beispiel der Religion und der Tugend aufzuweisen hatte. In La Trappe, in Sept-Fonts herrschte noch der Geist ihrer frommen Reformatoren, und eifrige Mönche vergegenwärtigten durch ihren strengen Wandel die Zeiten des Benedikt, des Bruno, des Bernhard.

Zu Provins übte Aligre, der Sohn eines Kanzlers von Frankreich, durch mehr als 60 Jahre hin die strengsten Abtödtungen, nährte sich nur von Brod, Wasser und Früchten, und theilte seine Stunden zwischen Gebeth, Wachen und Handarbeit. Er stellte die seiner Abtei einverleibten Ordensgemeinden wieder her, verschönerte die Kirche, kaufte eine Bibliothek, gründete einen Lehrstuhl der Theologie, und Schulen für die Kinder, wies bedeutende Renten für dreißig Waisen an, die gemeinschaftlich beisammen leben mußten, und fand, bei so beträchtlichen Ausgaben, noch immer Mittel zur Unterstützung der Armen.

Zu Bourg en Bresse begrub der Abt von Sainte-Colombe, aus einem alten Geschlechte im Dauphiné, seinen Namen in einem Spitale, wo sich der Geistesmann nur durch seine Demuth und niedrigsten Dienste verrieth, und im Jahre 1708 im Geruche der Heiligkeit starb.

Gehen wir zum Layenstande über: so stellen sich Prinzen, Adelige, obrigkeitliche Personen, Frauen vom ersten Range, die sich der Ausübung guter Werke widmeten, unserm Blicke und unserer Bewunderung dar. Die Frömmigkeit ward geehrt, geachtet selbst von denen, die selbe nicht übten. Man konnte die Vorschriften der Tugend vergessen, aber man feindete sie nicht an. Die Diener der Kirche genossen jene Achtung, die ihnen gebührt. Eine glückliche Eintracht herrschte unter ihnen, und beförderte den Nutzen ihres Amtes. Die Gläubigen freueten sich des bescheidenen Eifers ihrer Seelsorger, und belohnten denselben durch ihre Hochachtung und Gelehrigkeit.

Der Monarch ging selbst mit gutem Beispiele voran. Er lebte nach den Vorschriften der Religion, und forderte dieses auch von seinem Hofe. Schon seit langer Zeit hatte er den strafbaren Verbindungen entsagt, in welche sich seine Jugend verirrte, und deren Gegenstände sich freiwillig zu

den Thränen der Reue und den Versöhnungen der Buße verurtheilt hatten. Die Frauen von Valliere und von Montespan lebten noch, aber sie lebten in der Zurückgezogenheit und in den strengsten Uebungen der Frömmigkeit.

Ludwig **XIV.** begnügte sich nicht damit, die Bande seiner Leidenschaften zerrissen zu haben. Er verschaffte der Tugend Ehrfurcht. Nicht geduldet hatte er, daß das Laster im Glanze erschiene, oder frevelnder Spott die Religion antastete. Diese hatte er immer geachtet, auch zur Zeit seiner größten Verirrungen; aus stärkerm Beweggrunde achtete er sie dann, wo sie ihre volle Herrschaft über ihn wieder gewonnen hatte.

Bei Verleihungen der Pfründen beobachtete er die strengste Gewissenhaftigkeit. Eine solche Wahl war ihm eine Handlung der Religion. Er verlegte sie auf die heiligsten Tage des Jahres, an denen er sich den Uebungen der Frömmigkeit und dem Empfange der heiligen Geheimnisse weihete. Er gab nur jenen den Vorzug, welche er für die Tugendhaftesten hielt.

Ludwig **XIV.** war ungeheuchelt religiös. Er war es aus Ueberzeugung und aus Gefühl. Man hat mehrere Briefe von ihm an die Päbste seiner Zeit. Sie enthalten Aeußerungen und Beweise von Ergebenheit, die bei einem jungen und stolzen Monarchen auffallen möchten. Er schrieb an Bossuet und an Fräulein von Lamoignon, um sich ihrem Gebethe zu empfehlen; an den Erzbischof von Paris, um ihn zu bewegen, daß er den Herzog von Rohan auf seinem Sterbebette besuchte und zu einem christlichen Ende vorbereitete; an den König von Dänemark und den Magistrat von Hamburg, um den Katholiken in diesen Staaten Schutz auszuwirken. Diese nämliche Angelegenheit hatte er mehrmals dem Könige von England, Karl **II.**, empfohlen, und

sich eifrig bemüht, diesen Fürsten in seiner Neigung zur Annahme der katholischen Religion zu bestärken.

So war der Eifer dieses Monarchen beschaffen in jener Epoche, wo die Religion große Fehler an ihm zu tadeln hatte. Dieser Eifer verstärkte sich, sobald Ludwig zu einem erbaulichern Wandel zurück gekommen war. Er hörte täglich die heilige Messe, und erschien im Gotteshause mit dem ehrfurchtsvollsten Anstande, den er auch von seiner Umgebung nachgeahmt wissen wollte. Er beobachtete nach Möglichkeit das Fastengeboth.

Er gab viele für die Religion vortheilhafte Gesetze. Er bemühte sich, die Wuth des Zweikampfes und die Frechheit der Gotteslästerungen zu unterdrücken. Er wünschte recht lebhaft, alle seine Unterthanen in eine einzige Kirche zu vereinigen, und begünstigte, zur Erreichung dieses Zweckes, den Eifer der Missionarien, und ermuthigte die Schriftsteller, ihre Talente zur Bekämpfung der vorgeblichen Reformation zu verwenden.

Er glaubte, jenes berüchtigte Edikt widerrufen zu müssen, welches den Protestanten zu große Vortheile einräumte, und beschränkte stufenweise ihre Privilegien. Es ist hier nicht der Ort, die Billigkeit oder Schicklichkeit dieser Maßregel zu untersuchen. Fanden bei ihrer Ausführung hie und da örtliche Ungerechtigkeiten, harte Verfahrungsarten oder persönliche Gewaltthätigkeiten statt, so mißbilligen wir sie, können sie aber nicht dem Monarchen, der unmöglich Alles verhüten kann, zur Last legen, sondern den untergeordneten Beamten, die sein Ansehen mißbrauchten.

Ludwig begünstigte die schönen Institute, welche das allgemeine Wohl der Kirche bezweckten. Er unterstützte die Gründung des Seminariums der auswärtigen Missionen, aus welchem apostolische Männer die Fackel des Glaubens in die entferntesten Länder des Orients getragen haben. Er

bewirkte die Errichtung eines Bisthumes in Quebek, und sorgte für die geistigen Bedürfnisse der Bewohner der Kolonien.

Sein Eifer erstreckte sich auch nach Griechenland und nach andern von den Muselmännern beherrschten Ländern. Er war bei dem Großherrn der Beschützer der unterdrückten Christen, und befreiete sie mehrmals von den Erpressungen und Bedrückungen der Ungläubigen. Er sendete diesen unglücklichen Kirchen Priester, Bücher und zum Gottesdienste nöthige Bedürfnisse.

Obwohl nun damals die Religion unter dem Schutze eines so religiösen Monarchen kräftig über die Gemüther herrschte, so können wir doch nicht läugnen, daß sie nicht hie und da einen Verläumder zählte. Es war in einigen Gesellschaften, besonders in jener des Herzogs von Vendome, eine Freiheit der Meinungen zur Mode geworden, die nur zu sehr dem Unglauben huldigte. Do kannte man ihn noch nicht unter den Gestalten, mit welchen er heut zu Tage sein freches Haupt erhebt. Saint-Evremont, Chaulieu und Andere waren nur Epikuräer, und dachten nicht daran, den Unglauben populär zu machen. Boindin dürfte vielleicht allein als entschiedener Atheist betrachtet werden.

## Deutschland.

Deutschland stellte seit den großen Veränderungen und innern Spaltungen, die es im sechszehnten Jahrhunderte zerrissen, ein sonderbares Gemische von verschiedenen Religionen dar. Die Katholiken, die Lutheraner, die Kalvinisten, nach der Größe der Länder mehr oder weniger zahlreich, theilten unter sich die Oberherrschaft und die Kirchen des deutschen Reiches. Der alte Glaube hatte sich in Oesterreich mit geringer Ausnahme, und in Baiern in seiner ganzen Reinheit erhalten, wie auch in den westlichen Kreisen ein großes Uebergewicht behauptet.

Die Staaten der drei geistlichen Churfürsten waren dem Katholizismus getreu geblieben. Die Bisthümer von Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Konstanz, Speyer, Worms und Basel zählten noch sehr viele Einwohner, welche die neuen Lehren nicht angenommen hatten, und es bestanden da noch viele Klöster und religiöse Institute, welche zur Erhaltung der Anhänglichkeit an die römische Kirche mitwirken konnten.

Mehrere weltliche Fürsten sind entweder nicht zur Reformation übergetreten, oder haben dieselbe seit dem wieder verlassen. Das Churfürstenthum Pfalz war der katholischen Linie der Herzoge von Neuburg zugefallen. Der Markgraf von Baden-Baden, der Landgraf von Hessen-Rheinfels und andere souveräne Fürsten bekannten sich zur katholischen Religion. Ueberhaupt war der Katholizismus herrschend in dem niederrheinischen Kreise, und in dem oberrheinischen, fränkischen und schwäbischen nicht minder ausgebreitet als der Protestantismus.

Sachsen, die Wiege des Lutherthums, sah schon vor längerer Zeit das nämliche Haus, welches die Reformation so kräftig beschützt hatte, dieselbe auf einmal verlassen. Welches auch immer die Beweggründe zu diesem Schritte gewesen seyn mögen: so verkennt man doch nicht die Wege der Vorsehung, die daraus so große Vortheile zu ziehen wußte. Mehrere Glieder dieses Hauses zeichneten sich durch eine vorzügliche Frömmigkeit aus. Von dieser Zeit an vermehrten sich die Katholiken zu Dresden, wo es deren früher nur wenige gab. Ein Prinz von Sachsen-Zeitz hatte nicht nur dem Lutherthume entsagt, sondern sogar den geistlichen Stand angetreten. Er wurde in der Folge Kardinal, und trug zur Bekehrung Vieler seiner Verwandten bei.

Es befanden sich ebenfalls Katholiken zu Berlin, und erhielten nachher eine Kirche daselbst. Auch die Lausitz zählte

deren noch sehr viele, und es hatten sich dort noch einige kirchlichen Institute erhalten. Die Bisthümer von Münster, Paderborn und Hildesheim waren in ihrem alten Zustande geblieben.

Das Bisthum von Osnabrück wurde zwar seit dem westphälischen Frieden abwechslungsweise mit einem katholischen und protestantischen Bischofe besetzt, jedoch mit dem Vorbehalte, daß die geistliche Verwaltung, weil ein Protestant dasselbe nur in titulärer Eigenschaft besitzen könnte, durch den Erzbischof von Köln ausgeübt werden sollte. Das Bisthum von Lübek war einem lutherischen Fürsten zugefallen, der jedoch für seine katholischen Unterthanen einen katholischen Generalvikar halten mußte. Diese nordischen Länder wurden in ihren geistlichen Verhältnissen durch apostolische Vikarien regiert, die der römische Hof eigens dahin schickte.

Als der Kaiser Leopold im Jahre 1692 dem Herzoge Ernst August von Braunschweig-Lüneburg den Churhut verliehen hatte, verlangte er, daß der neue Churfürst den Katholiken zu Hannover eine Kirche einräumte, und einem apostolischen Vikar da zu residiren erlaubte. Die Zahl der Katholiken war beträchtlich in diesem Herzogthume. Sein Bruder Johann Friedrich, Herzog von Calenberg, der gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gestorben ist, war nebst seiner Gemahlin und seinen Töchtern katholisch. Wir werden später sehen, wie ein Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel sich für diese Religion erklärte, und sie in seinen Staaten beschützte.

In jenen Ländern, wo der Protestantismus die herrschende Partei, und folglich die öffentliche Ausübung des katholischen Kultus verbothen war, hatten die Katholiken Privatkapellen für ihren Gottesdienst. In einigen Kirchen war der Simultangebrauch für beide Konfessionen zu ver-

schiedenen Stunden eingeführt. Der westphälische Friede hatte in diesem, wie in so vielen andern Fällen, die Protestanten vorzüglich begünstiget. Er hatte Bisthümer säkularisirt, und die Domänen und Vorrechte der von der römischen Kirche getrennten Fürsten ungemein vergrößert. Die Katholiken aber hatten in vielen Gegenden nicht nur zeitliche Vortheile, sondern auch die mit der Religion wesentlich verbundenen Freiheiten verloren.

Deutsche Kardinäle waren damals Leopold von Kollonitsch, Erzbischof von Colocza; Johann Philipp von Lamberg, Bischof von Passau; Wilhelm Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg; und Vincenz Grimani. Diese letztern zwei könnten auch unter die Kardinäle anderer Nationen eingereihet werden. Der Kardinal Grimani war ein Venetianer, verdankte aber seine Würde der Protektion des Kaisers. Den Kardinal von Fürstenberg, ohnehin schon seit längerer Zeit dem Interesse Frankreichs gewonnen, fesselten neue Bande an dieses Königreich, seitdem er Bischof von Straßburg, das Ludwig XIV. erst neuerlich erobert hatte, geworden ist. Der Kardinal Kollonitsch war ein Ungar, und hatte während der Mißhelligkeiten dieses Landes die Sache des Kaisers mit Wärme vertheidiget. Durch sein Ansehen und durch seine großmüthige Freigebigkeit befreiete er viele Christen aus der Sklaverei der Muselmänner. Er und Kardinal Lamberg besaßen Leopolds ganzes Vertrauen.

Die drei geistlichen Churfürsten waren: Franz Lothar von Schönborn zu Mainz; Joseph Klemens, Herzog von Baiern, zu Köln; und Johann Hugo von Orsbek, zu Trier. Diese besaßen, in Folge eines in Deutschland überhand genommenen Mißbrauches, noch andere Bisthümer. Der Churfürst von Köln war Bischof von Lüttich, von Hildesheim und von Regensburg, vereinigte also in seiner Person die Verwaltung von vier weitläufigen Diözesen, ohne Priester

zu seyn, ohne nur die niedern Weihen zu haben. Er war erst 11 Jahre alt, als ihn ein Breve Innocenz XI. für die bischöflichen Stühle von Köln, Lüttich und Hildesheim unter der Bedingung wahlfähig erklärt hatte, daß jene von Regensburg und Freysing, die er schon inne hatte, dadurch als erlediget anzusehen wären, eine Bedingung, die doch nicht ganz erfüllet wurde, indem der junge Herzog Regensburg noch beibehielt.

Eine Begünstigung von dieser Art, und von Seite eines so ordnungsliebenden und sogar strengen Pabstes läßt sich nur durch die ungestümen Empfehlungen großer Mächte erklären, die sich berechtiget glaubten, Alles zu erhalten, was sie wünschten. Das Churhaus von Baiern, nach Oesterreich das mächtigste katholische Haus von Deutschland, hatte diese Dispensen, die leider! nicht ohne Beispiel waren, aufs eifrigste betrieben. Oesterreich, damals im engsten Bunde mit dem Churfürsten von Baiern, hatte dessen Bitten unterstützt, und der römische Hof glaubte eines höhern Gutes wegen, da die Verdienste des baierischen Hauses um die Religion so ausgezeichnet waren, so mächtigen Fürsprachen nachgeben zu müssen.

Aehnliche Verhältnisse erklären ähnliche Verletzungen des kanonischen Rechtes, Verletzungen, denen die Ehrsucht und Politik beinahe einen rechtlichen Anstrich geben wollten, die aber in einem Lande, wo die Bisthümer von so großem Umfange sind, und wo die Vermischung der Protestanten mit Katholiken größere Sorgfalt, thätigern Eifer und strengere Wachsamkeit erfordert, nothwendig einen nachtheiligen Uebelstand erzeugen mußten. Es hatten zwar die deutschen Bischöfe ihre mit bischöflichem Charakter bekleideten Generalvikarien, die ihre Funktionen verrichten mußten. Allein diese untergeordneten Prälaten besaßen doch bei weitem nicht die

Macht der Bischöfe, und ihr Eifer, wäre er auch noch so thätig gewesen, konnte nicht so kräftig wirken.

Man muß gestehen, daß die Vermengung der geistlichen und weltlichen Macht in Deutschland für die Religion nicht so vortheilhaft gewesen sey, als man glauben möchte. Das hatte schon der einsichtsvolle Fleury bemerket, und wir müssen seinem Urtheile beistimmen, ohne jedoch den Umsturz der kirchlichen Ordnung in Deutschland gut zu heißen, der das Uebel, anstatt es zu heilen, nur vergrößerte. Diese souveränen Bischöfe vergaßen über der eifersüchtigen Bewahrung ihrer Fürstengröße nur zu oft des bischöflichen Charakters, und befaßten sich mehrentheils mit der zeitlichen Verwaltung ihrer Staaten. Es war zu bedenklich, diese einem Minister anzuvertrauen, der sich leicht für den wahren Souverän hätte betrachten können.

Sie behielten sich also die Zügel der weltlichen Regierung vor, und überließen die geistlichen Geschäfte einem Groß-Vikar, dessen Ehrgeiz nicht gefährlich war, und der gewöhnlich seinem Amte keine größere Aufmerksamkeit und Genauigkeit widmete, als der Fürst selbst. Daher die vernachläßigte Erziehung des Klerus, der Mangel an wissenschaftlicher Bildung und geistlicher Disziplin. Es läßt sich mit Grund behaupten, daß die Lehren der Reformatoren sich nicht so leicht in Deutschland würden haben verbreiten können, wenn die bischöflichen Sitze mit Hirten besetzt gewesen wären, die, nur auf ein einziges Bisthum beschränkt, und nicht durch zeitliche Regierungssorgen zerstreuet seyn sollten; wenn nicht die Reichthümer und die Macht dieser Bisthümer, die den Klagen der Kirchenfeinde zum Vorwande dienten, den Ehrgeiz und die Habsucht der weltlichen Fürsten gereizt hätte. Man wollte durch die welt-

liche Macht die geistliche beschützen, und beförderte gerade dadurch den Verlust der letztern *).

Leopold I. herrschte seit mehr als 40 Jahren als Kaiser von Deutschland. In seiner Kindheit zum geistlichen Stande bestimmet, erhielt er eine diesem übereilten Berufe entsprechende Erziehung, allein der Tod seines ältern Bruders änderte den Plan seines Hauses. Leopold wurde mit 18 Jahren Kaiser. Man hat seine umfassenden Kenntnisse, seine Gewandtheit in der Politik, und seinen richtigen Takt in der Wahl seiner Vertrauten gerühmt, zugleich aber auch au ihm eine Vergrößerungssucht getadelt, die ihn verleitete, aufs Neue die Fackel des Krieges zu schwingen, denn er spielte die Hauptrolle in der Lige von Augsburg gegen Ludwig XIV., und trug zur Entthronung Jakobs II., Königs von England, das Seinige bei. Er wollte dadurch Frankreich einem Alliirten entreißen, raubte aber zur nämlichen Zeit der katholischen Religion eine Stütze; ein inkonsequentes Benehmen von Seite eines Monarchen, der die Religion liebte, und ihre Pflichten mit Eifer zu erfüllen schien.

Leopold stand mit sich selbst in einem doppelten Widerspruche. Denn während er die Empörung in England aufreizte, unterdrückte er sie in Ungarn durch furchtbare Maßregeln. Seine Strenge hatte in diesem Königreiche einen Geist des Mißvergnügens erzeugt, der nur durch geschärfte Mittel unterdrückt werden konnte. Ein Blutgerüste, in der Stadt Eperies aufgerichtet, verbreitete Schrecken unter die Ungarn, und erstickte ihr Geschrei. Tökely, Rakocz und

---

*) Man muß hier und in dem, was der Verfasser dieser Einleitung vom Kaiser Leopold schreibt, nicht vergessen, daß ein Franzose spricht, der ohne Zweifel die Geschichte dieses vortrefflichen Monarchen, die der Jesuit Franz Wagner in Latein geschrieben, nicht gelesen hat.

andere Häupter der Mißvergnügten wurden nach und nach vernichtet.

Friedrich August, Churfürst von Sachsen, vor Kurzem erst auf den königlichen Thron von Polen erhoben, hatte öffentlich die katholische Religion angenommen. Sein Sohn, der Churprinz, folgte diesem Beispiele. Unterrichtet durch den Jesuiten und nachmaligen Kardinal Salerno, legte er im Jahre 1712 zu Bologna sein Glaubensbekenntniß in die Hände des Kardinals Casoni ab, hielt aber diesen Schritt noch längere Zeit geheim. Bisher hatten sich die Lutheraner geschmeichelt, daß die Glaubensänderung des Königs von Polen in Beziehung auf das Churfürstenthum keine Folge haben, und der Churprinz in ihrer Gemeinschaft verharren würde.

Sobald sie seinen Uebertritt zur römischen Kirche erfuhren, wurde ihr Sekteneifer aufs höchste beunruhiget. Sie streueten öffentlich aus, daß das Augsburgische Glaubensbekenntniß in Gefahr schwebe, daß das Pabstthum die Oberhand gewinne, daß man auf dem Punkte stehe, alle Vortheile der Reformation zu verlieren, daß man gegen die Umtriebe eines katholischen Prinzen sich sicher stellen müsse. Diese Gerüchte machten ihren Eindruck auf mißtrauische Gemüther. Man beklagte sich über die Zerstörung von fünf protestantischen Kirchen, die an den Gränzen von Polen Statt gefunden hatte, man vergrößerte die unbedeutendsten Ereignisse, und machte die gleichgültigsten Schritte verdächtig und gehässig. Dem Churfürsten wurden unzählige Reklamationen eingereicht.

Um jeden falschen Argwohn zu zerstreuen, und die Besorgnisse seiner Unterthanen und Nachbarstaaten zu beschwichtigen, erließ er eine öffentliche Erklärung, daß er an den in seinen Staaten bestehenden Einrichtungen des Augsburgischen Lehrbegriffes, an den Statuten ihrer Universitäten, an

ihren Rechten und Freiheiten nichts ändern wolle, sich aber auch hinsichtlich der freien Ausübung seiner Religion für sich und seine Nachfolger durchaus keinen Zwang anthun lasse.

Diese Versicherungen, und die kluge Mäßigung des Churfürsten hätten alle Besorgnisse unterdrücken sollen. Jedoch erneuerte sich der Lärm im Jahre 1719, bei Gelegenheit der Vermählung des Churprinzen von Sachsen mit der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter des Kaisers Joseph. Als Bedingung dieser Heirath verlangte Kaiser Karl VI., Oheim dieser Prinzessin, für die Katholiken zu Dresden eine Kirche. Die Kunde von dieser Zumuthung erregte beinahe einen allgemeinen Aufstand in Sachsen. Es schien, als ob durch eine Bewilligung dieser Art das Lutherthum mit gänzlicher Zernichtung bedroht würde.

Allein die Protestanten kannten nicht den Geist der praktischen Toleranz, und sie waren niemals geneigt, den Katholiken das zu bewilligen, was sie sonst mit so ungestümer Heftigkeit für sich selbst verlangt hatten. Um indessen jedem Vorwande des Mißvergnügens vorzubeugen, geduldete der kluge Churfürst den lutherischen Kultus in der sogenannten Hofkapelle, und begnügte sich mit einer andern Kapelle im Innern des Schlosses, wo er der heiligen Messe und den gottesdienstlichen Handlungen nach dem Ritus der römischen Kirche beiwohnte, und den Katholiken der Stadt den Zutritt erlaubte.

Damals erregte ein jeder Umstand das Mißtrauen der protestantischen Partei. Ein an sich unbedeutendes Ereigniß, das sich in Hamburg begab, bewies nur zu deutlich ihre Machinationen in Beziehung auf die Katholiken. Zwei Menschen aus der Volksklasse, ein Katholik und ein Lutheraner, geriethen auf der Straße miteinander in Streit, und zufälliger Weise flog ein vom Katholiken auf den Protestanten

geworfener Stein an ein Fenster der Kirche, in welcher so eben das Abendmahl ausgetheilt wurde.

Sobald man erfuhr, daß der Steinwurf von einem Katholiken geschah, rotteten sich die Lutheraner zusammen, liefen wüthend nach der Kapelle der Katholiken, zerschmetterten die Fenster, zertrümmerten die Zierden der Altäre, warfen die Bilder zu Boden, und nahmen die heiligen Gefäße mit fort. Mit dieser ersten Rache nicht zufrieden, begaben sie sich nach dem Hause des kaiserlichen Residenten, und plünderten es. Die Unordnung und der Auflauf dauerten von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, und es konnten nur durch beigerufenes Militär dem Unfuge Schranken gesetzt werden.

Der Resident des Kaisers beschwerte sich nachdrücklichst. Es war dieß schon zum zweiten Male, daß sein Hotel von dem Pöbel geplündert wurde. Früher geschah dieses, als die Königin Christine von Schweden, die seit Kurzem zur katholischen Religion hinüber getreten ist, daselbst bei Gelegenheit der Pabstwahl ein Gastmahl gab. Sie war gezwungen, schleunigst die Flucht zu ergreifen. Der Kaiser verlangte vom Senate die Wiederherstellung der Kapelle und des Gesandtschaftshauses, die Bestrafung der Unruhestifter, und eine Geldbuße von 100,000 Thalern.

Die Hamburger suchten vergebens dieser Genugthuung sich zu entziehen. Der König von England, dessen Schutz sie ansprachen, war damals im Bunde mit dem Kaiser, und rieth ihnen, diesen durch ihre Unterwerfung zu besänftigen. Nebst dem standen sie auch mit dem Könige von Preußen nicht im besten Vernehmen, der über sie ungehalten war, weil sie auch die Kalvinisten in der freien Ausübung ihres Kultus störten.

Eine andere Streitsache von noch ernsthafterer Art beschäftigte die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland. Der

Churfürst von der Pfalz, Johann Wilhelm von Baiern-Neuburg, war ein religiöser Fürst, und beschützte die Katholiken, die im erstern Lande längere Zeit in der öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienstes sehr beschränkt waren. Er verlangte vom protestantischen Konsistorium zu Heidelberg die Hälfte der heiligen Geistkirche dieser Stadt, welche zwischen die Katholiken und Protestanten getheilt war. Der Churfürst wünschte in dem von den Protestanten besetzten Theile eine Grabstätte für die Prinzen seines Hauses zu errichten, und machte denselben den Vorschlag, ihnen dafür eine ganze Kirche einzuräumen. Sie schlugen dieses rund ab. Nachdem der Churfürst alle Mittel der gütlichen Unterhandlung erschöpft hatte, ward er der hartnäckigen Widersetzlichkeit des Konsistoriums müde, ließ die Scheidewand abtragen, und bemächtigte sich dessen mit Gewalt, was man ihm in Güte nicht zugestehen wollte.

Die Protestanten glaubten sich noch durch einen andern Schritt des Churfürsten beeinträchtiget, daß er nämlich die Herausgabe eines Katechismus verboth, in welchem der neue Zusatz eingeschaltet war, daß der Kultus der römischen Kirche eine Abgötterei, und die Anhänger desselben als Abgötterer zu betrachten wären Der Churfürst, beleidiget durch eine Lästerung, die gegen ihn gerichtet war, unterdrückte den Katechismus so lang, bis dieser Artikel weggelassen seyn würde.

Das Konsistorium von Heidelberg erhob einen mächtigen Lärmen, und reizte die Protestanten der Pfalz zu den lautesten Beschwerden. Es schrieb an den König von Preußen und andere Fürsten seiner Gemeinschaft. Alles nahm an dieser Angelegenheit den lebhaftesten Antheil. Der Churfürst von Brandenburg, welcher König von Preußen geworden war, nahm sich dieser Sache mit besonderm Eifer an, und weil er die Freiheiten der Protestanten verletzt glaubte,

bemächtigte er sich, um Rache zu nehmen, einiger katholischer Kirchen und Klöster. Der König von England und der Herzog von Würtemberg ergriffen ebenfalls mit Hitze die Partei.

Man plünderte, um Repressalien zu gebrauchen, an mehreren Orten das kirchliche und bürgerliche Eigenthum der Katholiken. Zu Minden, Zell und Hamersleben erlaubte man sich empörende Gewaltthaten. Vergebens suchte der Churfürst die Gerechtigkeit seiner Klagen gegen das Konsistorium geltend zu machen, vergebens stellte er vor, daß die Kalvinisten keinen vernünftigen Grund haben konnten, ihm sein Begehren zu verweigern, nachdem er ihnen eine andere Kirche hatte einräumen wollen. Die Erhaltung des Friedens und die Vorstellungen des Kaisers vermochten ihn zur Nachgiebigkeit, und die Wortsdiener von Heidelberg hatten den Ruhm, ihn zum Weichen zu zwingen.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts machte man mehrere Vorschläge, die protestantischen Kirchen mit der katholischen wieder zu vereinigen. Unter diesen war jener, den der Bischof von Neustadt in Oesterreich gegen das Jahr 1690 gemacht hatte, ohne Zweifel der merkwürdigste, man mag die Wichtigkeit der Fragen, die man untersuchte, oder die Verdienste der Gottesgelehrten betrachten, welche dabei ihre Kräfte versuchten. Der Reichstag selbst war es, der diesen Bischof beauftragte, einige Schritte bei den protestantischen Fürsten dießfalls zu wagen, und Kaiser Leopold gab ihm hiezu die ausgedehntesten Vollmachten. Er war zu dieser Unterhandlung um so mehr geeignet, da er außer den Vorzügen eines gewandten Theologen und Kontroversisten sehr viele Sanftmuth und Mäßigung besaß.

Den leichtesten Zutritt fand er bei den Fürsten des Hauses von Braunschweig, die einen lutherischen Theologen ihrer Staaten, den Doktor Molan oder Molanus, Abt von

Lokkum und Direktor des Konsistoriums des Herzogthumes Hannover, ernannten, um mit ihm zu unterhandeln. Molan war gelehrt, von einem einnehmenden Charakter, und äußerst geschätzt in seiner Gemeinde. Nach einigen Unterredungen mit ihm hielt es der Bischof von Neustadt für gut, sich zu verstärken durch den Beistand des berühmten Bossuet, dessen Ruhm sich durch ganz Deutschland verbreitet, und der durch seine „Darstellung der Lehre der katholischen Kirche“ und durch andere Streitschriften sein Uebergewicht in diesem Fache beurkundet hatte.

Eine im Kalvinismus geborne Prinzessin, die in den Schooß der katholischen Kirche zurückgetreten war, und sogar sich in ein Kloster begeben hatte, trug dazu bei, daß der Bischof von Meaux diesen Unterhandlungen auch wirklich beitrat. Es war dieß eine Prinzessin von der Pfalz, Aebtissin von Maubuisson. Sie wünschte auch ihrer Schwester, der Herzogin von Hannover, die Augen zu öffnen, und suchte die besten religiösen Streitschriften, welche in Frankreich erschienen, an diesen Hof zu bringen. In dieser Absicht ließ sie Bossuet ersuchen, ein Werk von Molan zu prüfen, und darüber seine Meinung zu äußern.

Bald darauf trat den Unterhandlungen ein anderer berühmter Mann bei, der Philosoph Leibnitz, sehr geschätzt von den Fürsten von Braunschweig, und durch seine weitumfassenden Kenntnisse, durch seine gründliche Beurtheilungskraft und seinen toleranten Geist überall bekannt. Diese drei Unterhändler knüpften einen Briefwechsel an, der einige Jahre lang regelmäßig fortgesetzt wurde. Um den ausgesteckten Zweck zu erreichen, schickten sie sich wechselweise ihre Schriften zu, und jeder zeigte den Weg an, den er für den besten hielt, um zum Ziele zu kommen.

Mann findet diese Schriften in der Sammlung der Werke Bossuets, und man wird das Talent dieses großen

Mannes bewundern, womit er die Plane der beiden Deutschen prüfte, und den wahren Weg vorzeichnete, der allein zu einer sichern Vereinigung führen kann. Molan scheint sich von dieser Untersuchung zurückgezogen zu haben, und Leibnitz, glaubt man, nahm es eben nicht übel, sich damit ganz allein zu befangen. Ja man beschuldigt ihn sogar, daß er zu diesem Streite den Geist der Mäßigung nicht mitbrachte, der den Abt von Lokkum beseelte, und durch wiederholte Schwierigkeiten und Nebendinge viel dazu beitrug, daß der Versuch so wenig gelang.

Die Jahre 1692, 1693 und 1694 gingen vorüber unter stetem Briefwechseln zwischen Bossuet und Leibnitz, welche den Fortgang der Sache nicht sehr beförderten. Später gerieth dieser Briefwechsel ins Stocken; im Jahre 1699 fing er wieder an durch Zuthun des Herzogs von Braunschweig, Anton Ulrich, der nachmals das Lutherthum abschwur. Er lernte Bossuets Verdienste kennen, und wünschte über gewisse Punkte seine Meinung zu erfahren.

Leibnitz schrieb an den erlauchten Bischof, der im Jahre 1700 in zwei sehr weitschichtigen Briefen antwortete, und dadurch mehrere Schwierigkeiten hob. Der Herzog von Braunschweig ließ ihm dafür danken, und vielleicht hat man diesen Briefen den ersten Anlaß zur Bekehrung dieses Fürsten zuzuschreiben. Leibnitz gab darauf wieder Antwort, und sie wechselten noch einige Briefe, die nichts erzweckten. Den letzten schrieb Bossuet unter dem 17. August 1701. Er betrifft die Kanonizität der heiligen Schrift, und macht das letzte Stück dieser Unterhandlungen aus.

Man machte im Verlaufe dieses Jahrhunderts noch mehrere Vorschläge, sowohl die verschiedenen protestantischen Kirchen unter sich, als mit der römisch-katholischen zu vereinigen. Es braucht weiter nichts, sagte man, als Einförmigkeit des Gottesdienstes, ohne darum auf Einförmigkeit

des Glaubens zu dringen. Wahrscheinlich erwog man nicht, daß eine Vereinigung, die man auf eine solche Grundlage baute, nur vorübergehend und scheinbar seyn konnte. Denn die Seele und der Grund davon kann doch nur der Glaube seyn. Zum Unglücke bleiben die Politiker immer nur an der Rinde hängen, und vergessen den Grund.

Der König von Preußen schrieb an die Kantone von Zürch und Bern, um sie dahin zu bringen, seine Absichten zu unterstützen. Er tadelte in seinem Briefe die Konsens-Formel, welche man in der Schweiz vorgeschrieben hatte. Allein sein Vorschlag mißlang. Das lutherische Konsistorium in Sachsen, das sich an die strengen Grundsätze der Augsburgischen Konfession hielt, verwarf diesen Plan, weil er den Grundsätzen seiner Kirche widersprach.

Von dem Zustande der Literatur Deutschlands beim Anfange des achtzehnten Jahrhunderts haben wir zu wenig Kenntniß, um ein vollständiges Verzeichniß der Schriftsteller im Fache der Religion in dieser Epoche liefern zu können. Doch wissen wir überhaupt, daß die Studien auf den katholischen Universitäten Wien, Salzburg, Ingolstadt, Würzburg, Dilingen, Mainz, Köln, Trier, Prag u. s. w. in einem sehr blühenden Stande waren. Auch die protestantischen Theologen haben das Christenthum und die erhabenen Grundsätze der Offenbarung überhaupt gegen die Irrthümer der Deisten und Atheisten mit Eifer und Nachdruck vertheidigt.

Der Unglaube scheint damals in Deutschland keine entschiedenen Anhänger gehabt zu haben. Um so weiter aber, und um so verderblicher griff der Socinianismus um sich, eine mit dem gänzlichen Unglauben sehr nahe verwandte Ketzerei. Andere Sekten bildeten sich von Zeit zu Zeit unter dem Schutze des Hauptgrundsatzes der Reformation. So ist Dippel berufen durch seine Schwärmereien. Anders ward

Spener, der Urheber des Pietismus, beurtheilt. Petersen, Prediger zu Osnabrück, ein ähnlicher Schwärmer, erklärte sich für die Träumereien des tausendjährigen Reiches, und andere eben so thörichte Meinungen, und rühmte sich mit erhaltenen Offenbarungen.

So ward der Protestantismus in Deutschland zerrissen durch Sekten, die aus seinem Schooße hervorgingen, und untergraben durch einen Hauptirrthum, der so nahe an den reinen Deismus gränzt, und in der Folge alle die Zweige verzehren mußte, die sich vom Stamme der römischen Kirche getrennet hatten.

## Spanien.

Von Spanien wissen wir wenig zu erzählen. In der bürgerlichen Geschichte biethen Zeiten, in denen eine Nation durch keine Kriege erschüttert wird, und von Innen und Außen des Friedens genießt, dem Geschichtschreiber wenige Gegenstände dar, um seine Jahrbücher zu bereichern. So geht es auch mit der Kirchengeschichte. Wenn sich die Religion in einem Lande behauptet, wenn kein Irrthum sein Haupt erhebt, wenn Eintracht zwischen allen Mächten herrscht, wenn jeder ruhig den Weg verfolgt, der ihm vorgezeichnet ist, wenn man die Kirche und ihre Verordnungen achtet und befolgt: so geht Alles in einer Ordnung und Zusammenstimmung fort, bei der das Auge des Geschichtschreibers nicht lange weilen kann. Man braucht Bände, um Unruhen zu schildern, und einige Blätter reichen zu, um den Zustand der Ruhe zu beschreiben, der in der Kirche herrscht. Wir werden daher bald erzählet haben, was sich von Spanien sagen läßt.

Dieser große Antheil der katholischen Kirche, dieses Vaterland so vieler durch Heiligkeit ausgezeichneter Personen, wurde durch die Reformatoren des sechszehnten Jahrhun-

derts nicht, wie das übrige Europa, erschüttert. Zwar hörte es um sich her die Stürme rollen, doch erreichten sie seine Gränzen nicht. Weder die neuen Lehren, noch die Uneinigkeiten und Kriege, die aus ihnen hervorgingen, drangen in seinen Schooß. Strenge Maßregeln hatten den Geist der Zwietracht fern gehalten. Oft, und besonders in unsern Tagen, hat man die Inquisition und ihre Härte mit vieler Heftigkeit angeklagt. Doch, ohne alle Schritte dieses gefürchteten Gerichtes zu rechtfertigen, hat es nicht Spanien eben denselben zu danken, daß es durch keine Bürgerkriege zerrissen wurde, und in steter Ruhe war, während im übrigen Europa überall Feuer und Schwert wütheten? Zwar mußte man einen so großen Vortheil um einige Opfer kaufen, aber er hatte auch seinen Werth in den Augen der Freunde der Menschheit.

Wenn die Rede von der Inquisition ist, so hat man alsbald Folterbänke, Blutgerüste und Scheiterhaufen vor Augen. Das einzige Wort: Auto da fé, erschüttert schon empfindsame Seelen. Doch heut zu Tage kennt die Inquisition die schreckbaren Formen nicht mehr. Sie ist dermal eine Gerichtstelle, die ganz von der Regierung abhängt, und nur nach ihrem Einflusse handelt. Alle Plätze sind durch Weltpriester besetzt. Weit entfernt ein Gegenstand des Schreckens zu seyn, ist sie vielmehr die Zufluchtsstätte aller der Schuldigen, die sonst der Strenge der Gesetze nicht entwischen würden. Ihre Folterbänke sind nicht mehr im Brauche; ihre Gefängnisse haben nichts Furchtbares mehr; die Strafen, wozu sie verurtheilt, sind Verhaftungen oder Galeeren; ihre Auto da fé bestehen nur in der Vollziehung dieser Urtheile, die seit langer Zeit nichts weniger als Bluturtheile sind.

Dieser Zustand der Dinge in Spanien ist bekannt, und die widersprechenden Schilderungen, die man bei andern

Schriftstellern findet, rühren entweder von alten Sagen her, die dermal keinen Grund mehr haben, oder sind Mährchen von Reisenden ohne Ansehen und Glaubwürdigkeit, welche die frühern Schmähschriften nachgeschrieben haben. Unparteiische Reisende und alle die, welche genauere Kenntniß von Spanien haben, wissen, daß die Inquisition heut zu Tage nur noch durch ihren Namen schreckt.

Ihr ganzes Geschäft beschränkt sich beinahe darauf, daß sie einmal im Jahre gewisse Bücher verbiethet, die man nichtsdestoweniger bei sich behalten kann, wenn man die Vorsicht braucht, dieselben mit einem Billete zu versehen, auf dem man erklärt, daß man die Absicht habe, diese Bücher der Inquisition einzuhändigen; und so können sie für immer in der Bibliothek stehen bleiben.

Die spanische Inquisition beschäftigte sich mehr, durch ihre Wachsamkeit die Verbrechen zu verhüten, als durch Strenge zu unterdrücken, und die Strafmittel, womit man sie bewaffnet glaubte, hatten nur noch im Andenken Platz. Indessen ist die Kraft der Gewohnheit so groß, daß viele Menschen noch lange fortfahren werden, gegen die Inquisition, als gegen ein Blutgericht, zu schreien, wenn gleich alle Zeugnisse dahin übereinstimmen, daß ihr Verfahren nichts weniger als streng ist.

Eben so grundlos ist die Behauptung, daß die Inquisition in Spanien den Fortgang der Künste und Wissenschaften gehemmet habe. Eine einzige Bemerkung widerlegt diesen Vorwurf. Im sechszehnten Jahrhunderte behauptete dieses Gericht noch sein ganzes Uebergewicht und Ansehen. Damals waren es noch nicht die Springfedern der Regierung, die es in Bewegung setzten; und eben in diesem Jahrhunderte zählt Spanien die größte Anzahl von Männern, die sich durch gelehrte Werke berühmt gemacht hatten; ja eben dieses darf man das goldene Jahrhundert von Spanien

heißen. Damals lebten nicht nur die größten Theologen, sondern auch andere geschätzte Gelehrte in jedem Fache, deren Werke auch heute noch gesucht sind und mit Vergnügen gelesen werden. Wäre es unser Plan, so könnten wir hier eine ganze Liste von Schriftstellern aufzählen, die damals berühmt waren, oder es zu seyn verdienten.

Hat aber Spanien eine solche Menge von Gelehrten hervorgebracht um eine Zeit, da die Inquisition noch im vollen Ansehen war, so scheint doch dieses Gericht die Entwicklung der Talente wahrhaftig nicht gehindert zu haben; und wurde späterhin der Zustand der Wissenschaften in diesem Lande weniger blühend, so muß man nicht vergessen, daß auch die Inquisition späterhin ihren Einfluß verlor. Der Zerfall dieses Gerichtes traf mit jenem der Wissenschaften zusammen. Will man die Gründe des letztern Zerfalles angeben, so kann man sie, wie es scheint, mit mehr Recht der Politik einer sorglosen und unaufgeklärten Regierung zuschreiben.

Die spanische Geistlichkeit widerspricht den falschen Begriffen, die man sich im Auslande von dem Geiste macht, der sie beseelt. Sie bewahrt mit Sorgfalt und Eifer die Hinterlage des Glaubens; aber eben so sehr verabscheut sie alle Gewaltthätigkeit und Grausamkeit. Die Bischöfe sind im Allgemeinen die Muster ihrer Heerden. Man wählt sie aus der Mitte der tugendhaftesten und gelehrtesten Geistlichen. Diese sind die Eigenschaften, welche, ohne Rücksicht auf Geburt, gewöhnlich zur bischöflichen Würde führen.

Man glaubt insgemein, daß sowohl die Klöster, als die Weltgeistlichkeit in Spanien die größten Reichthümer in der christlichen Kirche besitzen. Die Zahl der geistlichen Orden daselbst ist groß, dieß läßt sich nicht läugnen. Es gibt Städte, wo sehr viele Klöster sind. Aber dabei muß man bedenken, daß auf dem Lande beinahe gar keine gefunden

werden. Nach einer im Jahre 1808 vorgenommenen Zählung, die mit wenigen Ausnahmen auch auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts paßt, belief sich in Spanien die Anzahl der männlichen Klöster auf 1925, und jene der weiblichen auf 1081, in denen in allem 71,000 Personen wohnten. An Weltpriestern zählte man 60,000, die unter 52 theils Erzbischöfen, theils Bischöfen standen. Frankreich hatte ihrer verhältnißmäßig weit mehr. Die spanische Geistlichkeit war reich, das heißt: der größte Theil der Bischöfe und mehrere Klöster besaßen große Einkünfte. Aber es gab Länder, wo die Geistlichkeit noch reicher war. In Spanien waren die Einzelnen reicher, weil ihrer nicht so viele waren; aber anderswo galt dieß nur vom ganzen Körper.

Die Kirche von Spanien genoß der vollkommensten Ruhe. Eine lange Folgenreihe vortrefflicher Bischöfe erhielt Ordnung und Regelmäßigkeit. Der fromme und gelehrte Kardinal von Aguirre war erst kürzlich gestorben. Kardinal von Salazar, General des Ordens von Erlösung der Gefangenen, Bischof von Salamanca und später von Corduba, war ein Prälat von ausgezeichneter Frömmigkeit, stets beflissen Gutes zu thun, und genoß die allgemeine Achtung. Es waren im Jahre 1701 noch zwei andere Kardinäle in Spanien, Portocarrero, Erzbischof von Toledo, und Borgia, Erzbischof von Burgos.

Prälaten und einfache Priester machten sich den Vorzug im Eifer und in der Frömmigkeit wechselweise streitig. Wir wollen ihrer nur eine kleine Anzahl anführen, als den Erzbischof von Grenada, Martin Ascargorta, der im Jahre 1719 im Rufe der Heiligkeit starb; den Bischof von Oviedo, Thomas Reluz, einen Dominikaner-Mönch, dessen im Druck erschienenes Leben seine Kenntnisse und Tugenden hinlänglich beurkundet; den Bischof von Cadix, und späterhin von Plazenzia, Johann von Montalvan, ein Muster bischöflicher

Tugenden, dessen Leben gleichfalls gedruckt ist; den Bischof von Avila, Petrus Ayala.

Wir nennen weiters den Franziskaner-Mönch P. Anton Arbiol Diez, der sich durch theologische Schriften und Andachtsbücher auszeichnete, und das Bisthum von Ciudad-Rodrigo ausschlug; den P. Johann von Ayala, aus dem Orden von Erledigung der Gefangenen, einen bescheidenen und frommen Schriftsteller, einen geschätzten Prediger, der viele theologische, kritische und geschichtliche Werke hinterließ; den Don Johann Ferreras, Pfarrer in Madrid, der seiner Kenntnisse, Talente und anderer Eigenschaften wegen allgemein geachtet war, und das Bisthum von Zamora ausschlug; den Jesuiten Joseph Casani, der einige Leben der Heiligen schrieb u. s. w.

Unter der Zahl gelehrter und frommer Männer, die der spanischen Geistlichkeit Ehre machten, dürfen wir zwei der verdienstvollsten nicht vergessen, Ludwig Anton von Belluga Moncade, und Franz von Posadas. Der Erstere stammte aus einer alten Familie, und führte in Spanien die Kongregation des Dratoriums des heiligen Philipp Nerius ein, wurde nachmals Bischof in Carthagena, und erklärte sich mit vieler Wärme für die Partei Philipps V.; aber noch mehr für jene der Armen. Seine Arbeiten, seine Tugenden, sein Eifer, womit er die Rechte der Kirche vertheidigte, die Häuser der Frömmigkeit und Liebe, die er in seinem Bisthume gründete, die zahlreichen Schriften über Theologie und Kirchengegenstände, machten ihn nicht nur in Spanien, sondern auch in Rom bekannt und zogen ihm allgemeine Verehrung zu. Klemens XI. machte ihn zum Kardinale, ohne auf eine andere Empfehlung, als auf jene seiner Verdienste Rücksicht zu nehmen.

P. Posadas, wenn ihn seine Würden weniger auszeichneten, war um so berühmter durch die Heiligkeit seines Le-

bens. Er wurde Dominikaner, widmete sich ganz der Frömmigkeit und den Wissenschaften, und erwarb sich auch als Prediger Ruhm. Er sammelte dadurch reiche Früchte. Man konnte ihn nicht dahinbringen, das Bisthum von Ciudad-Rodrigo anzunehmen. Von allen Seiten ward er zu Rathe gezogen. Kardinal Salazar und Anton von Belluga thaten nichts, ohne seine Meinung einzuholen. Er starb zu Corduba im Jahre 1720, nachdem er sein Leben in steten Uebungen der Buße, des Eifers und der Liebe hingebracht hatte. Schon die allgemeine Uebereinstimmung seines Zeitalters setzte ihn unter die Heiligen, und man fing auf Befehl des heiligen Stuhles die Untersuchungen über seine Seligsprechung an. Er hinterließ mehrere andächtige Schriften, und einer seiner Ordensbrüder verfaßte sein Leben.

Der einzige Prozeß des Bischofes von Oviedo machte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts einiges Aufsehen. Don Joseph Fernandes von Toro, Bischof dieser Stadt, wurde der Ketzerei beschuldigt. Der Großinquisitor von Spanien fing darüber die Untersuchungen an. Weil aber der Prälat wünschte, nach Rom geführt zu werden, so willigte der König ein. In Rom wurde er des Irrthumes überwiesen und den 27. Juli 1719 verurtheilt. Er schwur hierauf in Gegenwart des Pabstes, einiger Kardinäle und Prälaten seine Irrthümer ab, und zeigte darüber so viele Reue, daß Klemens, durch seine Thränen gerührt, die Strenge der ihm auferlegten Buße linderte, und anstatt ihn von seinen bischöflichen Verrichtungen zu suspendiren, ihm erlaubte, in dem Kloster, das man ihm angewiesen hatte, Messe zu lesen, und noch mehrere Milderungen eintreten ließ.

Mit dem Eintritte des achtzehnten Jahrhunderts hatte in Spanien noch ein anderes Ereigniß Statt. Die Linie des Hauses Oesterreich, die seit Karl V. in diesem Lande

herrschte, war ausgestorben, und Karl II., der letzte König, welcher keine Erben hinterlassen hatte, erklärte in seinem Testamente zu seinem Nachfolger im Reiche: Philippen, Herzog von Anjou, Enkel Ludwigs XIV., und der Maria Theresia von Oesterreich, Infanten von Spanien. Innocenz XII., sagt man, den Karl über sein Testament zu Rathe zog, bestärkte ihn in den Verfügungen, welche er zu treffen dachte. Auch Kardinal Portocarrero schien dazu beigetragen zu haben.

Der Herzog von Anjou war Fenelons Zögling, und wenn er auch die hervorstechenden Talente seines ältern Bruders, des Herzogs von Burgund, nicht besaß, so zeigte er doch immer Liebe zur Tugend, ein gesundes und gerades Urtheil, eine aufrichtige Frömmigkeit, und reine, christliche Sitten. Er verließ Versailles im Jahre 1700, um Besitz zu nehmen von einer so glänzenden Erbschaft. Sein Großvater, als er sich von ihm trennte, übergab ihm in einer Denkschrift von dreißig Artikeln, Räthe und Erinnerungen, seiner Erfahrung und Weisheit würdig.

Wir führen davon nur einige an, die eben so einfach als sinnvoll und vernünftig sind. „Versäume keine deiner „Pflichten, besonders jene gegen Gott nicht. — Suche die „Unschuld deiner Erziehung stets zu erhalten. — Sorge da„für, daß Gott überall, wo du zu gebiethen hast, geehret „werde, befördere seine Verherrlichung, und geh' in diesem „Stücke mit deinem Beispiele vor. Dieß ist das größte „Gut, das die Könige leisten können. — Bei jeder Gelegen„heit erkläre dich für die Tugend und gegen das Laster."

Dieß waren die gründlichen Lehren, womit Ludwig XIV. seinen Enkel entließ. Dieser wurde Anfangs in Spanien und beinahe von allen Höfen anerkannt. Doch erhob sich ein mächtiger Mitwerber, der ihm die Krone streitig machte. Mit Schmerzen sah das österreichische Haus ein Reich, das

es als sein Erbgut betrachtete, an ein fremdes übergehen, und an ein solches, mit dem es schon so lange wetteiferte. Kaiser Leopold forderte Spanien für seinen Zweitgebornen, den Erzherzog Karl, und mehrere Staaten erklärten sich für ihn. Daher der lebhafte Krieg, dem Spanien mehrere Jahre als Theater diente. Der größere Theil der Nation hatte Philipp V. mit Freuden aufgenommen; aber in einigen Provinzen, besonders in Katalonien, fand auch Karl seine Anhänger, und erst nach vielen Anstrengungen erhielt endlich Philipp die Oberhand.

Dieser Krieg war außer den gewöhnlichen Uebeln, die diese Geißel über die Menschheit verbreiten, auch verderblich für Kirche und Religion. Karl, der in seinem Gefolge englische und deutsche Truppen hatte, führte das erste Mal Protestanten in ein Land, wohin sie bisher nicht vordringen konnten. Diese, nach andern Gebräuchen erzogen, ehrten nicht immer die spanischen Gewohnheiten und Sitten. Noch mehr, dieser Kampf gab Anlaß zu Klagen zwischen Rom und jedem der zwei Mitwerber um die Krone.

Klemens XI. hatte Anfangs Philipp V. anerkannt, und die Sache dieses Prinzen begünstigt. Kaiser Leopold und Joseph I., sein Nachfolger, unzufrieden mit dieser ungerechten Parteilichkeit, wie es ihnen schien, rächten sich dafür am Kirchenstaate, und schickten Truppen dahin, die das Land verwüsteten und Brandschatzungen erhoben. Man nahm dem Pabste die Stadt und den Hafen Commachio weg, und schickte den päbstlichen Nuntius von Wien fort. Nun glaubte der Pabst dem Wohle seines Volkes seine eignen Neigungen opfern zu müssen. Den 14. Oktober 1709 erkannte er auch den Erzherzog Karl als König von Spanien an, erklärte sich aber, daß er dadurch über die Ansprüche der beiden Thronwerber nichts entscheiden wolle. Dieser feindliche Schritt hatte aber die Wirkung nicht, welche der weise und

gemäßigte Pabst erwartete. Er erhielt vom Kaiser weder einen Ersatz für das erlittene Unrecht, noch die Herausgabe von Commachio.

Auf der andern Seite zeigten sich Philipp V. und dessen Minister äußerst aufgebracht über das Betragen Klemens XI., als ob er zum Vortheile ihres Herrn hätte Krieg führen sollen. Der päbstliche Nuntius mußte Madrid, alle Spanier mußten Rom verlassen. Diesem Verfahren setzte der Pabst nur Mäßigung entgegen, und gab Philippen zu verstehen, daß er nur der Nothwendigkeit nachgegeben habe. So lange der Krieg dauerte, setzte er seine Verbindungen mit beiden Höfen fort, und gab sich Mühe, sie auf gleichem Fuße zu behandeln.

Er hielt immer zwei Nuntien, den einen in Madrid bei Philipp V., den andern in Barcellona bei Karl III. In der Folge ernannte er auch auf jeder Seite einen Kardinal; auf jener Philipps, den Erzbischof von Sevilla und Staatsminister dieses Prinzen, Don Emanuel Arias; auf dieser den Bischof von Barcellona, Benedikt Sala, aus dem Benediktinerorden, der sich mit ganz besonderer Anhänglichkeit für die Sache Karls erklärt hatte. Seine Ernennung fand in Rom viele Schwierigkeiten, weil man an diesem Bischofe einen Eifer für das Interesse des Erzherzogs bemerken wollte, der mehr einem Krieger als einem Kirchenprälaten ziemt.

Mehrere Weltpriester und Religiosen in Katalonien ließen sich in diesem Kriege zu Schritten verleiten, die, wie es schien, mit ihrem Charakter nicht im Einklange standen. Sie eiferten ihre Landsleute an, und stürzten Barcellona in das größte Unglück. Philipp V., nachdem er sich dieser Stadt nach einer langen Belagerung bemeistert hatte, verbannte 50 Religiosen und Weltpriester, die sich durch ihre Hitze und Hartnäckigkeit vor andern auszeichneten, für im-

mer aus ihren Mauern, und diese Strafe machte endlich einem Kriege ein Ende, der schon zu lange gedauert hatte.

## Portugal.

Der Zustand der Kirche Portugals hat wenig Merkwürdiges für die Geschichte. Petrus II., derselbe, welcher die Staatsumwälzung vom Jahre 1667 herbeigeführt hatte, herrschte noch in diesem Reiche. Er war ein fähiger, nüchterner, staatskluger Fürst. Bei seinem Tode, der im Jahre 1706 erfolgte, hinterließ er die Krone seinem Sohne Johann V. Portugal zählte nur einen Kardinal, Ludwig von Souza, Erzbischof von Lissabon, der im Jahre 1702 starb.

Der Zustand der Religion in diesem Lande war jenem in Spanien sehr ähnlich. Denn die Formen der kirchlichen Regierung sind in diesen beiden Reichen beinahe dieselben. In den letzten Zeiten zeichnete sich Bartholomäus von Quental, der die Kongregation des Oratoriums einführte, durch den Ruf der Heiligkeit in Portugal aus. Er starb im Jahre 1698, und erhielt bald den Namen eines Ehrwürdigen; der Prozeß seiner Heiligsprechung ist in Rom anhängig. An der Universität zu Coimbra machte sich ein Jesuit, Namens Petrus von Amaral, durch seine Talente berühmt; er starb im Jahre 1711.

## Die Schweiz.

Die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts hatten auf dieses Land großen Einfluß, und in vielen Gegenden dehnte man die Liebe zur Freiheit auch auf die Freiheit im Denken über Gegenstände der Religion leider! nur gar zu weit aus. Ein gutmüthiges, aber dabei wenig unterrichtetes, auf seine Rechte eifersüchtiges, leicht zu empörendes Volk, wie die damaligen Schweizer, war der verderblichen Eindrücke von Außen äußerst empfänglich, und ohne Mühe

dahin zu bringen, daß es das kirchliche Ansehen für ein Joch ansah, welches es, wie jedes andere, abschütteln dürfte und könnte.

Diese Gesinnungen und Anlagen wußten die Neuerer schlau zu benützen. Mißlang es ihnen an einem Orte, so gelang es ihnen desto besser an einem andern, und bald war die Schweiz in die alte und neue Religion getheilt. Sieben Kantone, Uri, Unterwalden, Zug, Schwyz, Freyburg, Solothurn und Luzern, blieben dem Glauben der römisch-katholischen Kirche treu. Zwei, Glarus und Appenzell, nahmen beide Glaubensbekenntnisse auf; die vier übrigen, Zürch, Schafhausen, Basel und Bern verbannten die katholische Religion ohne Schonung aus ihren Gebiethen.

In Luzern, dem mächtigsten der katholischen Kantone, hat der päbstliche Nuntius der katholischen Schweiz seinen Sitz. Der Kanton Freyburg hat den größten Theil der religiösen Stiftungen, der Klöster und anderer kirchlichen Anstalten inner seinen Gränzen erhalten. In diese Stadt hat sich der Bischof von Lausanne, dessen Sitz die Berner an sich rissen, zurückgezogen; er ist der einzige, der noch in der Schweiz seinen Wohnsitz hat. Der Bischof von Basel, der ebenfalls aus dieser zum Protestantismus übergehenden Stadt verdränget wurde, wohnt in einem Lande, das mehr dem deutschen Reiche, als der Schweiz angehört; doch hat er noch einige Domänen erhalten. Seine geistliche Gerichtsbarkeit ist sehr ausgedehnt, und umfaßt einen Theil der Schweiz, nebst einigen Gegenden von Frankreich und Deutschland.

Die übrigen Bischöfe, deren Sprengel sich in die Schweiz erstrecken, sind jene von Konstanz, von Bisanz, von Genf, von Chur und Sitten. Der Bischof von Konstanz hat unter seiner Gerichtsbarkeit den östlichen Theil der Schweiz, der Bischof von Chur vorzüglich Graubündten,

der Bischof von Sitten das Walliserland. Der Bischof von Genf, seitdem er aus dieser Stadt vertrieben worden, hat seinen Sitz zu Annecy in Savoyen aufgeschlagen. Einen Erzbischof hat die Schweiz nicht. Die berühmtesten Abteien sind jene von St. Gallen und Einsiedeln, deren Aebte den Titel: Reichsfürsten, führen; dann jene von Mury, Engelberg u. s. w. *).

Die vielfältige Vermischung der beiden Religionsparteien hat die Schweizer duldsam und verträglich gemacht. Doch hängen die Katholiken fest an den Uebungen ihres alten Glaubens, und lassen sich darin nicht irre machen. Dieses Land, mitten in Europa liegend, und von einer großen Menge Reisender unaufhörlich besucht, hat dessenungeachtet seine alten Gewohnheiten und einfachen Sitten lange Zeit unverändert erhalten.

In den Kantonen, wo der Protestantismus die Oberhand behauptet, haben sich noch immer viele Katholiken erhalten, doch ist ihnen darin der öffentliche Gottesdienst verbothen. Ja, als einst im Jahre 1707 der venetianische Resident in der Schweiz seine Kapelle einigen katholischen Einwohnern geöffnet hatte, so vereiferte sich das Volk auf diese Nachricht so sehr, daß der Resident den katholischen Priester, der in seinem Hause wohnte, verabschieden mußte.

Selbst Genf, diese Wiege des Kalvinismus, hat noch einige Katholiken in seinen Mauern erhalten, deren Anzahl seitdem ziemlich angewachsen ist. Der letzte Bischof dieses Sprengels, Herr von Aranthon-d'Alex, ist erst kürzlich im Rufe einer ausgezeichneten Tugend gestorben. Eine lange

*) So war die Schweiz in kirchlicher Hinsicht eingetheilt noch beim Eintritte des neunzehnten Jahrhunderts, die späterhin eintretenden Veränderungen werden am geeigneten Orte nachgetragen werden.

Reihe verdienstvoller Bischöfe hat diesen Sitz geziert, und der heilige Franz von Sales hat mehrere Nachfolger gehabt, die durch Eifer und Liebe sich eines so großen Vorgängers würdig machten.

Als das achtzehnte Jahrhundert begann, war die Schweiz bereits durch einen Streit beunruhigt, der immer lebhafter wurde, und endlich in einen offenbaren Krieg ausbrach. Da der Beweggrund, oder doch der Vorwand dieses Zwistes Religionsunterschied war, so können wir um so weniger umhin, davon zu sprechen.

Die Fürst-Aebte von St. Gallen, welche mit den Schweizern im Bunde standen, hatten über mehrere an ihre Abtei angränzenden Ortschaften von jeher ein gewisses Ansehen behauptet. Als Fürsten zählten sie unter ihre Unterthanen auch die Bewohner von Toggenburg, einem langen, durch hohe Berge begränzten Thale. Aber diese erkannten die Herrschaft des Fürst-Abtes nur mit Widerwillen an. Besonders sträubten sich die Reformirten, deren Anzahl in diesem Thale groß ist, einem geistlichen Herrn zu gehorsamen. Sie klagten, daß der Abt ihre Privilegien verletze. Diese Klagen wurden vorzüglich laut unter dem Abte Burgisser im Jahre 1696. Man legte ihm einige willkürliche Vorkehrungen zur Last, wodurch er die Ausübung der katholischen Religion in Toggenburg zum Nachtheile der Reformirten zu begünstigen suchte. Alsogleich schlug die ganze protestantische Partei Lärmen.

Die reformirten Toggenburger wendeten sich an die Kantone Zürch und Bern, die sich alsogleich für ihre Religionsverwandte erklärten. Die ganze Schweiz kam in Bewegung. Anfangs ward der Krieg nur mit der Feder geführt. Der Fürst-Abt stützte sich auf die fünf katholischen Kantone, welche zu seinen Gunsten schrieben, aber ohne Erfolg. Zürch und Bern wollten den Schutz, zu dem nun

auch eben so viel Politik als Religionseifer kam, nicht mehr aufgeben. Im Jahre 1709 ernannte man Schiedsrichter, die sich aber nicht vereinigen konnten. Drei katholische Kantone sprachen zu Gunsten des Fürst-Abtes; aber drei protestantische gegen ihn.

Nach fruchtlosen Unterhandlungen kam es endlich 1712 zu den Waffen. Die zwei mächtigsten reformirten Kantone, Zürch und Bern, standen auf der einen, auf der andern Seite aber die katholischen Kantone, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Die Reformirten siegten, und eroberten die Abtei St. Gallen. Der Fürst-Abt flüchtete sich mit seinen Religiosen nach Schwaben. Alles wurde geplündert. Die fünf Kantone schlossen zu Aarau einen nachtheiligen Frieden, der die Privilegien der Katholiken an den meisten Orten beschränkte und das Uebergewicht der Reformirten noch fester stellte. Der Fürst-Abt wollte diesem Vertrage nicht beitreten, und starb im Elende.

Zürch und Bern hielten Besatzungen im Gebiethe der Abtei, und plünderten diese im Jahre 1717 neuerdings. Das folgende Jahr ging der neugewählte Fürst-Abt, Joseph von Rudolph, einen neuen Vertrag ein, wurde aber dafür vom Pabste getadelt, der mit Schmerzen bemerkte, daß die Vortheile der katholischen Religion in diesen Umständen aufgeopfert wurden. Auch späterhin erhoben sich zwischen dem Abte und den Toggenburgern wieder neue Zwiste, die erst durch den Vertrag vom Jahre 1759 beigelegt wurden.

Mehrere Schweizer machten sich durch gelehrte Werke berühmt. Unter den Katholiken zeichnete sich Placidus von Zurlauben, Abt von Mury, der im Jahre 1723 starb, nicht so fast durch seine Geburt, als durch seinen Eifer, durch fromme Schriften und durch die wichtigen Dienste aus, die er seiner Abtei erwies. Man kann ihn für den zweiten

Stifter derselben ansehen. Selbst Kaiser Leopold schätzte ihn hoch.

Johann Peter von Crouzas, von Lausanne, ein Protestant, stand mit allen Gelehrten Frankreichs im Briefwechsel, und hinterließ eine Menge Schriften über die Metaphysik, Kritik und Moral. Er vertheidigte mit Eifer die allgemeinen Grundsätze des Christenthumes. Eben so thätig waren dießfalls Hottinger von Zürch, und Iselin von Basel, die bei ihren Glaubensgenossen in hoher Achtung standen.

## Die Niederlande und Holland.

Die ehemals spanischen, späterhin österreichischen Niederlande erhielten die katholische Religion in ihrer ersten Reinheit, und blieben dem Glauben ihrer Väter stets getreu. Ja ihre Anhänglichkeit an die alte Kirche schien um so mehr zu wachsen, je mehr der Protestantismus in ihrer Nachbarschaft überhand nahm. Während die Holländer das Joch der Kirche und der spanischen Regierung zugleich abwarfen, blieben die Niederländer der Kirche sowohl als ihrem Könige treu. Eine große Anzahl religiöser Anstalten und frommer Stiftungen zeugten von dem Geiste dieses guten Volkes.

Es ist in den katholischen Niederlanden nur ein Erzbischof, jener von Mecheln. Im Jahre 1701 saß auf diesem Stuhle Humbert-Wilhelm von Principiano von Soye, geboren in Franche-Comte, und früher Bischof in Brügge. Man rühmt seine Frömmigkeit, seine Wachsamkeit über seine Heerde, seine Liebe gegen die Armen und seinen Eifer für das Beste der Kirche. Er hatte den Schmerz, seinen Sprengel durch einen hartnäckigen Krieg verwüstet und durch unangenehme Streitigkeiten, die er zu unterdrücken suchte, beunruhiget zu sehen.

Auch Reginald Cools, Bischof von Antwerpen, wird

als ein musterhafter Prälat angerühmt. Antwerpen sah damals ein Werk ausführen, das der Religion und den Wissenschaften Ehre macht. Der gelehrte Jesuit, P. Papebroch, setzte die Sammlung der Heiligen-Geschichten (Acta Sanctorum) fort, die sein Ordensbruder Bollandus angefangen hatte, und starb 1714, nachdem er die Bände von den Monaten März, April, Mai und Juni herausgegeben hatte. P. Baert, ein vortrefflicher Kritiker, war sein Gehilfe und Mitarbeiter.

Nach ihm übernahm P. Sollier und P. Van der Bosch die Leitung dieser Riesenarbeit. Noch ist die Sammlung nicht geschlossen, und es läßt sich voraussehen, daß sie nie wird vollendet werden, da man heut zu Tage dieses Fach der Gelehrsamkeit nicht mehr bearbeitet, und die Aufhebung der Gesellschaft Jesu und anderer geistlichen Vereine, die Mittel zur Ausführung eines so großen Unternehmens vernichtet hat.

In den Niederlanden entstanden ursprüuglich jene verderblichen Unruhen, die in der Kirchengeschichte einen so großen Platz einnehmen. Hier, in Ypern, bildete der Bischof dieser Stadt, Kornelius Jansenius, sein System, das seine Schüler eben so hitzig vertheidigten, als seine Gegner bestritten. Unter den Letztern zeichneten sich Steyaert, der apostolische Vikar von Herzogenbusch, und der gelehrte Jesuit, Livinus Meyer, aus; unter den Erstern P. Honorat von der heiligen Maria, Johann Opstraet, und hundert andere, die ihren Meister zu schützen und seine Grundsätze durch zahllose Schriften zu verbreiten suchten.

Von dieser Zeit an waren die Niederlande die Zufluchtsstätte aller jener Jansenisten, die in Frankreich keine Sicherheit mehr fanden. Arnauld, Nicole, Quesnell, Gerberon und Brigode schlugen hier auf kürzere oder längere Zeit ihre Wohnsitze auf, und setzten da, wie aus einem versteckten

Hinterhalte, ihren Krieg gegen die Kirche fort. Der verdienstvolle Bischof von Mecheln mußte sehen, wie sein Sprengel, aller seiner Gegenbemühungen ungeachtet, das Theater der Ränke und unaufhörlicher Zänkereien wurde.

Wir dürfen die Niederlande nicht verlassen, ohne von der Universität von Löwen und von den Diensten etwas zu sagen, die diese Schule der Religion erwiesen hat. Sie erhielt in diesem Lande den Geschmack für die Wissenschaften und die Anhänglichkeit an den römischen Stuhl. Immer nährte sie in ihrem Schooße die schätzbarsten und gelehrtesten Theologen. Lange war Steyaert eines ihrer würdigsten Glieder.

Auch den Doktor van Espen, den berühmtesten Kanonisten seiner Zeit, dürfen wir nicht umgehen. Er wurde im Jahre 1646 in Löwen geboren, versah mit Ruhm die Kanzel des Kirchenrechtes, und gab hierüber neben andern Werken sein **Jus Ecclesiasticum universum** heraus, worin die wichtigsten Punkte der Kirchenzucht mit eben so viel Weitschichtigkeit als Scharfsinn behandelt sind. Doch würde sein Ruhm noch reiner seyn, wenn er sich nicht gegen das Ende seines Lebens jener Partei hingegeben hätte, von der wir so eben sprachen.

Mit Erstaunen sah man ihn von dieser Zeit an seine frühern Grundsätze ändern. Ueberhaupt aber ist van Espen dem heiligen Stuhle nicht gewogen, und sucht überall die Gewalt der Fürsten über die Kirche zu begünstigen und zu erweitern. Diese seine Neigungen verstärkten sich mit seiner Ergebenheit an die gemeldte Partei. Immer stellte er sich an die Spitze der flammändischen Empörer gegen die Kirche, und er schrieb bis auf sein hohes Alter stets zu ihren Gunsten.

Holland blieb seinem alten Glauben nicht so treu als die Niederlande. Mit dem Joche des kirchlichen Ansehens

warf es auch jenes der weltlichen Macht vom Nacken, und wahrscheinlich geschah das Erste nur aus Haß gegen die Zweite. Doch des allgemeinen Abfalles von der spanischen Herrschaft ungeachtet, blieb noch ein großer Theil der Einwohner der katholischen Religion treu.

Vorzüglich setzte sich Amsterdam den Neuerungen entgegen. Es ergab sich im Jahre 1687 dem Prinzen von Oranien nur unter dem Bedingnisse, daß man die Katholiken nicht beunruhigen sollte. Man versprach es, aber bald darauf jagte man alle Geistliche und Religiosen aus der Stadt, und verboth die öffentliche Ausübung der katholischen Religion. Doch aller dieser Maßregeln und der Gewaltthätigkeiten der herrschenden Partei ungeachtet, sollen heut zu Tage noch mehr als 20,000 Katholiken in Amsterdam seyn. Sie haben daselbst vierzehn Kirchen. So versichert man auch, daß die vereinigten Provinzen in Allem vielleicht eine halbe Million Katholiken zählen, die von etwa vierhundert Pfarrern besorgt werden.

In ältern Zeiten war in diesen Gegenden ein einziger Bischof, jener von Utrecht; späterhin erhob man seine Kirche zum Erzbisthume, und unterordnete ihm als Suffragane die fünf Bischöfe von Haarlem, Leuwärde, Deventer, Grönin-gen und Middelburg. Allein die bald hernach eintretende Staatsumwälzung zerstreute die aufgestellten Bischöfe, und vernichtete selbst ihre Sitze. Sogar jener von Utrecht wurde gestürzt, und seitdem hat das Land nur apostolische Vikarien zu Oberhirten, wie es gebräuchlich ist an Orten, wo die katholische Religion verbannt ist. Diese apostolischen Vikarien erhalten aber gewöhnlich die bischöfliche Würde, und werden auf Bisthümer in den Gegenden der Ungläubigen geweiht.

So erhielt Herr von Neercassel, der als apostolischer Vikar im Jahre 1686 starb, den Titel eines Bischofes von

Castorie. Er war ein gelehrter und in seinen Verrichtungen unbescholtener Prälat; aber zum Unglücke verband er sich mit einigen Menschen der Partei, die ihn zu falschen Schritten verleiteten, und so bereitete er, wider Willen, jene Trennung vor, die sich später in seiner Kirche zeigte. Das Uebel nahm überhand unter seinem Nachfolger im apostolischen Vikariate, Codde, Erzbischofe von Sebaste.

Dieser wurde gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts als ein Begünstiger der neuen Meinungen beim heiligen Stuhle verklagt. Innocenz XII. berief ihn nach Rom; und aus Furcht, im Falle des Ungehorsams seine Stelle zu verlieren, erschien er vor dem Pabste. Klemens XI., der unterdessen auf Innocenz folgte, ließ die Sache mit Sorgfalt untersuchen, erklärte den Angeklagten nach dem einmüthigen Urtheile der aufgestellten Kongregation als suspendirt; und stellte indessen Herrn Cock, Pastor von Leyden, als apostolischen Vikar auf.

Aber Codde, der unter den Bürgermeistern von Amsterdam Verwandte hatte, wußte die Sache dahin zu bringen, daß die Staaten dem Herrn Cock so lange alle Verrichtungen untersagten, bis der Erzbischof von Sebaste wieder würde zurückgeschickt werden. Welch' ein Triumph für die Partei, den Pabst durch eine protestantische Stelle so tief erniedrigt zu sehen! Herr Codde kam zwar wieder nach Holland zurück, wurde aber durch ein Dekret vom 3. April 1704 seines Amtes vom Pabste entsetzt, enthielt sich aller Amtsverrichtungen, so sehr ihn auch seine Anhänger darüber tadelten, und starb im Jahre 1710.

Dagegen wurde Cock für immer aus dem Lande verbannt, und selbst die Freunde der Ordnung und des Friedens mißriethen ihm die Verrichtungen eines apostolischen Vikars auszuüben. Daher gab Klemens XI. dem Nuntius von Köln den Auftrag, für die Mission von Holland zu

sorgen. Dieser ernannte Herrn Damen, und später Herrn Bylevelt zu Vikarien, aber keiner war so glücklich, zur Ausübung seines Amtes zu gelangen. Es gelang den Neuerern, ihnen jeden Zugang zu sperren. Doch machte sich weit der geringste Theil der holländischen katholischen Geistlichkeit dieser Widersetzlichkeit schuldig; die übrigen nahmen daran keinen Antheil.

Allein ungleich hitziger waren die Zänkereien, welche die protestantische Kirche von Holland entzweiten. Aus ihrem Schooße gingen unaufhörlich neue Sekten hervor, die sich wechselweise mit unversöhnlichem Hasse bekämpften. Bekannt sind die Streitigkeiten zwischen Bayle und Jurieu; jene der Arminianer sind noch nicht beigelegt. Der seit zwanzig Jahren gestorbene Spinoza hatte in Holland eine förmliche Schule des Atheismus eröffnet, und sein unsinniges und verderbliches System in seinen Schriften ohne Scheu zu Tage gefördert.

Der Socinianismus zählte die ansehnlichsten Anhänger in dieser Republik. Unter diesen war Johann de Clerc, ein berufener und unerschöpflicher Schriftsteller, der lange Zeit in Amsterdam die schönen Wissenschaften und die Philosophie lehrte. Er soll der Verfasser des Werkes seyn: „Gesinnungen einiger holländischen Theologen, die kritische Geschichte „des alten Testamentes betreffend, durch Herrn Simon.“ In diesem Werke sucht man zu beweisen, daß Moyses nicht der Verfasser des Pentateuchus ist, und die göttliche Eingebung in Zweifel zu ziehen.

In seinen andern Schriften erklärt le Clerc die Bibel durchaus im Sinne der Socinianer; er gibt allen Wundern eine natürliche Deutung; er mißdeutet den Sinn der Prophezeiungen, die sich auf den Messias beziehen; er verkehrt alle Stellen, welche die Lehre von der Dreieinigkeit und die Gottheit Jesu Christi beweisen. Eben so wenig Ehrfurcht

hat er für die heiligen Väter und die Erblehre. Philipp von Limborch, sein Freund, theilte auch seine Meinungen, und da er Professor der Theologie war, so fiel es ihm um so leichter, seine Irrthümer zu verbreiten. Dazu hatten sie noch ein anderes Mittel in den Händen, nämlich die Redaktion der Journale, dieses immer fertige Vehikel, um alle Welt mit den Grundsätzen des Unglaubens bekannt zu machen.

Doch diese alle übertraf der berufene Bayle, ein gebor=ner Franzose, der sich aber schon seit zwanzig Jahren in Holland aufhielt, und daselbst Anfangs des achtzehnten Jahr=hunderts starb. Er wurde von kalvinischen Eltern geboren, trat aber in seiner Jugend zur katholischen Kirche hinüber, und später zum Protestantismus, obwohl er im Grunde vielleicht weder Katholik noch Protestant war. Er stand mit den berufensten Deisten Englands im Bunde, und seine Schriften, die sich auch in dieser Insel verbreiteten, trugen vieles bei, die Neigung zur Irreligion, die sich bereits äu=ßerte, daselbst zu bestärken. Shaftesbury schöpfte aus seinen Werken jenen gänzlichen Indifferentismus in der Religion, der sein System ausmachte. Die französischen Philosophen haben ihn für einen ihrer würdigsten Vorgänger angesehen und als den ersten Kritiker gerühmt.

Bayle besaß wirklich viel Geist und Gelehrsamkeit, eine glückliche Einbildungskraft, ein unermeßliches Gedächtniß; aber er hat diese Talente schändlich mißbraucht, und seine wortreichen, unverdauten, weitschweifigen Schriften würden weit weniger gefallen, wenn er sie durch die Reize der Aus=gelassenheit und den Ton der Satyre nicht so sehr gewürzt hätte. Seine unaufhörlichen Abweichungen, welche die Auf=merksamkeit vom Hauptgegenstande abziehen, ermüden den Leser; das immerwährende Auskramen von Gelehrsamkeit, das so oft zur Unzeit geschieht, stößt ihn zurück. Doch fan=den seine Werke im Anfange Beifall und Abgang. Leute, die

Gründe zu zweifeln suchten, verführte sein Scepticismus; und wer sich gerne betäuben ließ, wurde durch seine Sophismen unfehlbar getäuscht.

Seine Werke wurden das Rüsthaus des Unglaubens. Sey es auch, daß man sie heute nicht mehr so gerne liest, so gebührt ihnen doch der Ruhm, daß sie den ersten Schriftstellern, welche sich gegen die Religion verschworen, wichtige Dienste thaten. Bayle gab den Ton an in seinem Jahrhundert, und war der Anführer aller jener unseligen Menschen, die nach der Zeit dem Christenthume den Krieg offenbar erkläret haben. Seinen Einfluß fühlte vorzüglich Holland, wo die Vermengung aller Sekten den Anhängern des Socinianismus und den Aposteln des Unglaubens neue Wege eröffnete, um ihre Grundsätze zu verbreiten.

## Polen.

Polen behielt die katholische Religion bei, ohne die Sekten zu verbannen, welche diese verlassen hatten. Die Dissidenten hatten sich einer beinahe vollkommenen Duldung zu erfreuen. Von diesem Grundsatze wich man im vorigen Jahrhundert nur in Hinsicht auf die Socinianer ab, die durch die Verbreitung ihres widerchristlichen Systems die Aufmerksamkeit und Strenge der Gesetzgebung reizten. Diese Strenge ließ man auch einen Polen fühlen, der den Atheismus öffentlich geprediget hatte. Uebrigens ließen die Katholiken, wenn gleich die herrschende Partei nach der Anzahl, die Protestanten ziemlich in Ruhe.

Polen theilt sich, in Hinsicht auf Kirchenverwaltung, in die zwei Erzbisthümer Gnesen und Lemberg. Der Erzbischof von Gnesen hat die glänzendsten Vorzüge; er ist Primas des Reiches, der erste Senator, geborner Legat des heiligen Stuhles, Regent der Republik während des Zwischenreiches; er beruft den Reichstag zusammen, und ruft

den König aus. Außer ihm ist selten ein Kardinal in Polen, weil mit dem römischen Purpur kein Vorzug im Senate verknüpft ist, und weil ein Kardinalbischof dem Range eines Senators entsagen müßte, um den eines Kardinals zu behaupten.

Erzbischof von Gnesen war im Jahre 1701 Michael Radziejowski, der schon seit dem Jahre 1686 den rothen Hut trug. Dieser begünstigte bei der letzten Wahl den Prinzen Conti, der dem Churfürsten von Sachsen, Augustus, die Krone streitig machte. Die neun Suffraganen des Erzbischofes von Gnesen sind die Bischöfe von Krakau, Wladislaw, Wilna, Posen, Plosko, Warmie, Luko, Culm und Samogitien. Bischof von Warmie war Andreas Zaluski, ein durch seine Freigebigkeit, Gelehrsamkeit und hinterlassene Schriften berühmter Bischof. Der Erzbischof von Lemberg hat vier Suffragane, die Bischöfe von Premislaw, Chelm, Kiow und Kaminieck. Alle diese Bisthümer haben große Einkünfte, und gaben den jeweiligen Bischöfen das Recht im Senate zu sitzen. Doch ist die niedrigere Geistlichkeit nicht sehr zahlreich.

Es gibt mehrere Städte, wo zwei Bischöfe sind, der eine vom lateinischen, der andere vom griechischen Ritus. Die meisten Polen, welche dem letztern Ritus folgen, sind mit dem heiligen Stuhle vereinigt. Sie behalten nur die besondern Zeremonien und Gebräuche ihrer Kirche bei. Auch findet man in Polen weit weniger Klöster, als in der übrigen christlichen Welt. Die Religiosen vom griechischen Ritus folgen der Regel des heiligen Basilius, der in diesem Lande sehr geschätzt ist. Die meisten griechischen Bischöfe sind aus diesem Orden. Der König muß sich zur katholischen Religion bekennen.

Augustus, der im Jahre 1701 regierte, konnte daher die Krone nur mit der Bedingung erhalten, daß er dem

Lutherthume entsagte. Ja auch nach diesem Schritte hatte er noch Mühe, die Oberhand über seinen Mitwerber, den Prinzen Conti, zu gewinnen. Nur seine außerordentlichen Spenden und selbst die Waffen verschafften ihm endlich auf dem Reichstage den Sieg. Er stützte sich auf den päbstlichen Nuntius, der die Wahrheit seines Zurücktrittes in die katholische Kirche beglaubigte, und so gewann er endlich den Vorzug und selbst alle diejenigen, die Anfangs seine erklärtesten Gegner waren.

Allein er blieb nicht lange im ruhigen Besitze einer Krone, die ihn so viele Mühen und Opfer gekostet hatten. Der Krieg mit Karl XII., König in Schweden, versetzte ihn in neue Verlegenheiten. Er mußte wieder vom Throne steigen und sich in sein Churfürstenthum zurückziehen, wo er den Frieden durch einen demüthigenden Vertrag erkaufte. Statt seiner ward ein neuer König, Stanislaus Leczinski, erwählt, der einige Zeit unter dem Schutze Karls XII. regierte.

Während dieser Kriege war Polen der Schauplatz der Uneinigkeiten und Verwüstungen. Der gebietherische Karl, der Alles soldatisch beherrschte, und keinen Widerspruch duldete, schrieb nun in Polen Gesetze vor. Er bemächtigte sich der Kirchen, und setzte mit bewaffneter Hand Bischöfe ein. Selbst die polnische Geistlichkeit war in Parteien getrennt. Der Kardinal Radziejowski, der Bischof von Posen und andere erklärten sich gegen Augustus. Hingegen schrieb ihnen der Pabst mit Nachdruck, und suchte sie dahin zu bringen, daß sie dem Könige treu blieben, den sich die Nation gewählt hatte. Der Bischof von Posen wurde nach Rom berufen, um sein Betragen zu rechtfertigen, und ging dahin ab. Der Primas zog sich nach Danzig zurück, wo er im Jahre 1705 starb, und sein Vaterland, allen Gräueln eines bürgerlichen Krieges Preis gegeben, hinterließ.

An seine Stelle hatten der Pabst und Augustus den Bischof von Wladislaw, Herrn Szembeck, erhoben, der auch wirklich von diesem Stuhle Besitz nahm. Aber die Schweden verjagten ihn, und ließen einen gewissen Dzulenski als Administrator des Erzbisthumes ernennen. Klemens XI. erklärte diese gesetzwidrige Wahl als nichtig. Auch den König Augustus vertheidigte derselbe Pabst mit seinem ganzen Ansehen gegen seinen Mitwerber, und nie schien er den Stanislaus Leczinski anerkannt zu haben. Dieser behauptete auch den Thron nicht lange. Mit der Niederlage seines Gönners verlor er seine ganze Stütze, und der Churfürst von Sachsen erhielt seine Krone viel leichter wieder, als er sie verlor.

Bei diesen Umwälzungen hatte Kirche und Staat viel zu leiden. In den Breven Klemens XI. findet man viele Aufschlüsse die Sache Polens betreffend. Er schrieb öfter an den Primas, an den König August und an die Bischöfe, um sie zu trösten, sie zu ermuthigen und ihren Eifer zu beleben. Besonders nahm er sich um die Prinzen Sobieski, die Söhne des großen polnischen Königs Sobieski, an, der im Jahre 1696 starb. Augustus hatte zwei dieser Prinzen, deren Ansprüche auf die Krone er fürchtete, festsetzen lassen.

Klemens XI. forderte mit Zudringlichkeit ihre Befreiung. Denn seitdem der letzte König das von den Türken belagerte Wien gerettet hatte, war Sobieski ein der Religion theurer Name, und wahrscheinlich wäre Jakob, der ältere dieser Prinzen, auf den Thron gekommen, wenn seine Mutter, eine französische Gräfin de la Grange d'Arquien, die Polen mit mehr Gewandtheit zu gewinnen gewußt hätte. Dieser nämliche Prinz gab eine seiner Töchter dem Sohne Jakobs II., Königs von England, zur Gemahlin; ein anderer, Alexander mit Namen, starb zu Rom im

Jahre 1714, nachdem er kurz zuvor in den Orden der Kapuziner getreten war.

## England.

So viele Mühe sich die Königin Elisabeth 45 Jahre hindurch gegeben hatte, die katholische Religion in ihren Reichen ganz zu vertilgen, so erhielt sich der alte Glaube doch immer noch in einigeu auserwählten Familien. Auch ihr Nachfolger Jakob I. erreichte diesen Zweck nicht. Karl I. und II. waren der katholischen Kirche im Herzen nicht abgeneigt, und wenn sie unter ihnen zu leiden hatte, geschah es gegen ihren Willen. Desto freier athmeten die Katholiken wieder unter Jakob II., welcher selbst sich zur katholischen Religion wieder bekannte, und durch zu große Begünstigung derselben die Krone verlor.

Indessen bemächtigte sich dieses Volkes eine Antipathie gegen die katholische Kirche, die um so auffallender ist, da sie gegen tausend Jahre in diesem Inselreiche geherrscht hatte. Ja die Abneigung und der Haß gegen diese Kirche machte lange Zeit einen eignen Zug im Charakter der Engländer aus, und hat sich bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz verloren. Anglikaner und Nichtkonformisten, alle haßten von ganzem Herzen, was immer vom Pabstthume herrührte und dahin führen konnte.

Und dieß waren nicht nur die Gesinnungen des großen Haufens, sondern auch des besser unterrichteten Theiles und der höhern Stände. Es war kein Prediger, der sich nicht verpflichtet glaubte, sich auf der Kanzel gegen die römische Kirche zu erheben; kein Theolog, der nicht irgend eine Abhandlung gegen sie schrieb, und der schien kein guter Engländer zu seyn, der nicht einen Pfeil gegen eine Kirche abdrückte, welcher doch sein Vaterland das Christenthum verdankte.

Diese beinahe 200 Jahre lang dauernde Feindseligkeit gab oft zu den gewaltthätigsten, oft zu den lächerlichsten Auftritten Anlaß. Wurde zum Beispiel in einem Winkel irgend einer Grafschaft ein Protestant katholisch, so fehlte es nicht an einem Prediger, der dieses Aergerniß bekannt machte, und über die Fortschritte des Pabstthumes ein Geschrei erhob. Dieses einzige Wort erhitzte die Köpfe. Die öffentlichen Schriften, die geheimen Gesellschaften, die Kanzeln, die beiden Kammern erschallten von lauten Klagen über das Umsichgreifen des Pabstthumes. Ein kalter Beobachter würde bei einem so wilden Gelärme vermuthet haben, daß die katholische Kirche zahllose Schaaren von Proselyten müsse gewonnen haben. Und wie erstaunte er, als er endlich vernahm, daß oft nur eine zweifelhafte Sage dieses Zetergeschrei veranlaßt hatte.

Wie groß übrigens die Anzahl der Katholiken in England seyn möge, darüber kommen die Angaben nicht überein. Berington zählt ihrer in seinen Schriften nur etwa 60,000; nach andern hingegen beläuft sich ihre Anzahl auf 300,000 Seelen. Ja man versichert, daß allein in London und in den Umgegenden mehr als 80,000 seyen; eben so viele dürfte die Grafschaft von Lankaster und jene von Stafford enthalten.

Vorzüglich laut wurden die Klagen gegen das Pabstthum unter Karl II. Er war der Sohn einer katholischen Prinzessin, und hatte seine Jugendjahre auf dem festen Lande, in einem katholischen Reiche, zugebracht; dazu nahm er noch eine portugiesische Prinzessin, die der katholischen Religion ganz zugethan war, zur Gemahlin; lauter Umstände, welche die Protestanten aufmerksam machten.

Ihre Besorgnisse verdoppelten sich, als Jakob, Herzog von York, vermuthlicher Kronerbe, zur katholischen Kirche überging. Dieser Prinz heirathete nach dem Tode seiner

ersten Gemahlin, die sich ebenfalls für diese Kirche erklärte, eine Prinzessin von Modena, und von dieser Zeit an vermuthete man seinen Uebertritt zur Kirche seiner Gemahlin. Nun unterließen die Protestanten nichts mehr, um die Köpfe zu erhitzen.

Die anglikanischen Doktoren auf ihren Predigtkanzeln, die Schriftsteller in ihren Pamphleten, die Parlamentsglieder in ihren Motionen, Alles erhob sich mit einem Male gegen die Katholiken. Karl II., wenn gleich aus Neigung den Katholiken günstig, konnte den Zudringlichkeiten des Parlamentes und dem allgemeinen Geiste seiner Nation nicht widerstehen, und die Katholiken wurden unter seiner Regierung hart verfolgt.

Besonders wußte ein gewisser Dates, ein elender, niederträchtiger Mensch, den Shaftesbury unterstützte, durch seine Ränke und Verläumdungen das Feuer anzuschüren. Das Blut der Katholiken floß auf den Todesgerüsten. Siebzehn derselben verloren ihr Leben auf die falschen Anklagen dieses verschreiten Lügenschmiedes. Wilhelm Howard, Graf von Stafford, einige eifrige Layen, ein Weltpriester und sechs Jesuiten waren unter ihrer Zahl. Gegen diese Letztern war das Volk besonders aufgebracht.

Acht andere Priester mußten nur darum sterben, weil sie Priester waren, und ihr Priesteramt ausübten. Olivier Plunkett, Erzbischof von Armagh in Irland, wurde nach London, und zum Tode geführt im Jahre 1681. Die Unschuld dieses Prälaten wurde noch mehr veredelt durch seine Gottergebenheit und Tugend, womit er alle Gefängnisse heiligte.

Karl II. starb im Jahre 1685, und wie man Grund hat zu glauben, als Katholik. Johann Huddleston, ein englischer Benediktiner, der zur Rettung des Königs nach der Schlacht von Worcester so viel beigetragen hatte, that

ihm noch wichtigere Dienste in seinen letzten Augenblicken. Am Vorabende seines Todes wurde er in die Zimmer des Königs gerufen, und erhielt von ihm die Erklärung, daß er wünsche, als Katholik zu sterben, und seine Fehltritte und Ausschweifungen bereue. Huddleston hörte seine Beicht, ertheilte ihm die heiligen Sakramente und ermunterte ihn zum Todeskampfe. In seinem Berichte, den er nach der Zeit bekannt machte, beschreibt er umständlich die trostvollen Vorkehrungen, welche dieser Fürst getroffen hatte.

Jakob II., ein Bruder Karls, bestieg im 51sten Jahre seines Alters den Thron seines Vorfahrers ohne Widerstand. Zwei Tage darauf wohnte er öffentlich der heiligen Messe bei. Er nahm Katholiken in seinen geheimen Rath auf, und beförderte sie zu andern bürgerlichen und militärischen Stellen. Endlich gestattete er die Gewissensfreiheit. Dieses Gesetz benützten die Katholiken. Sowohl in London, als in andern größern Städten eröffneten sie Kapellen. In allen Ständen gab es auffallende Bekehrungen, die auch nach erfolgter Staatsumwälzung noch Dauer hatten.

Die katholischen und anglikanischen Doktoren hielten mehrere Unterredungen, die sich zum Vortheile der Erstern endigten, und es kamen zu Gunsten der katholischen Kirche vortreffliche Schriften ans Licht. Sogar auf der Universität Oxford erhielten die Katholiken einige Kanzeln, und der berühmte Walker, Präsident des Kollegiums an dieser Hochschule, eröffnete in demselben Kollegium eine katholische Kapelle, und brachte mehrere Glieder der Universität dahin, daß sie den katholischen Glauben annahmen, auf dem sie auch späterhin unerschütterlich beharrten.

Aber so viele Begünstigungen brachten endlich die Bekenner der hohen anglikanischen Kirche gegen den Begünstiger und dessen Günstlinge auf. Sie befürchteten Alles von Seite eines Königs, der ihrer Gemeinde fremd war. Von

allen Seiten erschallten die lebhaftesten Klagen. Die Bischöfe, die Doktoren, die Prediger, die Universitäten, alle Glieder der anglikanischen Geistlichkeit wetteiferten gegen den Hof, und das Volk erhitzte sie durch sein Geschrei. Selbst die Gewissensfreiheit, die der König zugestanden hatte, wurde übel gedeutet, weil auch die Katholiken unter ihrem Schutze Sicherheit fanden, die allein dieser gerühmten Wohlthat nicht genießen sollten. Kurz, die Empörung brach aus, und der gute König mußte seinem eignen Tochtermanne, dem Prinzen von Oranien, Krone und Szepter abtreten.

Zur Ehre der anglikanischen Geistlichkeit darf man nicht mit Stillschweigen umgehen, daß sechs ihrer Bischöfe, mit dem Erzbischofe von Kantelberg an der Spitze, sich standhaft weigerten, den Eid der Treue, welchen sie Jakob II. geschworen hatten, zu verletzen. Sie wurden ihrer Würden entsetzt, so wie alle die Geistlichen, welche ihrem Beispiele folgten. Es entstand daher in der anglikanischen Kirche eine Spaltung, indem der eine Theil sich an die vertriebenen Bischöfe hielt, der andere ihre Nachfolger anerkannte. Man hieß die Ersten Jakobiten, oder Nichtgeschworne. Man sah unter diesen Männer von ausgezeichneten Verdiensten, als Dodwell, Hickes, Collier, Lesley und andere. Selbst Protestanten folgten dem Könige in sein Elend, und mehrere Herren theilten mit ihm sein Schicksal.

Die Katholiken hatten von dieser Staatsumwälzung alles Schlimme zu befürchten; denn im Grunde waren es doch nur sie, gegen welche sie ausgebrochen war; die katholische Kirche war es, die man in der Person des Königs Jakob verfolgte; auf diese Weise sollte sie den augenblicklichen Schutz büßen, den sie unter ihm genossen hatte. Man machte daher das Gesetz, daß kein Katholik, oder auch nur der Gemahl einer Katholikin den Thron je wieder erhalten sollte.

Alle Katholiken, oder als solche anerkannt, erhielten

den Befehl, sich auf zehn Meilen von London zu entfernen. Man nahm ihnen Waffen und Pferde; man schloß die wenigen Schulen, welche sie hatten; und nur die Katholiken sollten die Wohlthat der Duldung nicht genießen. Im Jahre 1700 versprach man jedem einen Preis, der einen Priester oder Jesuiten gefänglich einbrächte. Unter einer Strafe von 100 Pfund Sterling ward verbothen, Kinder außer Land zu schicken, um sie in der katholischen Religion zu erziehen. Alle Katholiken wurden unfähig erklärt, irgend eine Erbschaft an sich zu bringen.

Der vorzüglichste Gegenstand dieses Nationalhasses waren die unter Jakob II. nach England geschickten Bischöfe. Da nämlich seit Wilhelm III. die Reihenfolge der rechtmäßigen Bischöfe unterbrochen worden, und endlich diese Würde gänzlich erlosch: so besorgte der allgemeine Vater der Gläubigen diese verlassene Heerde durch sogenannte apostolische Vikarien, welche zu Bischöfen auf Kirchen in den Landen der Ungläubigen geweiht waren. An diese schlossen sich die noch vielfältig im Reiche zerstreuten Weltpriester und Religiosen an, und von ihnen erhielten sie die geistliche Gewalt und andere zu ihren apostolischen Arbeiten nothwendigen Befähigungen.

Der erste dieser Bischöfe war Johann Leyburn, Präsident des englischen Kollegiums von Douai. Er wurde zu Rom im Jahre 1685 zum Bischofe in Adramit geweiht; ging alsbald nach England ab, durchreisete das ganze Reich, und ertheilte einer großen Menge Katholiken das Sakrament der Firmung. Späterhin erhielt er zu Amtsgenossen den Bonaventura Giffard, Doktor der Theologie in Paris; den Benediktiner Philipp Michael Ellis, und den Präsidenten des englischen Kollegiums in Douai, Jakob Smith. Diese vier Bischöfe theilten unter sich das ganze Reich, und die vielen

und beschwerlichen apostolischen Arbeiten, bald aber auch die Leiden der Verfolgung.

Herr Ellis mußte England verlassen, und kam nie wieder dahin zurück; Leyburn und Giffard wurden gefangen gesetzt, der Erste im Thurme zu London, der Zweite in Newgate. Sie erhielten zwar späterhin wieder die Freiheit, waren aber stets in Gefahr, und bei der geringsten Unruhe mußten sie sich verbergen. Auch die Priester suchte man sorgfältig auf; mehrere begleiteten den König nach Frankreich; andere blieben in den Gefängnissen, welches Schicksal auch einige Layen mit ihnen theilten. Obadiah Walker, von dem oben die Rede war, kam ebenfalls in den Thurm, wurde im vollen Parlamente zur Rede gestellt, und von der Akte der Amnestie ausgenommen. Indeß weiß man Wilhelm III. in soweit Dank, daß unter seiner Regierung wenigstens kein Blut floß.

Mitten unter diesen Bedrängnissen erhielt sich die katholische Religion durch sich selbst, und ihr Zustand war im Jahre 1701 so befriedigend, als möglich. Die apostolischen Vikarien besorgten ihre Distrikte mit Eifer und Klugheit. Herr Leyburn, schon ziemlich bejahrt, blieb in London, während Herr Giffard den Distrikt in der Mitte und gegen Westen des Reiches bereiste. Auch die Geistlichkeit hatte Männer von ausgezeichneten Verdiensten. Mehrere Kapläne Jakobs II. hinterließen gedruckte Reden. Der Jesuit Pulton gab seine Unterredung mit Doktor Tenison heraus; sein Ordensbruder Dorrel verfaßte mehrere Streitschriften und Andachtsbücher. Auch einige Layen gaben Beispiele erhabener Frömmigkeit.

Die Gesetze, welche den Katholiken verbothen Schulen zu halten, zwangen sie, ihre Kinder auf das feste Land zu schicken. Zu diesem Zwecke hatten sich in Rom, in Paris, in Douai und in Valladolid verschiedene Erziehungsanstalten

gebildet. Die berühmteste war das Kollegium zu Douai; dieß war die Pflanzschule der englischen Geistlichkeit. Die Päbste nahmen es in ihren besondern Schutz, und unterstützten es durch jährliche Beiträge. Nach diesem hatte das Kollegium der Engländer in Lissabon, von einem Portugiesen gestiftet, den Vorzug. Jenes in Paris verdankte sein Daseyn dem Doktor Betham, dem Kaplane Jakobs II., und Lehrer des Prinzen von Wallis. Die meisten Missionäre nach England lieferten die Benediktiner und Jesuiten.

Noch haben wir nichts von Schottland gemeldet. Dieses Reich zählte sehr viele Katholiken, und hätte noch mehrere gezählt, wenn der Mangel an Priestern und Schulen nicht so groß gewesen wäre. Zwar hatte der heilige Stuhl von Zeit zu Zeit irländische Franziskaner dahin gesendet; aber das rauhe Klima, besonders in den nördlichen Gegenden, war ihnen unerträglich. Ein frommer und eifriger Missionär, Namens White, war standhafter. Unterstützt von Lord Macdonald, machte er den Glauben in den schottischen Gebirgen wieder aufleben, und führte ganze Familien, die das Unglück von der Kirche entfernet hatte, in den Schooß derselben zurück. Seine wahrhaft apostolischen Arbeiten stungen mit dem Tode Kromwels und mit der Thronbesteigung Karls II. an.

Man suchte um diese Zeit wieder einige Schulen zu errichten, um Priester zu bilden und die katholischen Kinder gegen die Verführungskünste der Protestanten zu verwahren. Aber die im Jahre 1688 ausgebrochene Empörung wirkte auf Schottlands Katholiken eben so nachtheilig, als auf jene von England. Ja die Anhänglichkeit eines großen Theiles der Schotten an die Stuart, ihre ehemaligen Fürsten, diente zum Vorwande desto längerer Bedrückungen.

Jahre lang mußten die katholischen Priester in den Kerkern schmachten, und endlich das Land verlassen. In die

Gebirge schickte man Truppen, und ein gewisser Hauptmann Porringer zeichnete sich durch seine Verwüstungen und Grausamkeiten aus. Zu gleicher Zeit machte das schottische Parlament die Verordnung, daß Kinder, welche nicht zum Protestantismus übergingen, ihre Väter und Mütter nicht erben sollten.

Und doch erhielt sich der alte Glauben mitten unter diesen Gewaltthätigkeiten. Jakob II. scheint in seiner Einsamkeit die Verbindungen mit Schottland stets unterhalten zu haben. Unterstützt durch seine Beiträge unterhielt Georg Panton, ein Zögling des englischen Kollegiums von Paris, in den Gebirgen eine Schule. Ja auf seine Bitte weihte Rom den Thomas Nicolson zum Bischofe von Peristachium, der im Jahre 1697 als apostolischer Vikar in der Stille daselbst ankam.

Er fand nicht mehr, als 25 Missionäre, die er in der Folge vermehrte. In diesem Jahre besuchte er die nördlichen Theile, wo die Katholiken zahlreicher waren, in den vier nächsten die übrigen Distrikte seines Vikariats. Seine Thätigkeit und sein Eifer brachten in einem Lande, wo man seit beinahe 100 Jahren keinen Bischof mehr gesehen hatte, die reichlichsten Früchte.

Wir haben einen Bericht vor unsern Augen, den er über seine Visitation in den Gebirgen und Inseln gegen Westen im Jahre 1700 eingereicht hat. Auf einer Reise von mehr als 400 Stunden über rauhe Gebirge und gefahrvolle Meere ertheilte er einer großen Menge Menschen die Firmung, erkundigte sich über die Bedürfnisse der Völker, verkündigte ihnen das göttliche Wort, und bestärkte sie im heiligen Glauben. Aus dem Berichte ersieht man, daß die Anzahl der Gläubigen in diesen Gegenden sehr groß war.

Mehrere Inseln waren ausschließlich nur von Katholiken bevölkert, und an einem Orte ertheilte der apostolische

Vikar mehr als 700 derselben das Sakrament der Firmung. Die guten Bergbewohner waren unschuldig in ihren Sitten, wie sich der eifervolle Bischof selbst überzeugte, ehrfurchtsvoll gegen die Priester, genau und gewissenhaft in Beobachtung der Kirchengesetze. Einige derselben ließen sich kurz vorher von dem unmenschlichen Porringer eher zum Tode hinführen, als daß sie ihrem Glauben entsagten.

Nicolson besuchte auch die Schule von Arasaik, auf die er seine Hoffnung baute; denn sie mußte die jungen Leute vorbereiten, die man späterhin nach Paris in das schottische Kollegium, diese vorzügliche Pflanzschule für die Missionäre von Schottland, schickte. Nebst diesem Hause hatten die Schotten ähnliche Anstalten in Rom und in Regensburg bei den Benediktinern ihrer Nation, die noch drei andere Häuser in Deutschland besaßen.

Noch mehr verdient unsere Aufmerksamkeit Irland, sowohl wegen der Menge der Katholiken, die sich dort befinden, als wegen des drückenden Joches, das man dieses Volk so lange Zeit fühlen ließ. Treu ihrem alten Glauben, hatte diese Insel alle religiösen Neuerungen standhaft verworfen und ihre Bischöfe beibehalten. Mitten unter diesen Stürmen wurde doch die Reihenfolge der rechtmäßigen Hirten in diesem Lande nie unterbrochen. Wenn gleich gezwungen, den anglikanischen Bischöfen, ihre Kirchen, ihre Häuser und Einkünfte zu überlassen, fuhren sie fort, ihre Heerden in ihrer ehrenvollen Dürftigkeit und in einsamen Orten, wo ihre Feinde nicht selten ihre Ruhe störten, mit Sorgfalt zu weiden.

Die Katholiken machen drei Viertel der Bevölkerung Irlands aus, und dieses Mißverhältnisses ungeachtet sind sie von allen Staatsvortheilen, von allen Anstellungen ausgeschlossen, aller politischen Rechte beraubt, beunruhigt selbst in dem, was ihnen am meisten theuer ist, und an die streng-

sten Gesetze gebunden. Sie müssen sehen, wie ein kleiner Haufe Protestanten über sie herrscht und ihnen alle Vortheile entreißt.

Und doch fand Karl I. mehr Treue und Anhänglichkeit auf Seite der gedrückten Irländer, als auf Seite der durch den Geist des Fanatismus und der Unabhängigkeit verführten Engländer. Unterrichtet durch die Erzbischöfe, O'Reilly und Walsh, opferten sich jene ganz der Sache dieses unglücklichen Fürsten. Aber dieß verzieh ihnen auch Kromwel nimmer. Er erschwerte ihr Joch durch neue Lasten. Ein Gesetz enterbte, und erklärte außer dem Gesetze jeden katholischen Studenten, der sich dem geistlichen Stande widmete, eine Verordnung, die erst in den letzten Zeiten zurückgenommen wurde.

Die Regierung Karls II. war ihnen nicht viel günstiger, und die Todesstrafe des ehrwürdigen Erzbischofes von Armagh verbreitete neuen Schrecken unter sie. Auch die Bischöfe Forstall von Kildar, und Creagh von Cork wurden ins Gefängniß geworfen. Andere flüchteten sich nach Frankreich.

Die Regierung Jakobs II. war zu kurz, um den Katholiken viel zu helfen, und selbst die Begünstigungen, welche sie erhielten, entflammten die Eifersucht ihrer Feinde; sein Sturz aber setzte sie neuen Unannehmlichkeiten aus. Je treuer sie diesem Fürsten in seinem Unglücke blieben, um so mehr glaubte man sich berechtiget, sie für diese Anhänglichkeit büßen zu lassen.

In Folge der Kapitulation von Limmerik vom Jahre 1691 sollte man von den katholischen Irländern weiter nichts fordern, als den allgemeinen Eid der Treue, den man allen Völkern auflegt, die unter eine neue Herrschaft kommen. Aber damit waren die Protestanten nicht zufrieden, und der König Wilhelm III. mußte sein ganzes Ansehen gegen das

Parlament von Irland dahin verwenden, daß die Kapitulation nicht umgestoßen, und nicht alle katholischen Erz- und Bischöfe sammt allen Religiosen auf ewig aus der Insel verbannt wurden.

Dieser Mäßigung des Hofes ungeachtet, konnten die Protestanten ihrem Verfolgungsgeiste nicht gebiethen, und alle öffentlichen Urkunden stellen die Lage der Katholiken in Irland gegen das Ende des siebzehnten und gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in einem wahrhaft beweinungswürdigen Zustande dar. Sie waren allen Arten von Bedrückungen bloßgestellt, und die Protestanten, wenn gleich lange nicht so zahlreich, oder weil nicht so zahlreich, legten auf den Nacken dieser Unglücklichen das drückendste Joch.

Die irländischen Bischöfe waren im Jahre 1701 auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen. Die meisten Sitze standen ledig. Comorfort, Erzbischof von Cashel, und Donelly, Bischof von Dromore, jener schon sehr bejahrt, dieser im Gefängnisse, waren die einzigen Hirten dieser verwaisten Heerde. Die Uebrigen hatten ihr Vaterland verlassen. Erst im Jahre 1707 wurden einige Stühle wieder besetzt. Die Geistlichkeit vom zweiten Range war nicht viel glücklicher. Die meisten Religiosen und Weltpriester mußten sich flüchten. Frankreich und die Niederlande nahmen eine große Menge dieser ehrenvollen Verbannten auf, denen ihre doppelte Treue gegen Thron und Altar so theure Opfer gekostet hatte.

Der katholische Klerus von Irland bestand, wie jener in England, aus Weltpriestern und Ordensgeistlichen; die letztern waren sehr zahlreich. Die meisten Missionäre stellten die Dominikaner, Franziskaner und Augustiner, welche in Rom, Löwen, Douay und Prag ihre Kollegien hatten, so wie die Weltpriester dieselben Anstalten in Rom, Lissa-

bon, Compostell, Salamanca, Sevilla, Alcala, Bordeaux, Paris, Douay, Lille, Löwen und Antwerpen besaßen.

Die Armuth und der Druck in diesem Lande mußte einen besondern Gebrauch in Rücksicht auf die Weihe der Priester entschuldigen und rechtfertigen. Die Bischöfe weihten nämlich vielfältig die jungen Leute in Irland zu Priestern, und schickten sie erst späterhin nach Paris zum Studium, weil sie da in der Ausübung ihres Amtes einige Hilfsquellen fanden. So laut man oft gegen diese verkehrte Ordnung klagte, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die irländische Geistlichkeit Männer zählte, die sich durch ihre Talente, durch ihren Eifer und ihre Frömmigkeit recht vortheilhaft ausgezeichnet haben.

Um unsere Leser über den Zustand der Religion in England vollkommen zu unterrichten, müssen wir sie auch die „anglikanische," oder die sogenannte „hohe Kirche," etwas genauer kennen lehren. Sie zählte gegen den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Männer von Verdiensten. Tenison, Erzbischof von Kantelberg, zeichnete sich zwar mehr durch seine Mäßigung, als durch seine Talente aus; doch war er der Würde, die er in der Kirche und im Staate bekleidete, nicht unwerth. Sharp, Erzbischof von York, war eben so beredt auf der Kanzel, als gewandt in den Geschäften. Burnet, Bischof von Salisbury, ein eben so feuriger Anhänger der Staatsumwälzung vom Jahre 1688, als Compton, Bischof von London, gab mehrere Schriften heraus, die aber im Auslande den Beifall nicht fanden, den ihnen England gab.

Seine „Reformations-Geschichte" hat Bossuet widerlegt, und dadurch den Namen des Verfassers der Vergessenheit entrissen. Smolett sagt von ihm, daß er allgemein in England verhaßt und verachtet war. Von ihm rührt die ärgerliche Schrift her, in der er dem Parlamente den Vorschlag

macht, die Ehe Karls II. mit der katholischen Prinzessin Katharina von Portugal entweder als nichtig zu erklären, oder ihm zwei Frauen auf einmal zu geben, um dadurch die Thronfolge für die Protestanten zu sichern.

Patrik, Bischof von Ely, Cumberland von Peterborough, Fowler von Glocester und Kidder von Bath waren ihres Charakters und ihrer Kenntnisse wegen geachtet. Eben so vortheilhaft zeichneten sich auch andere Geistliche aus, die zum Theile späterhin zur bischöflichen Würde gelangten. Bull vertheidigte die katholische Lehre von der Dreieinigkeit durch so gelehrte Gründe, daß er sich die Lobsprüche und den Dank Bossuets dadurch verdiente.

Bingham gab damals seine „kirchlichen Alterthümer“ heraus. Clarke machte sich als Prediger und Metaphysiker berühmt. Er vertheidigte in einem seiner Werke das Daseyn und die Vollkommenheiten Gottes, und die Unsterblichkeit der Seele mit einer siegreichen Gründlichkeit, nur Schade, daß er späterhin die ersten Gründe des Christenthums weniger glücklich behandelte. Collier schrieb gegen die Sittenlosigkeit des Theaters, und war so glücklich, deßfalls eine Verbesserung zu erzwecken.

Alle Zweige der kirchlichen Wissenschaften wurden damals in England mit einem Eifer bearbeitet, der jenem, welcher um dieselbe Zeit sich in Frankreich regte, nichts nachgab. Die biblische Literatur, die gelehrten Sprachen, die Alterthümer, die Geschichte, die Theologie und Moral beschäftigte die talentvollsten Köpfe. Die Hauptwahrheiten des Christenthumes wurden mit Deutlichkeit entwickelt, und mit Gründlichkeit und Ordnung bewiesen.

Aber um diese nämliche Zeit gab es auch Männer in England, die ihre Talente zum Verderben der Religion mißbrauchten, und dadurch bewiesen, wie sehr sich auch die besten Köpfe durch den gerühmten Privatgeist, diese reichhal-

tige Quelle aller Irrthümer, irregeführt verlieren können. So lieferte Thom. Burnet in seiner „Theorie der Erde“ den Roman über das Weltall, ein wahres Spielwerk einer erhitzten Phantasie, das, wenn gleich noch so sehr von Bayle gerühmt, auf eitel falschen Grundsätzen ruht. In einem andern Werke: „Zustand der Todten und Wiedererstandenen,“ bestreitet er kühn die ewige Dauer der Höllenstrafen, und behauptet, daß einst alle Menschen werden selig werden.

Clarke und Whiston schrieben zu Gunsten des Arianismus. Dodwell zieht in seinen Abhandlungen über den heiligen Cyprian den allgemeinen Glauben der ersten Christen, die große Anzahl der Blutzeugen betreffend, geradezu in Zweifel. Die Väter der Kirche sind nach ihm zwar gute und fromme Männer, aber dabei einfältige und leichtgläubige Menschen. Ueberhaupt schien er sonderbare und widersinnige Meinungen zu lieben, welche die Ungläubigen nachmals mißbrauchten.

Sherlock, der Vater des Bischofes gleiches Namens, stellte über das Geheimniß der Dreieinigkeit Sätze auf, die selbst die Universität von Oxford im Jahre 1695 brandmarkte. Whitby wurde in seinen letzten Jahren noch Arianer. Ueberhaupt schien diese Ketzerei zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in England um sich zu greifen, wozu die Socinianer, welche gleichfalls ihre Anhänger daselbst hatten, das meiste beitrugen.

Seit etwa dreißig Jahren hat auch der religiöse Indifferentismus in der anglikanischen Kirche gewaltige Vorschritte gemacht. Der an der Universität von Cambrigde herrschende Arminianismus begünstigte vorzüglich diesen Indifferentismus. Whichcot, Cudworth, Wilkins, Moore und Worthington waren die Häupter dieser Partei. Ihre Schüler, Tillotson, Stillingfleet, Patrick, Burnet, paßten endlich diese Ideen auch der Fassungskraft des Volkes an. Man hieß sie von

der unbeschränkten Ausdehnung, die sie jedermann in der Freiheit zu denken einräumten, „Latitudinäre.“

Wenn gleich Glieder der anglikanischen Kirche, erklärten sie sich doch für die Freiheit in Religionssachen zu denken, wie man will, und wollten in den verschiedenen Zweigen der Reformation nur eine Abweichung in Meinungen sehen, die auf die Seligkeit keinen Einfluß hat. Dieß war vorzüglich die Lehre Fowlers, Bischofs von Gloceſter. Man hieß ihn daher nur den „Vernunft-Prediger,“ weil er im Fache der Religion so sehr auf den Gebrauch der Vernunft drang. Er ist der Vorläufer jener Partei, die gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in England so zahlreich wurde, bekannt unter dem Namen der „Vernunft-Christen,“ die als solche auch Alles untersuchten und nach dem Maßstabe ihrer Vernunft prüften, dem symbolischen Glauben immer mehr Abtrag thaten, und sich dem vollkommensten Deismus näherten.

Diese Denkfreiheit griff besonders in diesen Zeiten um sich. „Die Socinianer, die Arianer, die Latitudinäre, die „Deisten,“ sagt ein Geschichtschreiber dieser Zeit, der Fortsetzer des Rapin-Thoyras, „traten offen und kühn auf, und „ohne Furcht bestritt und bespöttelte man die ersten Geheim„nisse des Christenthumes in gedruckten Schriften.“ Vorzüglich brachen die Socinianer los. Thomas Firmyn verbreitete seine Werke gegen die Dreieinigkeit. Wenn gleich im Bunde mit Tillotson und andern Bischöfen, schalt er doch die Priester Tyrannen und Schurken. Die Streitigkeiten unter den Theologen ärgerten die gemeinen Gläubigen, und gaben den Ungläubigen Stoff zu Spöttereien.

Doch war dieser Indifferentismus nicht so ganz allgemein, und eben so gute Köpfe erklärten sich für die Grundsätze der Offenbarung und des Christenthumes. Newton, der sich durch seine Entdeckungen in der Naturlehre und durch

seinen mathematischen Geist einen unsterblichen Namen verschaffte, machte sich eine Ehre daraus, in seinen philosophischen Werken von Gott und der Vorsehung mit tiefer Achtung zu sprechen. Und obwohl man ihn einiger Hinneigung zum Arianismus beschuldigen will, so hängte er doch nicht gleich Andern diesen Irrthum öffentlich aus, und widersetzte sich standhaft, als man den erklärten Arianer Whiston in die königliche Gesellschaft aufnehmen wollte.

Robert Boyle, dieser berühmte Naturlehrer und Philosoph, zeigte immer seine aufrichtige Anhänglichkeit für das Christenthum. Er führte die jährlichen Abhandlungen gegen den Atheismus ein, wodurch der Wetteifer der anglikanischen Geistlichkeit geweckt und die Herausgabe vieler schätzbaren Werke veranlaßt wurde. Unter den Layen hat sich Addison durch seinen Eifer für die Religion ausgezeichnet.

Der wohlthätige Nelson, dessen Gemahlin eine Katholikin war, und der mit Bossuet in Verbindung stand, nahm an Allem, was die Offenbarung angeht, den lebhaftesten Antheil. Er war Mitglied aller Gesellschaften für die Ausbreitung des Evangeliums, für die Verbesserung der Sitten, für Aufbauung der Kirchen und Gründung der Schulen, und sterbend noch vermachte er sein ganzes Vermögen zu diesen Zwecken. Auch mehrere andere Engländer machten damals einen guten Gebrauch von ihren Glücksgütern, und man sah viele schöne Beispiele von derlei Stiftungen.

Nebst den Anhängern der anglikanischen Kirche, die durch Parlamentsschlüsse in England eingeführt wurde, gibt es daselbst eine große Anzahl „Dissenters,“ oder „Nichtkonformisten,“ die sich wieder in mehrere Sekten theilen, in „Presbyterianer, Independenten, Wiedertäufer, Quäcker, Unitarier“ u. s. w. Die Ersten sind sehr zahlreich, und bilden in Schottland die herrschende Kirche. Auch in England

haben sie sich in diesem Jahrhundert sehr vermehrt und Wortsdiener von ausgezeichneten Talenten gezählt.

Auch die „Quäcker“ haben sich nicht weniger verbreitet. Ihr Stifter ist Wilhelm Penn, ein übrigens schätzbarer Mann, der sich aber mit Erscheinungen zu schaffen machte, die er im Ernste Andern erzählte. Die „Unitarier,“ die zwar an Einen Gott, aber nicht an die Dreieinigkeit glauben, haben in London angefangen öffentliche Versammlungen zu halten. Andere Sekten vermehrten sich nach und nach zum Nachtheile der hohen anglikanischen Kirche. Man trennte sich von ihr, wie sie sich früher von der römischen Kirche getrennet hat, und berief sich gegen sie auf dieselben Gründe, die sie selbst einst hatte geltend gemacht, um ihren Bruch mit den Katholiken zu rechtfertigen *).

---

*) Diese Einleitung ist nicht die Arbeit des Herrn Abts de Berault-Bercastel, sondern eine abgekürzte Uebersetzung jener Introduction, welche dem ersten Bande des schätzbaren Werkes: Mémoires pour servir à l'histoire ecclesiastique pendant le dix-huitieme Siecle etc. vorgedruckt ist. Die zweite sehr vermehrte Auflage besteht aus vier Groß-Oktavbänden, und reicht bis zum Jahre 1815.

# Inhalt des achten Bandes.

## LXXIII. Buch.


Seite

Ursprung des Jansenismus . . . . . 1
Geburt und Studien des Kornelius Jansen . . . . 1
Dessen Verbindung und Einverständniß mit dü Verger, nachherigem Abte von St. Cyran . . . . . 2
Verschwörung wider den Kardinal Richelieu . . . . 2
Erste Aufschrift des Buches: Augustinus . . . . . 3
Jansens Briefwechsel mit dü Verger . . . . . 4
Seine Reisen nach Frankreich und Spanien . . . . 5
Zusammenkunft und Beschlüsse zu Bourg-Fontaine . . . . 6
Unterredungen des dü Verger mit dem heil. Vincenz von Paul 8
Die zwei Bücher des dü Verger: die königl. Frage und Petrus Aurelius . . . . . 9
Beunruhigung der Missionäre in England . . . . 10
Jansen sucht die Oratorianer zu verführen . . . . 10
Dü Verger macht sich an die Nonnenklöster . . . . 11
Bund der protestantischen Fürsten in Deutschland gegen den Kaiser Ferdinand II. . . . . 12
Schweden und Frankreich treten demselben bei . . . 12
Fortschritte und Eroberungen des Königs Gustav . . . 12
Die Kaiserlichen erobern Magdeburg . . . . . 13
Große Niederlage derselben bei Leipzig . . . . . 14
Die Schweden ziehen durch Franken nach Baiern . . . 14
Tod des kaiserlichen Generals Tilly . . . . . 14
Grausames Betragen der Schweden in Baiern . . . 14
Einzug des Königs Gustav Adolph in Augsburg . . . 15
Die Geistlichkeit verweigert den geforderten Eid, und muß die Stadt verlassen . . . . . 15

Seite

Hievon waren die Benediktiner zu St. Ulrich ausgenommen, welche den Gottesdienst besorgten . . . . 16
Dieser wird öfters durch lutherische Bürger gestört . . . 16
Weitere Fortschritte der Schweden . . . . . 17
General Wallenstein erobert Böhmen wieder . . . . . 17
K. Gustav wird in der Schlacht bei Lützen getödtet . . 17
Ermordung des Generals Wallenstein zu Eger . . . . 18
Der Kanzler Oxenstierna wird beauftragt die Angelegenheiten in Deutschland zu leiten . . . . . 18
Unglückliche Schlacht für die Schweden bei Nördlingen . . 19
Belagerung der Stadt Augsburg . . . . . 19
Rückkehr der katholischen Geistlichkeit nach Augsburg . . 19
Mehrjährige Fortsetzung des Kriegs . . . . . 20
Drei Jesuiten versuchen neuerdings das Glaubenslicht nach China zu bringen . . . . . 21
Denkmale des frühern Christenthumes daselbst . . . . 21
P. Ricci findet Zugang bei Hofe . . . . . 22
Sein Tod nach reichlicher Glaubensärnte . . . . . 23
Kurze Dauer der Verfolgung gegen die Missionäre . . . 23
Der heil. Vincenz von Paul stiftet den Bund der Schwestern von der Liebe . . . . . 24
Und verfaßt Satzungen für dieselben . . . . . 24
Die Kongregationen der Töchter von der Vorsehung und des Kreuzes . . . . . 25
Gründung des allgemeinen Spitals und für Findelkinder zu Paris . . . . . 26
Institut unserer Frau von der Zuflucht . . . . . 26
Streit des Galiläi mit der Inquisition . . . . . 27
König Karl I. von England will eine neue Liturgie einführen . . . . . 27
Oeffentlicher Widerstand dagegen in Schottland . . . . 28
Feierliche Gelobung eines Umganges an Mariä Himmelfahrt in ganz Frankreich . . . . . 29
Verführung der Nonnen zu Portroyal . . . . . 30
Jansens Buch: **Mars gallicus** . . . . . 30
Wird auf den Bischofssitz von Ypern erhoben . . . . 30
Und stirbt nach drei Jahren an der Pest . . . . . 31

Seite

Er unterwirft sein Buch: Augustinus, mehrmal dem Urtheile des römischen Stuhles . . . . . 31
Der berühmte Sylvius zu Douay . . . . . 31
Die Grabstätte des Jansenius . . . . . 32

## LXXIV. Buch.

Der Abt von St. Cyran wird gefangen gesetzt . . . 33
Und erst nach fünf Jahren freigelassen . . . . . 33
Stirbt ein Jahr nach seiner Befreiung . . . . . 33
Verwunderliche Hilfsleistung des heil. Vincenz von Paul gegen die Noth in Lothringen . . . . . 34
Seine großen Almosen zu Paris . . . . . 35
Sein Vertrauen auf Gottes Vorsehung . . . . . 36
Seine Hilfleistung in Champagne und der Pikardie . . . 37
Sein Eifer für das Seelenheil der Unglücklichen . . . 37
Segenreiche Arbeiten seiner Missionäre . . . . . 39
Glaubens-Neuerung des Cyrillus Lukar, Patriarchen zu Konstantinopel . . . . . 39
Wird zweimal verbannt und dann erdrosselt . . . . 40
Kardinal Richelieu sucht vergebens die Stelle eines päbstlichen Legaten in Frankreich . . . . . 41
Das Buch der Gebrüder dü Puy von den Rechten der gallikanischen Kirche wird verworfen . . . . . 41
Des Karl Hersent Büchlein: Optatus gallus . . . . 42
Dessen Widerlegung durch den Jesuiten Rabardeau wird zu Rom verdammt . . . . . 43
Tod des Kardinals Richelieu, wodurch die Gefahr eines Schisma in Frankreich verschwand . . . . . 43
Der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser . . . . . 43
Sein Plan zur Einführung eines gemeinsamen Lebens unter den Weltgeistlichen . . . . . 44
Er stirbt als Pfarrer zu Bingen am Rhein . . . . . 44
Jansens Buch: Augustinus, wird trotz aller Gegenbemühung des päbstlichen Nuntius gedruckt . . . . . 45
Besonders die Jesuiten bemühen sich vor den Irrthümern desselben zu warnen . . . . . 46

Seite

Auf Befehl des Pabstes Urban VIII. wird es durch mehrere Theologen streng geprüft . . . . . 46
Seine Bulle dagegen: In Eminenti . . . . . 46
Diese findet in den Niederlanden Widerspruch . . . 47
Die Lehre des Jansenius ist aus Kalvin und seinen Schülern entlehnt . . . . . 47
Zeugniß des Samuel des Marais . . . . . 48

## LXXV. Buch.

Wahl des Pabstes Innocenz X. . . . . 50
Erzherzog Leopold, Statthalter in den Niederlanden, betreibt die Befolgung der Bulle . . . . . 50
Der Erzbischof von Mecheln und der Bischof von Gent machen noch einige Gegenversuche . . . . . 51
Bequemen sich aber endlich doch zu ihrer Annahme . . . 51
Schutzschrift des Doktors Arnaud für den ypriſchen Augustinus 52
Die Schrift: Theologie für unstudirte Leute, wird vom Erzbischofe zu Paris verdammt . . . . . 52
Die Ehrenbezeugungen der Chineser gegen Confuzius werden zu Rom als abergläubig verbothen . . . . . 53
Fortschritte des Evangeliums in China . . . . . 54
Einführung einer neuen Dynastie daselbst . . . . . 54
P. Schall erwirbt die Achtung und Liebe des neuen Kaisers Xunchi . . . . . 54
Gründung der Mission in der Provinz Chensi durch den P. Faber . . . . . 54
Vertreibt wunderbar zweimal die Heuschrecken . . . . . 55
Nach dem Tode des Xunchi entsteht eine gewaltige Verfolgung wider die Christen . . . . . 56
Gefangenschaft und Tod des P. Schall . . . . . 57
Strafe des Himmels durch Erdbeben und Feuersbrünste . . 57
Die Missionäre werden zurückberufen, und P. Verbiest genießt die Gunst des K. Kanghi . . . . . 57
Blühender Zustand der Christenheit in China . . . . . 58
Der würdige Bischof von Basilea, der erste Priester und Religios von chinesischer Herkunft . . . . . 58

Seite

Zwist wegen des Aufenthalts der Kardinäle im Kichenstaate zwischen Rom und Paris . . . . . 58
Dekret Innocenz X. wider die Bücher von dem doppelten Oberhaupte der Kirche . . . . . 59
Todesstrafe des Grafen Staffort, Vizekönigs in Irland, und des Erzbischofs von Kantelberg . . . . . 60
Unglückliche Lage des Königs Karl in England . . . 60
Kromwel erhält den Oberbefehl über die revolutionären Truppen 61
Er gewinnt die Sekte der Indepenbenten . . . . . 61
Schlacht bei Naseby; K. Karl wird gefangen . . . . 61
Verschiedenheit der Grundsätze unter aufrührerischen Katholiken und Sektirern . . . . . 62
Vordringen der Schweden in Böhmen . . . . . 63
Flüchten aus Oesterreich nach Italien . . . . . 64
K. Ferdinand verbannt standhaft aus seinen Staaten die protestantische Religionsübung . . . . . 64
Hindernisse des Friedens in Europa von Seite der Sektirer . 64
Die Hauptartikel des westphälischen Friedensschlusses in Ansehung der Religion . . . . . 66
Aufzählung der Bisthümer, welche an protestantische Fürsten überlassen wurden . . . . . 69
Protestation des Pabstes gegen diesen Frieden . . . 70
Bischof Heinrich von Augsburg wählte den Erzherzog Siegmnnd Franz zum Koadjutor . . . . . 70
Sein Tod und Charakterschilderung . . . . . 71
Behauptet standhaft seine Episkopal-Rechte . . . . 72
Stiftung mehrerer Klöster im Bisthume . . . . . 72
Siegmund Franz verwaltet das Bisthum durch einen Administrator . . . . . 73
Verlust dieses Hochstiftes durch Vollziehung des westphälischen Friedensschlusses . . . . . 73

## LXXVI. Buch.

König Karl I. in England wird von dem Parlamente verurtheilt . . . . . 75
Und in Witehal enthauptet . . . . . 76
Kromwel wirft sich zum Protektor des Reiches auf . . . 76

Seite

Klaudius Herſent prediget zu Rom öffentlich die janſeniſtiſchen Irrthümer . . . . . 77
Wird vorgefordert und entflieht nach Frankreich . . . 77
Dr. Cornet klagt namentlich ſieben Sätze des Janſenius in der Verſammlung an . . . . . 77
Schreiben der franzöſiſchen Biſchöfe an den Pabſt . . . 79
Kongregation zur Unterſuchung dieſer Sätze . . . . 80
Der Pabſt wohnt mehrern derſelben bei . . . . . 81
Und gibt die Verdammungsbulle heraus . . . . . 82
Dieſe wird faſt allgemein angenommen . . . . . 85
Eifer des heil. Vincenz von Paul dafür . . . . . 85
Unterwerfung des P. Wading . . . . . 86
Ausflüchte der Widerſpänſtigen . . . . . 86

## LXXVII. Buch.

Gute Wirkungen der Bulle Innocenz X. . . . . 87
Die franzöſiſche Geiſtlichkeit verdammt ebenfalls die fünf Sätze im Sinne des Janſenius . . . . . 88
Breve des Pabſtes an den franzöſiſchen Klerus . . . 89
Tod des Pabſtes Innocenz X. . . . . 89
Schilderung ſeines Charakters und Betragens . . . . 90
Tod des Jeſuiten P. Petrus Claver . . . . . 90
Seine wunderbare Liebe gegen die Neger . . . . 91
Seine Starkmuth im Dienſte der Kranken . . . . 91
Seine außerordentliche Strenge gegen ſich ſelbſt . . . 94
Seine Prophezeihung und Wundergabe . . . . . 94
Wahl des Pabſtes Alexander VII. . . . . 95
Bekehrung der Königin Chriſtina von Schweden . . . 95
Die Sekte der Präadamiten . . . . . 96
Peyrere ſchwört dieſen Irrthum ab . . . . . 96
Träumereien des Fox, Stifters der Quäcker . . . . 97
Wilhelm Penn tritt als ihr Beſchützer auf . . . . 98
Darſtellung ihres irrigen Lehrbegriffes . . . . . 98
Sie verbreiten ſich vorzüglich in Nordamerika . . . . 99
Arnaud gibt zwei Briefe heraus . . . . . 100
Unterſchied zwiſchen der Rechts- und Thatſache . . . 101

Seite
Die Sorbonne verdammt die Briefe Arnauds . . . 102
Arnaud wird aus der Fakultät verstoßen . . . . 102
Sein und seiner Parteigänger Widerspruch . . . . 103
Ihre falsche Behauptungen in Ansehung des heil. Augustinus und Chrysostomus . . . . . 103
Die Einsiedler von Portroyal . . . . . 103
Ihre gelehrten vielfältigen Arbeiten . . . . . 104
Paskal schreibt die Provinzialbriefe . . . . . 105
Nicole übersetzt sie ins Lateinische . . . . . 105
Werden von beiden Mächten verworfen . . . . . 106
Bourdoise errichtet eine geistliche Pflanzschule zu St. Niklas in Chardonnet . . . . . 106
Olier stiftet das Seminarium des heil. Sulpiz zu Paris . 107
Dekret Alexander VII. zu Gunsten der chinesischen Gebräuche 109
Missionen in Syrien . . . . . 110
Ursprung der maronitischen Christen . . . . . 111
Die Religion der Drusen . . . . . 111
Beruf des P. Lambert zur Mission Syriens . . . . 112
Der berühmte Maronit Abunofel . . . . . 112
Vertritt die Stelle eines Konsuls für die Venetianer und Franzosen . . . . . 113
Sein theilnehmendes Gefühl gegen die Christen . . . 113
Er stiftet eine Mission für die Maroniten . . . . 114
Bekehrung der Patriarchen von Damaskus und Alexandria . 114
Das Kloster Cannobin, der Aufenthalt des Patriarchen der Maroniten . . . . . 115
Kapelle der heil. Marina . . . . . 116
Früchte der syrischen Missionen . . . . . 116
Ursprung der Kopten und ihr Glaube . . . . . 117
Erbärmlicher Zustand der Religion in Egypten . . . 118
Der Missionär P. Sicard, ein Jesuite . . . . . 118
Versuche der Jansenisten, die Entscheidungen des heiligen Stuhles zu entkräften . . . . . 119
Verordnung des Pabstes Alexander VII. zur Bestätigung der Bulle Innocenz X. . . . . 120

Seite

## LXXVIII. Buch.

Erklärung und Nichtigkeit der Unterscheidung zwischen der Rechts- und Thatsache . . . . . 121
Unzertrennlichkeit der Rechts- und Thatfrage selbst nach Arnauds Geständniß . . . . . 123
Versammlung der französischen Geistlichkeit . . . . . 125
Sie setzt eine Glaubensformel auf . . . . . 125
Der berüchtigte Gewissensfall von Arnaud . . . . . 126
Zurückkehr der Jesuiten nach Venedig . . . . . 128
Päbstliches Verboth gegen Arnauds und die Provinzialbriefe ꝛc. . . . . 128
Verdammung des Werkes: Rechtfertigung der Casuisten vom P. Pirot . . . . . 128
Mission in Madagaskar . . . . . 129
Der gottselige Missionär P. Bourdoise . . . . . 130
Missionen in den Gebirgen Schottlands und auf den Westernes Inseln . . . . . 130
Missionen in der Barbarei . . . . . 131
Großmüthiges Bekenntniß eines jungen Franzosen und eines jungen Engländers . . . . . 132
Bekehrung eines Renegaten und seine Marter . . . . . 133
Warnungen und Ermahnungen des heil. Vincenz von Paul an seine Missionäre . . . . . 134
Seine letzten schmerzlichen Krankheitsfälle . . . . . 135
Er stirbt eines heiligen Todes . . . . . 136
König Karl II. von England wird von seinen Unterthanen auf den Thron zurückberufen . . . . . 136
Verboth der Uebersetzung des römischen Missals von Voisin und der Tagzeiten von Laval . . . . . 138
Beschluß der französischen Geistlichkeit zur Unterzeichnung des Glaubensformulars . . . . . 138
Widerspruch der Bischöfe von Alet und Pamiers . . . . 138
Hartnäckigkeit der Nonnen im Portroyal . . . . . 138
Unterredung des Bischofs Gilbert und P. Ferier mit den Jansenisten Lalane und Girard . . . . . 139
Die von Letztern entworfenen fünf Gegenartikel werden vom Pabste verworfen . . . . . 140

Seite
Saint Amours Tagebuch wird verbrannt . . . . 140
Streit über den göttlichen oder kirchlichen Glauben gegen die päbstlichen Konstitutionen . . . . . 141
Bekehrung des Abtes Armand von Rance . . . . 141
Beschreibung der Abtei von la Trappe und der daselbst eingeführten Strengheit . . . . . 142
Neue Ränke der Jansenisten gegen die Bulle des Pabstes Alexander VII. . . . . 143
Er gibt eine neuere Konstitution sammt einem Formular heraus . . . . . 143
Schismatische Kreisschreiben der Bischöfe von Alet, Pamiers, Angers und Beauvais . . . . . 144
Alexander VII. verdammt 45 Sätze einer verderblichen Moral 144
Seine Erklärung in Betreff der unvollkommenen Reue beim Bußsakramente . . . . . 145
Er bestätiget das Institut der Klosterfrauen U. L. Frau von der Liebe . . . . . 145
Die Kongregation der Eudisten . . . . . 145
Straf-Edikt Ludwigs XIV. gegen das Fluchen und die Gotteslästerungen . . . . . 146
Der Prozeß gegen die widerspänstigen Bischöfe wird durch den Tod Alexanders VII. unterbrochen . . . . . 146
Vertheidigung desselben gegen seine Lästerer . . . . 147
Siegmund Franz resignirt das Bisthum Augsburg, und stirbt bald darauf am Schlagflusse . . . . . 148
Sein Nachfolger Johann Christoph von Freiberg . . . 149
Gibt die heilsamsten Verordnungen für seinen Klerus und den Gottesdienst . . . . . 149
Seine Freigebigkeit für die Bartholomäer . . . . 150
Seine Stiftung zum Unterhalt der engländischen Fräulein in Augsburg . . . . . 150

## LXXIX. Buch.

Wahl des Pabstes Klemens IX. . . . . 151
Er befiehlt den Prozeß gegen die vier Bischöfe alles Ernstes fortzusetzen . . . . . 151

Seite

Und verdammt die Ueberſetzung des neuen Teſtaments von Mons, und das Ritual von Alet . . . . . 151
Vertrag in Betreff der vier Biſchöfe . . . . . 152
Erklärung des Biſchofs von Chalons . . . . . 152
Sie wird vom Dr. Arnaud mit unterzeichnet . . . . 152
Breve des Pabſtes an die vier Biſchöfe . . . . . 153
Breve an die vermittelnden Biſchöfe . . . . . 154
Rückkehr der Nonnen von Portroyal . . . . . 154
Denkmünze des klementiniſchen Friedens . . . . . 154
Tod Klemens IX. und Wahl Klemens X. . . . . 155
Schmähſchrift der janſeniſtiſchen Partei gegen die praktiſche Jeſuiten-Moral . . . . . 155
Spinozas theologiſch-politiſche Abhandlung . . . . 155
Wird von den Generalſtaaten verbothen . . . . . 156
Der Tod dieſes Gotteslängners . . . . . 156
Das Konzilium zu Bethlehem verdammt die Irrthümer des Patriarchen Cyrillus Lukar . . . . . 157
Erneuerter Streit wegen des wahren Verfaſſers der Nachfolge Jeſu Chriſti . . . . . 157
Verdammung der Schrift: Heilſame Erinnerungen an die unbeſcheidenen Verehrer Mariens . . . . . 158
Der Biſchof von Angers verbiethet der Univerſität das Glaubensbekenntniß abzuforderu . . . . . 159
Anhänglichkeit derſelben an den römiſchen Stuhl . . . 160
Die ſpaniſchen Miſſionarien verkünden das Evangelium im ſüdlichen Amerika . . . . . 160
Anfang der Chriſtenheit in Paraguay . . . . . 161
Martertod mehrerer Miſſionäre . . . . . 161
Mühſeligkeiten bei dieſem Miſſionsgeſchäfte . . . . 162
Zuſtand der erſten Reduktionen . . . . . 163
Die Mameluken von St. Paul in Braſilien . . . . 164
Weitere chriſtliche Niederlaſſungen . . . . . 165
Bekehrung der Chiquiten durch P. Arce . . . . . 166
Apoſtoliſche Bemühung des P. Diaz . . . . . 166
Bekehrung der Moxen durch P. Baraza . . . . . 167
Sein und vieler andern Miſſionäre Martertod . . . 167
Tod Klemens X. und Wahl Innocenz XI. . . . . 168

Seite

## LXXX. Buch.

Aufhebung der Prüfung vor dem Ehestande . . . . 169
Verboth der Tagzeiten der unbefleckten Empfängniß Mariä durch P. Capisucci . . . . . 169
Erklärung des Pabstes Innocenz XI. darüber . . . 170
Eifer der Obern des Oratoriums wider die jansenistischen Mitglieder . . . . . 170
P. Quesnell verläßt den Orden und Frankreich . . . 170
Mißbräuche in Betreff des heiligen Abendmahls . . . 171
Verordnungen der heiligen Kongregation dagegen . . 172
Welche der Pabst bestätiget . . . . . 172
Innocenz XI. verdammt 65 Sätze der lockern Sittenlehre . 173
So wie mehrere jansenistische Schriften . . . . . 173
Gerbais Buch von den größern Rechtsfällen . . . . 174
Enthauptung des Vicomte Stafford zu London . . . 175
Anfang des Glaubenslichts bei den Irokösen . . . . 175
Martertod des Missionärs P. Jogues . . . . . 176
Erbauliche Geschichte der Katharina von Tegahkuita, eines irokösischen Mädchens . . . . . 176
Errichtung neuer Missionen daselbst . . . . . 177
Mission des heil. Xavier von Sault . . . . . 178
Tod der Katharina von Tegahkuita . . . . . 180
Anhänglichkeit der christlichen Wilden an die französischen Missionäre . . . . . 180
Standhaftigkeit vieler irokösischen Glaubensneulinge in ihren Martern . . . . . 181
Beschämung der engländischen Prädikanten von Seite der katholischen Wilden . . . . . 185
Mißhelligkeit zwischen dem römischen und französischen Hofe wegen der Regalien . . . . . 186
Versammlung des französischen Klerus im Jahre 1681 . . 187
Bossuets Rede von der Einigkeit der Kirche . . . . 187
Die vier Artikel des gallikanischen Klerus . . . . 188
Diese werden vielseitig angestritten; auch in Ungarn und zu Rom verdammt . . . . . 191
Der Pabst verweigert den neuernannten Bischöfen in Frankreich die Bestätigungsbullen . . . . . 192

Seite
K. Verordnungen gegen die Hugenotten . . . . 192
Hirtenbrief der Geistlichkeit an dieselben . . . . 193
Bestrafung des Aufruhrs derselben . . . . . 194
Widerruf des Ediktes von Nantes . . . . . 195
Verboth gegen das Auswandern . . . . . 195
Denkschrift des Herzogs von Bourgogne . . . . 196
Uebertreibung der Zahl der Auswanderer . . . . 196
Rechtfertigung des Widerrufs-Ediktes . . . . . 197

## LXXXI. Buch.

Unbeständigkeit des Herzogs von Savoyen in seinem Betragen gegen die Reformirten . . . . . 198
Glücklicher Anfang der Regierung des Königs Jakob II. in England . . . . . 199
Er gestattet völlige Gewissensfreiheit . . . . . 200
Widersetzlichkeit der Bischöflichen . . . . . 200
Die Mißvergnügten suchen Hilfe bei dem Statthalter in Holland, Prinzen von Oranien . . . . . 200
König Jakob muß aus England flüchten . . . . 201
Wogegen der Prinz von Oranien als König von England ausgerufen wird . . . . . 202
Treue der katholischen Irländer . . . . . 202
Zweite Flucht und Tod des Königs Jakob . . . . 202
Irrthümer des Spaniers Michael Molinos . . . . 203
Ihre Verdammung und seine Abschwörung . . . . 204
Ursprung der Quietisten . . . . . 204
Innocenz XI. hebt die Freistätte der Gesandten in Rom auf . . . . . 205
Der Handel des Marquis Lavardin . . . . . 205
Die Appellationen des französischen Generalprokurators und General-Advokaten . . . . . 205
Prinz Joseph Klemens von Baiern wird zum Erzbischofe von Köln gewählt . . . . . 206
K. Ludwig bemächtigt sich der Grafschaft Avignon . . . 207
Tod Innocenz XI. und Wahl Alexanders VIII. . . . 207
Verdammung der philosophischen Sünde . . . . 207

Seite

Ein und dreißig Sätze, aus janseniſtiſchen Schriften gezogen, werden verdammet . . . . . 208
Johann Chriſtoph, Biſchof von Augsburg, ſtirbt . . . 208
Sein lobenswürdiges Betragen . . . . . 209
Ihm folgt ſein Koadjutor Alexander Siegmund, Sohn des Churfürſten Philipp Wilhelm von der Pfalz . . . 209
Seine Vorſchriften zur Beförderung der Kirchenzucht . . 210
Sein Hirtenbrief an die Geiſtlichkeit . . . . . 210
Er ſtiftet das Seminarium zu Pfaffenhauſen . . . . 211
Tod Alexanders VIII. und Wahl Innocenz XII. . . . 212
Deſſen Bulle gegen den Nepotismus . . . . . 212
Verſuche zur Religionsvereinigung zwiſchen Boſſuet, Molanus und dem Biſchofe von Neuſtadt . . . . . 213
Kallinikus, Patriarch zu Konſtantinopel, verdammt die Schriften des Johann Kariophilus . . . . . 214
Der Vizekönig Tehamtein-yun verfolgt die Chriſten in der Provinz Chekiam . . . . . 215
Standhaftigkeit des Arztes Tehinta-ſeu . . . . . 215
P. Intorcetta berichtet darüber an den Hof . . . . 216
Prinz Soſan ſchützet die Chriſten . . . . . 217
Der Gerichtshof der Gebräuche verbiethet allen Chineſen die Annahme des Chriſtenthums . . . . . 217
Endlich bewilligt der Kaiſer die freie Religionsübung durch ein feierliches Edikt . . . . . 218
Große Bekehrungen nach deſſen Bekanntmachung . . . 219
Anfang der Miſſion in Madura . . . . . 219
Strenges Leben der daſigen Miſſionäre . . . . . 220
Ihre Gefahren und apoſtoliſche Arbeiten . . . . 221
Außerordentliche Früchte des P. Bouchet . . . . . 222
Sitten und Gemüthsart dieſer Indianer . . . . 222
Unſchuld und Eifer der Glaubensneulinge . . . . 223
P. Johannes de Britto ſegelt von Liſſabon zur Miſſion nach Madura ab . . . . . 224
Er bewirkt äußerſt zahlreiche Bekehrungen . . . . 225
Der Prinz Teriadeven wird plötzlich von einer tödtlichen Krankheit geheilt . . . . . 225
Und wird darauf ein ſtandhafter Chriſt . . . . . 226

Seite

Martertod des P. Johannes de Britto . . . . 227
Dessen letztes Schreiben an seine Mitbrüder . . . 228
Verfolgung der neuen Christen zu Marava . . . . 228
Aussöhnung des römischen und französischen Hofes . . 229
Schreiben der neuernannten Bischöfe an den Pabst . . 229
Dekret Innocenz XII. für Flandern . . . . . 231
Tod des berüchtigten Doktors Arnaud . . . . . 232
Aeußerung des Abtes von la Trappe darüber . . . 232
Charakterschilderung des Doktors Arnaud . . . . 232
Quesnell folgt ihm als jansenistischer Pabst . . . 233

## LXXXII. Buch.

Erste Spuren des Quietismus in Frankreich . . . . 234
Mystische Schriften der Madame Guyon . . . . 234
Auszug aus ihrer eigenen Lebensgeschichte . . . . 236
Tadellosigkeit ihres Lebenswandels . . . . . 237
Ihre Schriften werden durch die Herren von Noailles, Bossuet, Fenelon und Tronson untersucht . . . . . 237
Ausspruch dieser Kommissarien darüber . . . . . 237
Sie unterwirft sich demselben ohne Widerspruch . . . 239
Die apokalyptischen Ritter . . . . . 239
Verboth der Werke: Baillet Andacht zur seligsten Jungfrau, und Tourneux christliches Jahr . . . . . 240
Fehde der Karmeliten mit den Bollandisten wegen dem Alterthume ihres Ordens . . . . . 241
Behauptungen eines barmherzigen Bruders . . . . 241
Edikt Ludwig XIV. vom Jahre 1695 . . . . . 242
Er bestätiget den Widerruf des Edikts von Nantes, verbiethet jedoch das Auswandern . . . . . 242
Unzufriedenheit der deutschen Protestanten . . . . 243
Das Werk des Kardinals Sfondrati von der Gnadenwahl wird zu Rom angeklagt . . . . . 243
Der Pabst weigert sich darüber einen Spruch zu thun . . 243
Barcos Auslegung des Glaubens ꝛc. wird von dem Erzbischofe von Paris verdammt . . . . . 244
Die berüchtigte Aufgabe: Wem soll man glauben? . . 244

Seite
Sie wird zu Paris und zu Rom verdammet . . . . 245
Fenelons Grundsätze der Heiligen . . . . . 245
Werden von dem Bischofe Bossuet bestritten . . . . 245
Der Pabst verdammt Fenelons Buch . . . . . 246
Exemplarische Unterwürfigkeit desselben . . . . . 247
Kurze Bemerkungen darüber . . . . . 248
Wunderbarliche Ausbreitung des Glaubens zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts . . . . . 249
Beschämung eines holländischen Wortsdieners an der Fischerküste im östlichen Indien . . . . . 250
Reisen der Jesuiten Desideri und Freyre in den drei thibetischen Landschaften . . . . . 251
Apostolische Arbeiten in der Krimm . . . . . 253
Anfang der Mission in Aethiopien . . . . . 253
Ihre Fortsetzung im siebenzehnten Jahrhunderte . . . . 254
Martertod mehrerer Glaubensprediger allda . . . . 255
Neuer Versuch dreier deutschen Franziskaner . . . . 256
Blühende Christenheit auf der andern Halbkugel . . . 257
Mission des P. Gravier bei den Illinesern . . . . 258
Apostolische Arbeiten des P. Piccolo und Salvatierra in Kalifornien . . . . . 258
Bekehrung der Kanisier durch P. Arlet . . . . . 260
Sie beginnen eine ordentliche Niederlassung . . . . 261
Und führen einen exemplarischen Lebenswandel . . . 262
Fortpflanzung des Glaubens von einem Ende der neuen Welt zum andern . . . . . 263

## LXXXIII. Buch.

Wahl des Pabstes Klemens XI. . . . . 264
Seine Verwahrung gegen den Nepotismus . . . . 265
Seine strenge Lebensweise . . . . . 265
Europas damalige kritische Lage . . . . . 265
Rückkehr dreier deutschen protestantischen Fürsten zur katholischen Religion . . . . . 266
Erlaubniß das Evangelium in Persien zu verkünden . . 266
Denkmünze zu Ehren des Pabstes Klemens . . . . 266

Seite

Sein Eifer und freigebiges Almosen beim Ende der hundertjährigen Jubelfeier . . . . . 267
Gottseliger Tod des Abtes von Rance . . . . . 267
Seine Schriften und Charakterschilderung . . . . 268
Ward früher von den Jansenisten belobt, gegen Ende seines Lebens aber bitter getadelt . . . . . 269
Tod des Königs Jakobs II. von England . . . . 269
Sein Sohn, der Prinz von Wallis, wird von Ludwig XIV. sogleich als König anerkannt . . . . . 269
Welches in Rom große Freude erregt . . . . . 270
Entscheidung eines Gewissensfalles, vorgelegt von einem Beichtvater in der Provence . . . . . 270
Sie wird von mehreren Bischöfen Frankreichs und auch zu Rom verdammt . . . . . 272
Lärmen des P. Quesnell dawider . . . . . 272
Der Erzbischof zu Sebaste wird von den Verrichtungen eines apostolischen Vikars suspendiret . . . . . 273
Darauf erfolgtes Schisma in Holland . . . . . 274
Breve des Pabstes an die katholischen Niederländer . . 274
Quesnell und Gerberon werden gefangen gesetzt . . . 275
Ersterer entweicht aus dem Arrest, muß aber seine Schriften zurücklassen . . . . . 275
Urtheil in dem Prozesse gegen den Quesnell . . . . 276
Brigodes Abschwörung und Meineid . . . . . 276
Gerberons Prozeß, Bekehrung und Tod . . . . . 277
Tod des Bossuet, Bischofes zu Meaux . . . . . 278
Die Hugenotten in den Gebirgen von Sevennes . . . 278
Sie mißhandeln die Katholiken, vorzüglich die Geistlichen, aufs grausamste . . . . . 279
Werden nur durch Waffengewalt bezwungen . . . . 280
Die päbstliche Bulle: **Vineam Domini Sabaoth** . . . 280
Tod des berüchtigten Peter Bayle . . . . . 280
Zeugniß der lutherischen Theologen zu Helmstädt für die katholische Religion . . . . . 281
Synode der Reformirten zu Charenton . . . . . 281
Zeugnisse des Melanchton und Luthers . . . . . 282
Erneuerter Streit wegen der chinesischen Gebräuche . . 282

Seite
Erklärung, worin diese Gebräuche bestehen . . . . 283
Maigrot wird als apostolischer Visitator nach China zur Untersuchung abgeschickt . . . . . 284
Es wird in dieser Sache eine außerordentliche Kongregation niedergesetzt . . . . . 285
Klemens XI. schickt Herrn Maillard von Tournon als apostolischen Legaten nach China . . . . . 285
Auch dieser, so wie früher Maigrot, verdammt die gedachten chinesischen Gebräuche . . . . . 286
Die Bischöfe von Makao und Askalon, so wie die Jesuiten appelliren an den Pabst . . . . . 286
Klemens XI. verwirft die Appellation und verdammt ebenfalls diese Zeremonien . . . . . 286
Kardinal Tournon wird nach Makao verwiesen, und stirbt daselbst im Gefängniß . . . . . 287

## LXXXIV. Buch.

Abt Duguet erweitert das Werk: Sittliche Betrachtungen über das neue Testament . . . . . 288
Dieses enthält viele sowohl der kirchlichen als weltlichen Macht gleich gefährliche Grundsätze . . . . . 289
Der Erzbischof von Besançon und der Bischof von Nevers verdammen dasselbe . . . . . 289
Auch zu Rom wird dieses Werk mit einer ganz ungewöhnlichen Strenge verdammet . . . . . 289
Verdammung der theologischen Unterweisungen des Oratorianers Juenin . . . . . 290
Hartnäckigkeit der Nonnen im Kloster Portroyal des Champs außerhalb Paris . . . . . 290
Zerstörung dieses Klosters . . . . . 291
Die Nonnen bekehren sich nach ihrer Zerstreuung . . . . 291
Anfang der Christenheit in Paraquay . . . . . 292
Mittel zur Handhabung guter Ordnung . . . . . 292
Bau und Zierde der Kirchen . . . . . 293
Gute Anlage der Einwohner zu Gewerben und Künsten . 293
Ihre Andacht und tägliche Religionsübungen . . . 294

Seite

Gründliche Tugenden dieser Glaubensneulinge . . . 295
Gastfreundliche Liebe dieser Neubekehrten . . . . 295
Bürgerliche Verfassung von Paraquay . . . . . 296
Sorge für den nothwendigen Unterhalt . . . . . 297
Gemeinschaft der Güter und Arbeiten . . . . . 297
Militärische Verfassung daselbst . . . . . 298
Weitere apostolische Arbeiten der dort befindlichen Missionarien . . . . . 299
Die Neubekehrten machen selbst derlei apostolische Reisen zu den Wilden . . . . . 301
Ihre Unterstützung zu deren Gunsten . . . . . 301
Bemerkungen über diese Mission . . . . . 302
Hirtenbrief der Bischöfe von Luçon und Rochelle wegen Quesnells Betrachtungen . . . . . 303
Dieser wird vom Herrn von Noailles verdammt . . . 304
Obige Bischöfe wenden sich deßhalb nach Rom . . . 304
Der König und viele Bischöfe begehren eine feierliche Entscheidung des heiligen Stuhles . . . . . 304
Kongregation der Kardinäle zur Untersuchung der sittlichen Betrachtungen . . . . . 305
Unruhe des Kardinals von Noailles darüber . . . . 305
Bekanntmachung der Bulle: Unigenitus . . . . . 306
Erklärung einiger irrigen Sätze . . . . . 308

## LXXXV. Buch.

Bestürzung des Kardinals von Noailles . . . . . 310
Die Geistlichkeit schreitet zur Annahme der Bulle . . . 310
Ränke der Gegenpartei, die Entscheidungen des heiligen Stuhles zu entkräften . . . . . 311
Pastoralschreiben des versammelten Klerus . . . . . 311
Er nimmt unbedingt die Bulle an . . . . . 312
Königliches Patent zu deren Bekanntmachung . . . . 312
Hirtenbrief des Erzbischofes Fenelon . . . . . 313
Sein Tod zu Cambray . . . . . 314
Pastoralschreiben der widriggesinnten Bischöfe über das Buch und die Lehre Quesnells . . . . . 314

Seite

Diese werden zu Rom zensurirt, und von dem Könige unterdrückt . . . . . 314
Die Bulle wird auch von der Sorbonne angenommen und einregistrirt . . . . . 315
Vergebliche Bemühungen der Protestanten bei dem Kongresse zu Utrecht und Rastadt . . . . . 315
Der päbstliche Legat rettet für die Katholiken mehrere Rechte und Einkünfte . . . . . 316
Bekehrung des Herzogs Ulrich von Braunschweig-Lüneburg und zweier Töchter . . . . . 316
Verdrießlichkeiten zu Rom wegen der sogenannten sizilianischen Monarchie . . . . . 317
Diese werden endlich beigelegt . . . . . 319
Die Bulle Unigenitus wird fast in allen katholischen Staaten Europas angenommen . . . . . 319
Die Schmähschrift: Zeugniß der Wahrheit . . . . . 319
Diese und die Hexapeln werden verdammt . . . . . 320
Neue Unterhandlungen mit Noailles . . . . . 320
Der König macht den Vorschlag ein National-Konzilium in Frankreich zu versammeln . . . . . 320
Tod des Königs Ludwig XIV. . . . . 321
Sein gottseliges Betragen im Sterbbette . . . . . 321
Seine Ermahnung an den Dauphin . . . . . 322
Die Sorbonne läugnet die Annahme der Bulle . . . . 323
Der Pabst entzieht ihr die Privilegien . . . . . 323
Die Konstitutionisten und Antikonstitutionisten . . . . 323
Der heil. Franziskus Regis . . . . . 324
Er widmet sich dem Dienste der Pestkranken . . . . . 324
Seine Tagordnung zu Fontcouverte . . . . . 325
Er wird zu den Missionen bestimmt . . . . . 326
Seine Vorliebe für die Armen . . . . . 326
Seine Bußübungen ungeachtet seiner angestrengtesten apostolischen Arbeiten . . . . . 327
Seine Demuth und Unerschrockenheit . . . . . 328
Seine kaum glaubbare Bekehrungen . . . . . 328
Beschwerlichkeit bei seiner letzten Mission . . . . . 329
Sein heiliger Tod . . . . . 330

Seite

Appellation der vier Bischöfe und der Sorbonne gegen die Bulle Unigenitus . . . . . 331
Weitere Appellationen werden mit Geld erkauft . . . 331
Oeffentlicher Uebertritt des Kardinals Noailles zur Partei der Appellanten . . . . . 331
Der Pabst verdammt die Appellationen durch die Bulle: Pastoralis Officii . . . . . 332
Widerspruch des Kardinals Noailles und seines Kapitels gegen diese Bulle . . . . . 332
Begünstigung der Parlamente und Magistrate . . . . 332
Entwurf des Doktors dü Pin zur Vereinigung der jansenistischen mit der englischen Kirche . . . . . 332
Doktor Petitpied führt zu Anieres eine neue Liturgie nach Art der holländischen ein . . . . . 333
Er wird endlich von dem Regenten fortgejagt . . . . 334
Abt dü Bois sucht vergebens den Kardinal Noailles zur Annahme der Bulle zu bewegen . . . . . 334
Klemens XI. wird von einem Fieber befallen . . . . 335
Seine Aeußerung über den Schutz des heil. Joseph in Rücksicht der Sterbenden . . . . . 336
Sein gottseliger Tod . . . . . 336
Schilderung seines tugendhaften Wandels . . . . . 336
Unzählbare Denkmäler seiner Wohlthätigkeit . . . . 337
Lästerungen der Sektirer gegen ihn . . . . . 338
Widerruf des Kardinals von Noailles . . . . . 339
Ihm folgt das Domkapitel und die Sorbonne . . . . 339

* * *

Einleitung zur Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts 341

Bischöfliche Bibliothek • Passau •

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Im Verlage der

**Wagner'schen Buchhandlung in Innsbruck**

ist ferners noch erschienen und

**durch alle Buchhandlungen**

zu beziehen:

# Vorarlberg,

aus den Papieren des in Bregenz verstorbenen Priesters

## Franz Joseph Weizenegger.

In drei Abtheilungen.

Bearbeitet und herausgegeben

von

**M. Merkle,**

Präfekt des k. k. Gymnasiums zu Feldkirch.

gr. 8. Drei Bände 1839. 7 fl. 12 kr. 4 Rthl. 6 fl. CM.

### I. Abtheilung enthält:

Allgemeine Uebersicht des Landes. Merkwürdige Personen. Ständische Verfassung. Landesvertheidigung. Rechtspflege. Natur-Erzeugnisse. Fabriken, Handel und Gewerbe. Auswanderung. Kirchliche ältere und neueste Abtheilung. Volkscharakter.

### II. Abtheilung:

Landesadel. Seine Besitzungen und ihre Veräußerung. Münzwesen der ältern Zeit. Nachrichten über einzelne Städte, Klöster und Orte der Herrschaften: Feldkirch, Bludenz, Bregenz, Hohenegg Blumenegg, Hohenems und des Reichhofes Lustenau.

### III. Abtheilung:

Landesgeschichte, von den vorchristlichen Zeiten bis zum Ende des österreichischen-Erbfolgekrieges.

# Das Land Tirol.

Drei Bände. gr. 12. 1838. broch. 7 fl. 30 kr. 4 Rthl.
12 ggr. 6 fl. 24 kr. CM.

I. Band enthält:

Einleitung. Nordtirol. Inn-, Lech-, Grossachenregion.

II. Band.

Südtirol. Etsch-, Drau-, Brenta-, Sarkaregion.

III. Band.

Nebenthäler. Vorarlberg.

---

# Handbuch

für

# Reisende in Tirol.

## In einem Bande.

Nach dem größeren Werke: „das Land Tirol," vielfach verbessert und berichtiget

von

## Beda Weber.

12. 1842. Mit Karte, geb. in Leinwand.

3 fl. 12 kr. 1 Rthl. 20 ggr. 2 fl. 40 kr. CM.

Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bérault-Bercastel, Antoine-Henri <<de>>, / Gams, Pius, / Margotti, Giacomo,

Des Herrn Abts de Berault-Bercastel, Domherrn an der Kirche zu Noyon, Geschichte der Kirche in einem getreuen Auszuge neun Bände

Bd.: 8

Innsbruck 1843

Passau, Staatliche Bibliothek -- S BBP/07 NA 242-8(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11339585-1